

Schwabenbilder

Zur Konstruktion eines Regionalcharakters



Projektgruppe (von links nach rechts): Daniel Weber, Carsten Kohlmann, Ulrike Künstle, Katrin Wilkens, Andreas Vogt, Michael Hermann, Frank Rumpel, Sylvia Hartig, Jörg Schütz, Andrea Keller, Ruth Stützle, Hollister Mathis, Angelika Brieschke, Steffen Rempel, Utz Jeggle, Katrin Weber (es fehlt: Silke Strecker)

Leitung der Ausstellung: Michael Hermann und Utz Jeggle
Gestalterische und ausstellungstechnische Beratung: Marina von Jacobs
Graphische Beratung: Petra Findeisen

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft
der Universität Tübingen, Projektgruppe „Schwabenbilder“

Schwabenbilder

Zur Konstruktion eines Regionalcharakters

Begleitband zur Ausstellung
„Schwabenbilder“ im Haspelturm des
Tübinger Schlosses, 18. April bis 1. Juni 1997

U N T E R S T Ü T Z T
D U R C H D I E



S T I F T U N G

ISBN 3-925340-97-1

Redaktion: Angelika Brieschke, Utz Jeggle, Steffen Rempel, Frank Rumpel,
Andreas Vogt

Endkorrektur: Andreas Vogt

Satz und Gestaltung: Steffen Rempel

Fotoarbeiten und
Umschlagvorlage: Bernd Bauknecht

Druck: Gulde-Druck Tübingen

Tübingen 1997

Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., Schloß, 72070 Tübingen

Inhalt

Utz Jeggle Vorwort	7		
Utz Jeggle „Wie echt“	9	Ulrike Künstle, Sylvia Hartig und Katrin Weber Gibt es ein schwäbisches Gesicht? Zur Rolle der Physiognomik für die Schwabensbilder	53
Katrin Weber Interviews: Methode	13	Andrea Keller, Ruth Stütze Schwabensbilder. Und Schwäbinnenbilder?	61
Angelika Brieschke Macht schwäbisch krank? Über den Schwaben als typus melancholicus	17	Andreas Vogt Der schmale Weg, der zum Leben führt... Über die kulturprägende Wirkung des Pietismus in Württemberg	71
Utz Jeggle Der sparsame Schwabe	25	Werner Unseld Schaffenssparenputzen Die württembergische Verbesserung der Sünder und die schwäbischen Produktivkräfte	79
Frank Rumpel Kehren und Bekehrtes	31	Silke Strecker Der „schwäbische Volkscharakter“ wird konstruiert Württembergische Oberamts- und Landesbeschreibungen des 19. Jahrhunderts	89
Utz Jeggle Der tapfere Schwabe	35	Utz Jeggle So isch no au wieder Zur Phylogenese des Schwaben	95
Arno Ruoff Der Schwabe und sein Schwäbisch	39	Sylvia Hartig, Ulrike Künstle Wie Schwaben Schwaben sehen Die Konstruktion von Schwabensbildern in der Genremalerei des 19. Jahrhunderts	103
Daniel Weber Sprache als Identifikationsmittel Warum die ehemalige badisch-württem- bergische Landesgrenze mehr und mehr zur Sprachgrenze wird	43		
Steffen Rempel „Schwobe schaffe, Badener denke!“ Zur Funktion und Entstehung bestimmter Schwabensbilder in Baden	45		

Andreas Vogt Zwischen „Schwäbisch Arkadien“ und „Musterländle“ Bilder eines Landes in Landschaftsmalerei und Fotografie	109	Steffen Rompel „Em Schwobaland, em Schwobaland so schee!“ Alte und neue schwäbische Identitäten in der populären Musik	171
Carsten Kohlmann Postkarten und Reiseandenken aus dem Schwabenland	119	Frank Rumpel „Duifer äckra, it so oberflächlich omanander scherra!“ Betrachtungen zeitgenössischer Mundartdichtung	183
Michael Hermann Die Kunst des Spagats Der Schwäbische Sängerbund zwischen Vaterland und Heimatland im 19. Jahrhundert	125	Katrin Wilkens Schwabentum als Performance Dr. Ulrich Keuler – Ein Portrait	193
Andreas Vogt Die anderen Schwaben Einblicke in die Geschichte württembergischer Judendörfer	133	Ralph Winkle Tatort Württemberg Schwabenbilder im zeitgenössischen Kriminalroman	197
Carsten Kohlmann Der Volkskundler August Lämmle und die Heimatschutzbewegung in Württemberg	143	Silke Strecker Wie Schwabenbilder betrachtet werden können Ein Literaturbericht	205
Friedemann Schmoll Iß langsam und kaue tüchtig Die Geschichte von Luise Haarers schwäbischem Nationalkochbuch, das eigentlich nie ein solches werden sollte	149	Hollister Mathis John Cranko und das Stuttgarter Ballettwunder	211
Hermann Bausinger Schwabenspiegel	155	Kaspar Maase „Eines nur“? Oder: Macht schwäbisch gesund? Kollegiale Kritik als Epilog	219
Angelika Brieschke Schwäbischer Minderwert	157		
„Ich will mich nicht einrichten mein Leben lang als Schwabe!“ Ein Gespräch mit Bernhard Hurm und Uwe Zellmer vom Theater Lindenhof, Melchingen	163	Anhang Literatur und Nachweise	223

Vorwort

Schwabenbilder sind Konstruktionen, das ist evident. Aber das Material und die Baupläne können lehren, wie solche Bilder des „Typischen“ zustandekommen. Was man über die Schwaben denkt und was die Schwaben über sich denken und was sie denken, was die Nichtschwaben über sie denken, eine solche mehrfache Spiegelung ist für eine Ethno-Graphie des regionalen Bewußtseins und Selbstbewußtseins von großem Interesse. „Ethno“ weist jedoch in die falsche Richtung, das traditionelle Denkmuster vom Ethnischen geht von einem geschlossenen „Stamm“ aus mit bestimmten fixierten Eigenschaften. Eine solche fest umrissene Gruppe, die sich von anderen absetzt, sind die Schwaben nicht und sind sie nie gewesen. Es gibt noch nicht einmal eine allseits anerkannte Grenze, die Schwaben von Nicht-Schwaben trennt. Im bayerischen Augsburg leben Schwaben, in Straßburg und in der Schweiz werden alle Deutschen in Schwaben verwandelt – nicht aus Zuneigung, wie sich versteht.

Diese Offenheit und Unklarheit der Fragestellung treibt den Sozialforscher leicht in den Nervenzusammenbruch, Empirische KulturwissenschaftlerInnen werden durch solche Vagheiten eher motiviert, denn methodisch sind sie nicht gegen, sondern für Überraschungen gerüstet. Das wird der Leser dieses Begleitbands zur Ausstellung „Schwabenbilder“ spüren, mancher Text wird ihn ärgern und provozieren, andere werden ihn vielleicht anregen, weiter zu reflektieren und zu assoziieren. Das tradierte Schwabenbild mit Tracht und täglichen Teigwaren ist ein Auslaufmodell, das im Museum und auf der Bühne bei

der schwäbischen Heimatperformance überlebt; dafür ist die Region und der Regionalismus zu einem zentralen Thema in der Europäischen Gemeinschaft geworden. Es geht dabei nicht um stammestümelnde Mentalität, sondern um räumliche Bezüge, die Orientierungshilfe leisten, aber unter Umständen auch zur Gefahr werden können. Deshalb sind die realitätsprägenden Kräfte solcher Bilder nicht zu unterschätzen. Der Schwabe ist nicht nur eine Erfindung des Albvereins, er ist ein Stereotyp, das einschließt und ausschließt, ordnet und aussondert, entzweit und vereint und das deshalb einen Blick aus höchst unterschiedlichen Perspektiven erfordert.

Es geht in diesem Band nur am Rand um eine Bestandsaufnahme der Klischees vom tüfteligen Geizkragen, der Häusle baut und Spätzle ißt; wir versuchen herauszubekommen, wann und mit welchen Interessen der Schwabe in heutiger Gestalt montiert wurde, wie er sich äußert, in welchen Schutzgebieten er überlebt, welche Metamorphosen er durchmacht und wie seine Karten neu gemischt werden – Stichwort Spätzle-Connection und Kreolisierung. Je näher wir der Gegenwart rücken, desto brüchiger wird das Eis, auf dem wir uns bewegen. Von daher ist ein gewisser historischer Überhang einzugestehen, wenn wir uns auch bemüht haben, beide Beine der Empirischen Kulturwissenschaft gleichmäßig zu belasten: das historische und das ethnographische.

Der Band sowie die Ausstellung, in die er hineinführt, ist das Ergebnis einer dreisemestrigen Projektarbeit. Die intensive Zusammenarbeit von 15 Studie-

renden und einem Lehrenden erzeugt kollektive Energien, gelegentlich auch Spannungen, jedenfalls vermittelt sie weit mehr als ein normales Seminar Theorie, Methode und Praxis der Empirischen Kulturwissenschaft. Solche Projekte passen schlecht in die aktuelle hochschulpolitische Diskussion, die von einer Studienzeitverkürzung um jeden Preis ausgeht, und die vor allem Lehrformen fordert und fördert, die schnelle Studienabschlüsse garantieren. Das kann ein Projekt nicht; denn da ist die ganze Palette von Erfahrungen der wissenschaftlichen Arbeit zugelassen und möglich: das Scheitern wie das Meistern, der Irrtum wie das Glück durch allerhand Gefahren und geistige Abenteuer doch noch ans Ziel zu kommen. Zeit ist ein Faktor, Langsamkeit keine Primärtugend, aber eine gewisse Bedächtigkeit und eine Bereitschaft nicht auf dem nächsten Weg zum Ziel zu kommen, ist für ein Studium, das mehr sein will, als eine bloße Berufsausbildung zumindest bedenkenswert.

Ein solches Unternehmen, das Berge nicht versetzt, aber immerhin Höhen und Tiefen durchschreitet, ist auf innere Kooperationsbereitschaft angewiesen, aber auch auf Hilfe von außen. Dankbarkeit zu erfahren und zu erlernen ist gleichfalls ein Ziel, das nicht mit Rasanz zu erreichen ist. Wieviele Anlässe hat es gegeben, sich zu wundern, daß uns „einfach so“ Hilfe zuteil wurde. Um zu beginnen: Frau Lutum-Lenger vom Haus der Geschichte begleitete mit Leihgaben und Ideen unsere Suche, Museumsleute (Ralf Beckmann aus Fellbach, Hermann Berner aus Mössingen, Mi-

chael Schödel aus Betzingen, Heidi Staib vom Landesmuseum in Stuttgart, Werner Unseld vom Landeskirchlichen Museum in Ludwigsburg) liehen großzügig Objekte aus ihren Schatzkammern, Herr Weissenbühler aus Neuweiler im Schönbuch hätte uns sein ganzes Haus zur Verfügung gestellt, die Landesstelle für Volkskunde unterstützte Recherchen, als Leihgeber danken wir außerdem der Volksbank Horb sowie all unseren InterviewpartnerInnen und dem Mann und der Frau auf der Straße, die uns mehr oder minder bereitwillig über ihr ganz persönliches „Schwabenbild“ Auskunft gaben.

Die Kollegen im LUI strukturierten durch Diskussionen, eine ganze Reihe schrieben sogar Artikel für diesen Band: Hermann Bausinger, Arno Ruoff und Kaspar Maase, der uns so heimleuchtete, daß wir seinen kritischen Beitrag als Fragezeichen ans Ende dieses Bandes gestellt haben.

Marina von Jacobs half uns für ‘n Appel und ‘n Ei beim Aufbau der Ausstellung.

Schließlich bleiben die Kosten. Unter dem Druck der Finanzmisere war eine Unterstützung durch das Institut und die Universität nur sehr beschränkt möglich. Umso dankbarer sind wir der Stiftung Kunst und Kultur der Landesgirokasse, die mit einem sehr, sehr großzügigen Betrag den Druck dieses Begleitbands ermöglichte. Die WZG in Möglingen veredelte mit feinen Weinen die Eröffnung.

Allen Spendern von materiellen und ideellen Zuwendungen ein herzliches Dankeschön!

„Wie echt!“

Schwabenbilder gibt es unbestritten – aber gibt es *den* Schwaben? Sind wir Schwaben alle geizig, werden wir rabiatiert, wenn der Nachbar die Kehrwoche schlampig erledigt, kaufen wir bei Breuninger Bleyle-Anzüge, essen wir Schupfnudeln unter der frivolen Bezeichnung Bubenspitze, fügen wir an jedes Substantiv diese nervensägende Diminutiv-Endung „-le“, die das Böse in der Welt miniaturisiert und homöopathisch dosiert, aus einem Schlaganfall ein harmloses Schlägle macht, schaben wir Schwaben die Spätzle von Hand oder ertüfeln wir wenigstens – wie Manfred Bulling, der ehemalige Stuttgarter Regierungspräsident – eine Spätzlespresse, die das schwäbische Nationalgericht so vollkommen unregelmäßig erstehen läßt, daß jedes einzelne Spätzle *wie echt* – das heißt hand made in Suevia – aussieht und schmeckt.

Wie echt ist ein wichtiges Stichwort für die Präsentation des Schwäbischen, Surrogate gehören zum Repertoire, Ersatzkaffee aus Zichorien, Uhrwerke, ja sogar Fahrräder (wie das Beispiel Casimir Bumiller aus Jungingen zeigt) aus Holz, Schuhe aus LKW-Reifen, Schneckenfallen aus Joghurtbechern – das Arsenal der Verwandlungstricks, die in der Welt der Armut erfunden und tradiert werden, ließe sich fortsetzen.¹ *Wie echt* sind aber auch die schwäbischen Trachten, die schon im 19. Jahrhundert den Malern zuliebe zumindest in Betzingen immer malerischer – das Wort verrät den Zusammenhang – gestaltet wurden und die neuerdings von Trachtenvereinen nach historischen Quellen ausgeheckt und von der Tübinger Uniformfabrik Negele getreu den Vorgaben



gefertigt werden. *Wie echt* oder echter als echt sind auch die Postkarten, die von der Firma Metz angefertigt wurden, und auf denen des Patrons Handschrift Anweisungen zur Retusche gibt: So wird für eine Hausfassade „ausbessern“ und für den Schmutz in einer Kandel „wegmachen“ angeordnet – Kehrwoche wenigstens optisch praktiziert, damit der Straßenzug in Lauffen a.N., von dem diese Geschichte überliefert ist, den Vorstellungen, die Schwaben von den Vorstellungen der Nicht-Schwaben über den Schwaben haben, visuell genügt.

Wie echt, das ist die Maxime für die Präsentationsform, zugleich auch die angemessene Antwort auf eine falsch gestellte Frage nach der Authentizität, die das Wesen der „Volkskultur“ insgesamt mißversteht, speziell aber die Transformation der Dinge beim Überwechseln ins Museum übersieht. Die Museumsstücke sind, was ästhetischen Schein angeht, allesamt authentisch, was ihren Gebrauchswert angeht, allenfalls *wie echt*. Diese Zweideutigkeit hat die Arbeit unserer Projektgruppe insgesamt gesehen erleichtert, indem sie uns lehrte, den Kontext zu verstehen und zu achten. Gibt es da noch schwäbische Dinge – oder ist das Schwäbische eine Frage der subjektiven Zuordnung und der gleichfalls nicht objektiven Interpretation? Wie umgehen mit einer liebevollen Sammlung wie die von Herrn Weißenbühler aus Neuweiler i.S., die entzückende Details bewahrt, die allesamt das Eigenschaftswort „schwäbisch“ in Anspruch nehmen dürfen, die aber im wesentlichen Zeugnisse einer regionalen Armutskultur

sind, die sich anderswo im zeitlichen Rahmen der Protoindustrialisierung ebenfalls findet: Ein extra Unterteller, in dem sich das überlaufende Bier sammelt, das aber nicht vom Bierfilz aufgesogen, sondern vom Trinker selbst als



sorgsam gehüteter Nachtschiff genossen wird, oder eine kleine Karaffe aus Porzellan, mit der jeder Öltropfen aufgefangen und aufbewahrt wird, oder aus Mössingen ein abschließbarer Mosthahn, der nicht nur die Hochschätzung des Haustrunks anzeigt, sondern auch ein Indiz des kolossalen Mißtrauens ist, das in dieser armen und engen Welt herrscht.

Gegenstände sind als Materialisierungen von Bedürfnissen zu verstehen; sie prägen den Menschen, der sie geprägt hat. Sauberkeit, Sparsamkeit, Abgeschlossenheit, Geiz sind vielfach beglaubigte schwäbische Charakterzüge, aber einmalig an ihnen ist allenfalls der Glaube an die Einmaligkeit dieses „typisch“ Schwäbischen. Die Schwabenbilder sind in erster Linie Armutzeugnisse, im schwarz-weiß der Habenichtse gestrichelt, schwäbisch ist daran nicht mehr und nicht weniger als der mentale Reflex auf die relative Verspätung des Landes bei



der industriellen Entwicklung und die Tatsache der Realteilung, die jenes Mißtrauen erzeugt, auf der anderen Seite aber auch Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit zuläßt und egalitäre Züge entwickelt.

Lokale Identität gehört zur vorindustriellen Welt, eine Reise in die Amtsstadt war nicht nur beschwerlich, sondern auch mit Ängsten besetzt. Einzelne Spezial-

Gruppen waren zwar häufig „unterwegs“, Handwerker auf der Walz, Adelige auf der Grand Tour, Bettlerinnen auf Diebes- und Raubzügen², aber sie waren dies nicht freiwillig, sie gehorchten der Not oder sozialen Pflichten, „echte“ Schwaben waren das jedenfalls nicht, die waren stets vom Heimweh gezeichnet, wie die beliebte Geschichte von Thaddäus Troll dies meisterhaft behauptet: Der Stuttgarter Geschäftsmann, der Kunden in Australien besucht hat, klagt in einer freien Stunde: „Karl, du bist doch an Allmächtsbachel, jetzt hocksch du am Sonntich en Sidnei ond drhoim sott mer d' Beem schpritz!“³

Regionale Identität wurde anezogen, württembergische und schwäbische.⁴ Das war die politische Bildungsarbeit des 19. Jahrhunderts, die viel stärker



auf symbolträchtige Inszenierungen setzte, auf Volksfeste oder auf Denkmale wie das Mausoleum für Königin Katharina auf

dem Rotenberg, mit dem Wilhelm seine persönliche Liebe metaphorisch ummünzte und sie sozialpolitisch benützte: Die Inschrift „Die Liebe höret nimmer auf“ über dem Hauptportal war Abschiedsgruß und Zukunftsversprechen zugleich, nützlich für die Konsolidierung der Monarchie, ein Wallfahrtsort für Königstreue und ein Ziel für Konfirmationsausflüge, ein Initiationsort, der einen zum Schwaben machte.

Der Staatsschwabe war ein großzügiges Modell, da stellte sich (zumindest theoretisch) die Frage nach der Abstammung nicht, der Hofbaumeister, nach dessen Plänen das Katharinen-Mausoleum gebaut wurde, hieß Salucci und war italienischer Abstammung – und im übrigen war ja auch die hochgerühmte Zarentochter Katharina herkunftsmäßig alles andere als eine Schwäbin. Die knapp zehntausend Juden, die man mit den neuwürttembergischen Gebieten hinzu gewonnen hatte, wurden zwar als Juden mißachtet, aber aus ihnen sollten ebenfalls Staatsbürger mosaischen Glaubens werden.

Schwabe war nicht der Ausgangspunkt, sondern das Ziel, jeder konnte zumindest Württemberger werden. Im 19. Jahrhundert gingen die Wege auseinander. Eine mehr staatsbürgerliche Definition, die an Bürgerrechte anschloß, führte zur württembergischen Identität. Eine stärker mentalitätsorientierte und stammestümelnde



Das Katharinen-Mausoleum auf dem Rotenberg bei Cannstatt.

revitalisierte alte Schwabenbilder und formulierte sie zeitgemäß als kulturelle Ansicht des guten „alten Rechts“ – wie das im Beispiel von Wilhelm Hauffs Schwabenroman *Lichtenstein* offenkundig wird. Diese schwäbische Identität war durch Geschichte, Geographie und Stammeseigenschaften bestimmt und in ihrem Rahmen spielte der Begriff Heimat eine wichtige Rolle. Der Schwabe wurde naturalisiert, genau in einer Zeit, in der die regionale Identität obsolet geworden war und in einer größeren nationalen Identität aufgehen sollte. So ist auch an ein Stäubchen Widerstand zu denken, Opposition gegen die Verpreussung Mitteleuropas, unzeitgemäßer aber dennoch respektabler Mut zur Kleinstaaterei und zum Kantönlindenken. Aber im wesentlichen fügten sich die Schwabenbilder in den Strom der Zeit, indem sie vage genug waren, um Wahlverwandtschaften zu begründen – z.B. der Schwabe als tapferer Krieger – und dennoch mißliebige Gruppen ausgrenzen zu können.

Diese Rechnung ging im Nazismus auf. Nicht nur wurden schon im Vorfeld genealogische Kunststücke vollbracht, indem beispielsweise eine schwäbische „Geistesmutter“ konstruiert wurde, Regina Bardili (1595 – 1669), die genetisch die gesamte schwäbische Denkerelite mit Geisteskraft ausgerüstet hatte. Weit problematischer als diese familienkundliche Spielerei waren schwäbische Verbrüderungsversuche zwischen den „Arbeitern der Stirn und den Arbeitern der Faust“, wie die Rede zur Volksgemeinschaft, die Theodor Haering 1934 hielt – auf schwäbisch – *wie echt!*⁵

Das war rhetorisches Talmi, passte aber genau in die integrativen Sehnsüchte der Zeit, soziale Unter-

schiede wurden verleugnet und durch stammes-tümelnde Surrogate ersetzt. Die schwäbischen Juden wurden wie alle anderen zur Flucht gezwungen oder deportiert und umgebracht, die schwäbischen Behinderten wurden wie andere auch, in einem Eil- und Scheinverfahren ausgesondert, mit den grauen Bussen nach Grafeneck auf der Schwäbischen Alb verbracht, und dort mit Gas ermordet.

Durch die Nazi-Katastrophe wurden Millionen zu Flüchtlingen gemacht, sie wurden vertrieben und suchten Hilfe und Solidarität – auch hier im Schwabenland. Die Bitterkeit, die viele Lebensgeschichten von Flüchtlingen prägt, zeigt, daß die Schwaben nur die eigene Not regulieren gelernt hatten, und einen Neuanfang den heimatsuchenden Neu-Schwaben so schwer als möglich machten. Aber auch der fremdenfeindliche Schwabe ist eine dieser Stereotypisierungen, denn erstens gab es auch andere Umgangsweisen (Neue Heimat), und zum anderen hat dieser Mobilitätsschub, diese demographische Revolution, die Frage, die zuvor mit dünkelfhafter Enge im Verweis auf genealogische Herkunft oder sprachliche Kompetenz beantwortet wurde, neu gestellt. Wer ist ein Schwabe? Gibt es den Schwaben überhaupt oder ist er nur eine virtuelle Konstruktion?

Am Anfang unserer Arbeit sammelten wir empirisches Material und unsere Interviewgruppe, die verschiedene Ideen (u.a. narrative Interviews, Straßeninterviews, Telefoninterviews, Radioeinsätze und Internetversuche) entwickelte und ausprobierte, war zunächst verwundert, wie wenig konturiert das Schwabenbild außerhalb Schwabens (beispielsweise in



1941: Graue Busse holen Heimbewohner der Anstalt Stetten ab.

Hamburg) erscheint. In unserer Projektgruppe, die in großer Mehrzahl sich aus vermeintlichen Schwaben rekrutierte, herrschte das schwäbische Vorurteil von der Wertschätzung, zumindest von der affektiven Besetzung der Schwabenbilder, doch es zeigte sich: Außer in Baden werden die Schwaben noch nicht einmal gehaßt. Ein Schlüsselerlebnis war der Anruf bei einer alten Frau Müller in Biberach; sie antwortete auf die keineswegs raffinierte Frage: „Was fällt Ihnen bei Schwäbisch ein und haben Sie Bilder von den Schwaben?“ auf schwäbisch „I brauch koine Bilder, i leb im Altersheim.“

Das Beispiel zeigt deutlich, daß die Dekonstruktion des Schwaben gar nicht so wichtig ist, es gibt ihn auch in den Köpfen der Schwaben nur sehr schemenhaft. Diese Blässe schien manchem Gesprächspartner, auch im Projekt, schützenswert. Die Furcht, die Bilder durch neugierige Nachfragen zu verfestigen war groß. Keine Sorge, die tradierten Bilder werden zwar gezeigt, aber sie sind nur Indizien für eine folgeschwere Konstruktion des 19. Jahrhunderts, das die Hohe Zeit der Verschabung Schwabens war. Heute können wir ohne eifernden Zorn damit umgehen, die Schwabemacher haben weitgehend ausgedient.

Der alte Schwabe ist ein Auslaufmodell, das sich mit Teilzeitbeschäftigung begnügt. Den „Vollschwaben“, der nur Schwabe war, gab es nie, er war immer auch noch anderes. Aber jetzt hat er Metamorphosen durchgemacht, ist er ein anderer geworden. Am wohlsten fühlt er sich im Museum, wo er noch Tracht tragen und an der Flachsbreche arbeiten und in der Vitrine behaglich sein Pfeifchen schmauchen darf. Er hat noch einen jüngeren und erfolgreicheren Bruder dazu gewonnen, der sein Schwabentum in Medien und im Show-Geschäft verwertet. Er spielt im Kriminalroman den Kommissar Bienzle, im Frühstücksradio nervt er schlaftrunkene Zuhörer mit der Schwaben-Saga, er gibt Konzerte mit dem Markenzeichen Schwabenrock, er schreibt Gedichte, in denen Schwäbisch als Weltsprache enttarnt wird: *When I defend = wenn i de fend!*

Er ist wieder – oder immer noch? – *wie echt*; er präsentiert seine Echtheit auf der Bühne oder er transloziert sie ins Museum.

Unter der Hand hat sich neben diesen Teilzeit- und Präsentations-Schwaben ein neuer Schwabe entwikkelt.

Er realisiert, daß schwäbisch nur marginale Identitätsstiftung zuläßt. Er kennt neue Konzepte, die Heimat auch außerhalb einer räumlichen Zuordnung gewähren. Der neue Schwabe stammt nicht notwendig aus Bietigheim-Bissingen, er kommt ebenso oft aus Izmir oder Südafrika, er spricht oft nicht schwäbisch, trotzdem gewährt ihm die Region mehr als die auf Monopolisierung der Zugehörigkeit bedachte Nation: Heimat und Identität, aber in radikal neuen Formen, medial vermittelt, als Projektionsangebot.

Jean Améry fragte in einem verzweifelten Essay „Wieviel Heimat braucht der Mensch“⁶, und seine Antwort war ebenso radikal wie verwirrend. Wir fragen, welche Heimat braucht der Mensch, und bekommen zur Antwort, daß der Regionalismus kein bloßes museales Projekt oder ausschließliche „performance“ einfordert und gestattet, sondern auch eine neue Kulturbürgerschaft formuliert und formiert, die allerdings in John Crankos Choreographien, in Cem Özdemirs politischen Ideen oder in Giovane Elbers Toren mehr Zugehörigkeit stiftet als im Gaisburger Marsch. Der neue Schwabe ist so chaotisch wie Professor Rössler, so geschickt und cleverle wie Gönnewein oder der Musical-Unternehmer Deyhle, so musisch wie Rilling, so volkstümlich wie Fischer und seine Chöre, so tüftlerisch wie der andere Fischer und seine Dübels, so ganz und gar widersprüchlich, daß dringend ein Ordnungskonzept erhalten muß, dem wir die Aufgabe eines Stereotyps zuweisen und das wir in Ermangelung einer besseren Bezeichnung „Schwäbisch“ nennen wollen.

Anmerkungen

- 1 Gottfried Korff (Hg): Flick-Werk. Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur. Stuttgart 1983.
- 2 Vgl. dazu Sabine Kienitz: Unterwegs. Frauen zwischen Not und Normen. Tübingen (TVV) 1989.
- 3 Thaddäus Troll: Deutschland, Deine Schwaben. Hamburg 1968, S. 35.
- 4 Friedemann Schmolz: Verewigte Nation: Studien zur Erinnerungskultur in Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1995.
- 5 Theodor Haering: Rede auf Alt-Tübingen, gehalten bei dem Heimatabend der Professoren und Weingärtner. Tübingen 1935.
- 6 Jean Améry: Heimat – auf der Suche nach der verlorenen Identität. Wien 1995.



Interviews: Methode

1. Ausgangspunkte

Objekte wie Spätzlespressen und Sackausklopfmaschinen können als *Schwabenbilder* sprechend gemacht werden. Desweiteren können Fragen an historische Schriftquellen gestellt werden, um Entstehung und Spielformen schwäbischer Zuschreibungen in der Geschichte zurückzuerfolgen. Eine weitere Methode kulturwissenschaftlicher Forschung ist die Befragung der *Schwabenbilder* in den Köpfen der Menschen durch Interviews.

Der Einsatz mündlicher Erhebungsverfahren begründet sich aus folgenden Überlegungen:

Interviews und Umfragen ermöglichen es, eine Sammlung aktueller Stereotypen anzulegen. Ein breites empirisches, wenn auch nicht repräsentatives Datenmaterial liefert die Grundlage für eine Interpretation gegenwärtiger Tendenzen. Zudem bietet es sich an, diesen „Stereotypen-Pool“ mit den Erkenntnissen anderer methodischer Zugänge zu vergleichen. Diese Ergebnisse ermöglichen es, Theorien zu entwickeln und nicht zuletzt, die Stereotypen in den Köpfen der ForscherInnen zu hinterfragen und zu korrigieren.

Viel wichtiger noch als die reine Sammlung von *Bildern* ist die Frage, welche Funktionen und Anwendungsgebiete Klischees und Stereotypen haben. Der Schwerpunkt des Erkenntnisinteresses lag hier in der Frage, wie diese *Bilder* in einen generellen oder spezifi-

schen Argumentationskontext eingebunden sind und welche Botschaften damit transportiert werden. Außerdem wurden die möglichen Anknüpfungen von aktuellem Stereotypenwissen an historische Muster untersucht.

2. Forschungsdesign

Um diesen unterschiedlichen Anforderungen gerecht zu werden, wurde im Lauf des Forschungsprozesses drei Befragungsstufen entwickelt. Mit dem Ziel durch unterschiedliche Befragungssituationen graduell und qualitativ unterschiedliche Ergebnisse zu erhalten. Gleichzeitig sollte die Vergleichbarkeit durch die Beibehaltung der Eingangsfrage in allen drei Bereichen gewährleistet bleiben.

Straßenumfragen

Mit der Frage „Was fällt Ihnen zu Schwaben ein?/Was ist für Sie typisch schwäbisch?“ sahen sich die Menschen in insgesamt 6 Städten im Bundesgebiet konfrontiert. Die Auswahl wurde vor allem durch die Vorannahme geprägt, daß sich stereotype Vorstellungen mit zunehmender Distanz ihr Gepräge verändern. Hamburgs Fußgängerzone versprach andere Aussagen

als die auf der Stuttgarter Königsstraße. Dem nachbarschaftlichen, politischen, konfessionellen und historischen Reibungsfeld spürten die Umfragen in Ravensburg, Villingen-Schwenningen, Heidelberg und Freiburg nach. Insgesamt kamen so 430 Kurzinterviews zustande.



Sackausklopfmaschine: Aus Mehlsäcken wird auch das letzte Stäubchen herausgeklopft. Erfindung eines schwäbischen Tüftlers zu Beginn dieses Jahrhunderts.

Telefonumfrage

Ergänzend zur Straßenumfrage lief die Telefonumfrage. Es wurden im ganzen Bundesgebiet Menschen mit dem Namen „Müller“ aus dem Telefonbuch ausgewählt. Das Anliegen der „Müller-Umfrage“ war, den Radius der Sammlung weiter zu vergrößern. Zudem erschien nach den ersten Umfragen die Interviewsituation auf der Straße als zu unruhig. Die Hoffnung, die größere Anonymität und die entspanntere Atmosphäre mache die Leute redseliger, bestätigte sich allerdings nicht.

Leitfaden-Interviews

Kernstück der empirischen Arbeit sind die narrativen Interviews. Anhand von Leitfragen ging es nun um die Suche nach Anwendung und Funktion von Stereotypen. Es wurden 19 durchschnittlich eine Stunde dauernde Interviews geführt.

Die InterviewpartnerInnen wurden so ausgewählt, daß in annähernd ausgewogenem Zahlenverhältnis Geschlechter, Altersgruppen, soziale Schichtung zu Wort kamen. Wichtig war die Eigendefinition der Personen als schwäbisch oder nichtschwäbisch. Der Fragenkatalog des Leitfadens stellt sich auf diese Unterscheidung ein.

Abgefragt wurden, wie in den Straßen- und Telefonumfragen auch, die Wissensbestände an stereotypen *Bildern*. Die weiteren Fragen zielten auf Herkunft, Selbstverständnis, spezifische Erfahrung sowie die Wertungen derselben. Die Fragen waren so angelegt, daß sie über das Selbstbild, das Fremdbild, das vermutete Selbstbild und das vermutete Fremdbild der Interviewten Auskunft geben sollten.

3. Auswertungsmodus

Die auf die Transkription folgende Auswertung richtete sich nach den beiden oben schon genannten Schwerpunkten der Sammlung und des Umgangs mit Stereotypen über Schwäbisches.

Aus Straßenumfragen und Telefonumfragen wurden die diversen Schwabenmotive herausgefiltert und tabellarisch geordnet. Sie wurden folgenden Kategorien zugewiesen: Charakterzüge, Sprache/Kultur, Küche/Trinkkultur, Landschaft/Städte, Wirtschaft, Schwabenhäuser, „nichts/gar nichts“. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Umfrageeinheiten der jeweiligen Stufe schloß sich an.

Diesem Auswertungsdurchlauf wurden auch die Leitfaden-Interviews, soweit möglich, unterzogen. Es folgte die Zuordnungen von paraphrasiertem Text zu den Leitfragen. Der zweiten Schritt ermittelte das dargestellte Selbstbild, das Fremdbild, sowie vermutetes Selbst- und Fremdbild. Diesem Analyseteil schloß sich eine eigene Beurteilung des bearbeiteten Interviews mittels eines kurzen Textes an, der die herausgearbeiteten Kernaussagen nochmals zusammenfaßte.

4. Kurzes Fazit

Wie man in diesem Ausstellungsbeihft beim Durchblättern bemerkt, finden sich die oben genannten Ansätze nicht in der Form umgesetzt, wie Anspruch, Materialfülle und -qualität, sowie teilweise auch der Ausarbeitungsstand das möglich gemacht hätten. Gründe hierfür waren einerseits der hohe Arbeitsaufwand. In weit stärkerem Maße haben sich jedoch die Unstim-

migkeiten in der Projektgruppe über die methodische Konzeption ausgewirkt.

Auf die direkte Auswertung von Interviewmaterial stützen sich nichtsdestotrotz die Artikel „Schwäbischer Minderwert“ von Angelika Brieschke, der Artikel „Schwobe schaffe, Badener denke“ von Steffen Rompel und Frank Rumpels Bericht „Kehren und Bekehrtes“.

Interviewauszüge sind diesem Buch zudem als illustrative Orginaltöne beigefügt.



„Der Schwabe, der hat eine feste Meinung über seine Werte – so ‘das gegebene Wort’ oder die ‘Sauberkheit’. Da hat er eine feste Meinung drüber und diese feste Meinung, die teilen die Schwaben zwischen sich. Ja, es sind vielweniger Kenntnisse als Überzeugungen. [...] Außerdem, es wäre schade, wenn man den Schwaben nicht am Dialekt erkennen könnte. Dann würde nicht mehr viel vom Schwaben übrigbleiben, ja, wenn er keinen Dialekt mehr hat.“

(Interview mit einem französischen Studenten, 27 J.)



Alles, was die Eheleute Frech aus Fellbach zur Körperpflege brauchten.



Wäscheschrank in der Schlafkammer der Fellbacher Pietistin Marie Frech (1996).

Macht schwäbisch krank?

Über den Schwaben als *typus melancholicus*

1981 veröffentlichte ein Autorenteam der Tübinger Universitäts-Nervenlinik in der Fachzeitschrift *Der Nervenarzt* einen Artikel mit dem Titel *Depressive Erkrankungen bei Schwaben und Heimatvertriebenen*.¹ Grundlage des Artikels war eine retrospektive Studie an 1153 Patienten, die im Zeitraum von 1961 bis 1968 stationär in der Tübinger Nervenlinik behandelt worden waren. Anhand dieser über tausend Krankengeschichten von Schwaben und – als Vergleichsgruppe – nicht-schwäbischen Heimatvertriebenen sollte die Ausgangsthese „Schwaben neigten stärker zu Melancholie als Angehörige anderer deutscher Volksstämme“² überprüft werden. Medizinisches Unterscheidungskriterium: endogene oder reaktive Depression.³ Das Ergebnis bestätigte die These im wesentlichen: Schwaben erkrankten zu 60% an endogenen und zu 40% an reaktiven Depressionen. Bei den Heimatvertriebenen war das Verhältnis genau umgekehrt: 60% litten unter reaktiven und 40% unter endogenen Depressionen.

Die Mediziner attestierten dem Schwaben daraufhin einen „dem *Typus melancholicus* nahestehenden Charakter“⁴. Einige Monate später machte sich ein bekanntes Hamburger Nachrichtenmagazin mit viel Freude und noch mehr Häme über diesen klinischen Befund her:

„und an Nervenheilanstalten war im Südwesten ja auch nie ein Mangel. Der heillosig wirre Genius Friedrich Hölderlin dient den Anhängern der düsteren Schwabentheorie dabei ebenso als Beispiel wie der von indischen

Heilslehren faszinierte Dichter Hermann Hesse ('Unterm Rad', 'Siddharta'). Und vom gebürtigen Stuttgarter Georg Wilhelm Friedrich Hegel sagt Thaddäus Troll, sein dialektisches Denksystem entspreche 'diesem schizophrenen Stamm' der Schwaben ganz besonders. Für die Richtigkeit mancher Mutmaßungen über die teils mitleidig verspotteten, teils abschätzig behandelten schwäbischen Charaktermerkmale ist nun auch noch, kaum zu glauben, der medizinischen Beweis erbracht worden: Die Schwaben sind wirklich so, wie sie scheinen.“⁵

Die regional zuständige Presse zuckte zurück:

„Ein psychiatrischer Lauschangriff auf die Schwabenseele“⁶ – „Ein subtiler Mensch ist auch melancholisch. Falls nicht, ist er bestenfalls ein Rheinländer. [...] Wären die Ärzte zu einem anderen Ergebnis gekommen, die Schwaben hätten melancholisch gestoßenseufzt, daß nun auch die Wissenschaft nichts mehr taugt“⁷.

Zwei Jahre später erlangte einer der Artikelschreiber, Wolfgang Johannes Weise, den Doktorgrad der Medizin mit der Dissertationsschrift *Zur Häufigkeit endogener und reaktiver Depressionen bei Schwaben und Heimatvertriebenen*.⁸ Die nämliche Studie mit dem nämlichen Ergebnis – und die medizinische Laiin ist geneigt zu wünschen, der Doktorand hätte die von ihm verwendete Literatur beherzigt: „Niemand eine retrospektive Erhebung durchführen“⁹, warnt Herbert Immich unmißverständlich in seiner verschriftlichten Einführungs-

vorlesung *Medizinische Statistik*.¹⁰ Aber wie auch immer: Dies war der vorläufig letzte epidemiologische Höhepunkt zu diesem Thema.

Achtzig Jahre vorher sah man die Sache an gleicher Stelle noch völlig anders. Der erste Rechenschaftsbericht der neugegründeten Tübinger Nervenlinik erschien 1901, sieben Jahre nach deren Eröffnung. Der Direktor Ernst Siemerling stellte dabei bei den Tübinger Patienten ein „ungemein starke[s] Überwiegen der sog. einfachen Seelenstörung mit 61%“¹¹ fest. Die Patienten stammten zu 93% aus Württemberg, und Siemerling, der vorher an der Berliner Charité beschäftigt war, bemerkte einen beachtenswerten Unterschied: In Tübingen gab es neben den 61% an einfachen Seelenstörungen Erkrankten nur 4,2% Paralytiker und 6,6% „Deliranten und Alkoholisten“. ‚Nur‘ deswegen, weil in Berlin die Deliranten und Alkoholisten mit 41% überwogen, 15% an einer Paralyse und lediglich 17% an einer einfachen Seelenstörung erkrankt waren.¹²

Trotzdem meinte Siemerling nicht, diesen Befund einem wie auch immer definierten Volkscharakter zuzuordnen zu müssen. Er kam zu einem ganz anderen Ergebnis:

„Das starke Ueberwiegen der depressiven Form der Seelenstörung in der Form der Melancholie hat wohl in erster Linie darin seinen Grund, dass das Hauptkontingent der Aufnahmen die ländliche Bevölkerung stellt und dass unter dieser erfahrungsgemäss, wie es auch anderswo beobachtet ist (z.B. in der Provinz Schleswig-Holstein), die depressiven Formen unter dem Bilde der Melancholie überwiegen. Abgeschlossenheit des Wohnortes, Verbreitung des Sektenwesens konnten zuweilen als begünstigende Momente für das Zustandekommen der Erkrankung angesehen werden. Ein Teil dieser Kranken suchte die Hilfe der Klinik auf, nachdem der Versuch, in einer Geheimsanstalt Genesung zu finden, fehlgeschlagen war.“¹³



Die Tübinger Nervenlinik

Wie man sich denken kann, ist dieses medizinische Ja-Nein-Spiel fortsetzbar. Aber es haben und hatten nicht nur Ärzte etwas zu diesem Thema beizutragen: Lange bevor das schwäbische Gemüt dissertationsfähig wurde, gab es in der Literatur Hinweise auf die mutmaßliche Schwermut der Schwaben – wobei hier natürlich nicht unbedingt mit eindeutigem, diagnostischem Vokabular gerechnet werden darf.

„Der Schwabe ist häuslich und fleißig, opfert aber gerne der Freude, weil er gemütlich ist; aus seiner Gemütlichkeit folgt wieder Religiosität, die oft in Schwärmerei und Melancholie ausartet; noch im achtzehnten Jahrhundert trieb man Teufel aus, vorzüglich aus Weibern; es müssen aber doch welche zurückgeblieben sein“¹⁴,

meinte Karl Julius Weber 1826 nach seiner Reise durch das Königreich Württemberg.

„In dem dicht bevölkerten kleinen Binnenstaat haben die meisten alle Hände voll zu thun, um nur den Nahrungsstand zu sichern und der Nothdurft des Lebens zu genügen. Der Trieb, dem freien Genius zu folgen, stößt nach allen Seiten auf eberne Schranken. Dieser Konflikt findet nun [...] darin seine Lösung, daß der Einzelne [...] gerne im Innern, in der Welt der Gedanken, Träume und Gefühle, einen Ersatz sucht. Es ist daher dem Schwaben auch ein stiller, reflektirender Ernst, eine bald nüchterne, bald träumerische, in sich gekehrte Lebensrichtung eigen.“¹⁵

So das Königlich Statistische Landesamt 1884. Und 1904:

„Durch den ausgebreiteten Einfluß, den die religiöse Richtung des Pietismus im Lande gewonnen, wurde der Zug nach Verinnerlichung besonders gemebrt. Die übermäßige Lebenslust der Schwaben, die im 16. Jahrhundert noch

für die leichtsinnigsten unter den Deutschen gegolten hatten, wich, wenigstens im Altwürttembergischen, mehr und mehr einer ernsten, stillen und in sich gekehrten Grundstimmung“¹⁶.

Eine „seltsame Mischung von verschlossener Zurückhaltung und offener Zutraulichkeit, von rechnerischem Scharfsinn und träumerischem Spintisieren, von inniger Religiosität und gänzlich mangelndem Autoritätsglauben, von verschimmelter Nesthockerei und verbissenem Wandertrieb, von unglaublicher Philisterhaftigkeit und offenem Weltsinn“¹⁷



konstatierte August Lämmle bei den Schwaben. – Für Thaddäus Troll sind sie ein Volk von „Individualisten, Eigenbrödlern, Käuzen, Bruttlern, Sinnierern und Sektierern“¹⁸.

Und – wir haben uns im Kreis gedreht – auch die oben erwähnte Tübinger Studie von Gestrich, Schied, Blank, Weise und Heilmann hat bereits Eingang gefunden in die volkstümliche Schwaben-Literatur. In dem neuesten Werk von Karl Napf, einem schwäbischen Ministerialrat, ist der Schwabe als Melancholiker bereits zum ‘Schwaben als solcher’ mutiert.¹⁹ Johannes Gestrich hat mit seiner Einschätzung eben in jedem Fall recht: „Es ist auch zu bedenken, daß solche Charakterisierungen selbst eine prägende Kraft besitzen können.“²⁰ In diesem Sinne stolpert man auch ständig über die Anekdote von Theodor Haering – bereits bei Thaddäus Troll augenzwinkernd zitiert – von „einem Psychiater, den es immer wieder nach Tübingen zog, damit er in der Universitäts-Nervenklinik ‘wieder einmal die herrlichen schwäbischen Schizophrenien sehen könne.“²¹ Haering selbst nahm die Sache sehr ernst: Jene Geschichte, über die er in seinem *SchwabenSpiegel* unter der Kapitelüberschrift *Die Gefahren des schwäbischen Charakters*²² berichtet, gab ihm schwer zu denken:

„‘einmal wieder diese herrlichen schwäbischen Schizophrenien zu sehen’ – also jene Art von Geisteskrankheiten, die, wie ihr Name sagt, eine Art von Spaltung des Geistes und Gemütes eines Menschen darstellt. Offenbar ist gerade dies ja die Krankheit, die dem Schwaben vor allem droht, wenn er die Gegensätze, die in ihm liegen, nicht mehr in gesunder Weise lebendig zusammenzubalten und zu verbinden vermag.“²³

Es liegt auf der Hand, daß sich vornehmlich Mediziner zu diesem Sachverhalt geäußert haben. Es darf eben auch nicht außer acht gelassen werden, daß die Pathologisierung des schwäbischen Charakters mit dem Fortschreiten psychologischer Erkenntnisse und der Ausdifferenzierung des ärztlichen Standes einhergeht. Und dennoch: Bei allem Mißtrauen gegenüber medizinischen Festschreibungen zeigt sich in der Tat Verblüffendes, wenn das Thema *nur* von der einen, der rein pathologischen Seite her betrachtet wird.

Wie sieht das Krankheitsbild ‘Melancholie’ als solches aus? Melancholie, so scheint es, liegt in einem bestimmten ‘melancholischen’ Charakter begründet, und die dazu gehörigen Eigenschaften sind – der Schwäbin schwinden die Sinne – wahrhaft außergewöhnlich: Ordentlichkeit, Gewissenhaftigkeit und hoher Leistungsanspruch (!) wurden von ärztlicher Seite²⁴ als konstitutive Wesensgrundzüge des Melancholikers ausgemacht. Und die Beschreibung der melancholischen Persönlichkeit kommt uns, nachdem wir uns längere Zeit mit dem Schwaben an sich und als solchem befaßt haben, merkwürdig vertraut vor:

„Durchweg kennzeichnen Schlichtheit und Sauberkeit den äußeren Habitus, auch den der Angehörigen, für die sie sorgen. Im Umgang mit den alltäglichen Dingen herrscht vorbedachtes Aufräumen und Aufgeräumthalten. Das Arbeitsleben ist durchweg bestimmt von Fleiß und Gewissenhaftigkeit, Pflichtbewußtsein und Solidität.“²⁵

Auch die darauf folgenden Kurzfassungen einer ‘depressiven Wesensart’, die aus Studien zusammengestellt wurden, die zusammengenommen ein halbes Jahrhundert abdecken (1910 – 1961), unterscheiden sich nicht wesentlich von dem, was wir heute bei unseren Umfragen auf die Frage ‘Was fällt Ihnen zum Schwaben ein?’ als Antwort gehört haben: „geizig, sparsam, fleißig, arbeitsam, schaffig, bodenständig, ernst“²⁶ –

„Arbeitstreu, sehr fleißig, tätig, pflichteifrig, peinlich genau, übersparsam, ordentlich, solid, fromm.“²⁷ Welche Beschreibung meint den Schwaben und welche den Melancholiker?

„Betriebsamkeit, Sparsamkeit, einen mit Nachdenken verbundenen Fleiß“²⁸ bescheinigte nicht nur Gustav Rümelin, der Leiter des Statistisch-Topographischen Bureaus in Stuttgart 1863 dem württembergischen Volkscharakter. Ohne jetzt wiederum eine fortsetzbare Aufzählung von Belegen folgen lassen zu wollen: Bei *diesen* schwäbischen Eigenschaften sind sich die Landesbeschreiber, Volkskundler, Historiker und sonstigen Dichter und schriftstellernden Schwaben einig wie selten. Und einige Wissenschaftler haben sich auch daran gemacht, die Herkunft dieser Eigenschaften zu klären. Doch dazu später.

Zunächst – die schwäbische Schwermut einmal als gegeben betrachtend: Welche Erklärungsversuche gibt es dann? Auch wenn eine mögliche Erklärung wahrscheinlich irgendwo in der Mitte liegt; wie immer, wenn es um *Verhalten* geht, finden sich Vertreter für die beiden Seiten: Das Verhalten ist ererbt – das Verhalten ist erlernt. So auch hier.

In welcher Zeit vor allem die Vertreter der ersten Seite zur Sprache kamen, liegt auf der Hand. 1938 faßte Hans Jörg Weitbrecht, der im Stuttgarter Bürgerhospital tätig war, seinen *Beitrag zu einer schwäbischen Stammespsychopathologie* folgendermaßen zusammen:

„Wer in Schwaben Psychiatrie treibt, sieht sich vor die Notwendigkeit gestellt, Religionspsychologie zu studieren. In welchem hohem Maße religiös-weltanschauliche Inhalte in endogenen Psychosen sowie in pathologischen Reaktionen und Entwicklungen eine Rolle spielen, ist auffallend. Nach unserer Überzeugung sind dafür nicht im letzten Grunde traditionell-umweltgebundene Faktoren – also etwa die überreiche Durchsetzung Schwabens mit religiösen Gemeinschaften und Sekten – sondern stammesmäßige biologische Ursachen maßgebend, die ihrerseits wiederum den Untergrund für die grüblerisch-spekulative Eigenart des schwäbischen Stammescharakter bilden, aus dem sekundär sich das geistig-traditionelle Schwabentum entwickelt.“²⁹

Dabei muß allerdings deutlich gesagt werden, daß Weitbrecht kein Genetiker, sondern Psychiater war und er mit diesem Beitrag keine auch nur irgendwie quantita-

tive Studie vorgelegt hat. Aber die Frage nach der Vererbbarkeit von Geisteskrankheiten war für ihn offensichtlich gar keine Frage. Ebenso wenig wie für Robert Gaupp, der von 1906 bis 1936 Direktor der Tübinger Nervenklinik war. Gaupp, der unstrittig eine in Fachkreisen hochgeschätzte Persönlichkeit war³⁰ und genauso unstrittig als Rassehygieniker Zwangssterilisation³¹ Geisteskranker für vertretbar hielt, äußerte sich im *Südwestdeutschem Ärzteblatt* 1949 in seinem Beitrag *Schwäbische Psychiatrie – eine historische Betrachtung* wie folgt:

*„Zunächst noch einiges über die **seelischen Erkrankungen** hier im Schwabenland. Ich habe schon erwähnt, daß bei den sogenannten „Gemütskranken“ hier in Württemberg die Depressionszustände zahlenmäßig sehr überwiegen. Sie tragen sehr häufig **hypochondrische** Wesenszüge, manche sind mit zwangsneurotischen Erscheinungen verbunden. Sehr häufig erleben wir bei den schwäbischen Kranken eine Zunahme depressiv-hypochondrischer Verstimmungen im **absteigenden** Teil ihrer Lebenskurve. Der **Humor** fehlt zwar nicht ganz, ist aber kein starkes Element im schwäbischen Volkscharakter, verglichen etwa mit dem Rheinländer oder Bayern. Selbst manische Erregungen in heiterer Tobsucht sind oft sehr arm an wirklichem*

*Witz oder echtem Humor. **Zähigkeit und Gründlichkeit** ist dem Schwaben zu eigen, aber auch **Schwerfälligkeit, Schüchternheit, Bescheidenheit und Wortkargheit** bei sehr **lebhaftem Rechtsgefühl**. **Querulantentum** ist recht häufig und man spricht bei uns nicht ohne Grund von ‘echt schwäbischem Eigensinn’, vom ‘schwäbischen Dickkopf’. [...] Aus der religiös-philosophischen Struktur schwäbischer Eigenart nimmt die **Schizophrenie**, diese wichtigste Krankheit endogener Natur, ihre reichhaltigen Symptombilder, [...]. Die Verlaufsform Hölderlin’scher Schizophrenie tritt uns bei vieljähriger Erfahrung immer wieder einmal in ergreifender Deutlichkeit vor Augen. [...] In Württemberg, das ja bis vor wenigen Jahrzehnten eine ziemlich seßhafte Bevölkerung hatte und altes Kulturland ist, besteht viel Inzucht und wer, wie ich, vier Jahrzehnte in diesem Lande ärztlich tätig ist, lernt die Mannigfaltigkeit erblich bedingter Erkrankungen kennen und erlebt die Einflüsse kombinierter Belastungen, also Krankheitsbilder mit schizophrenen, zirkulären, epileptischen, imbezillen Einschlügen.“³²*

Auch wenn einige Passagen dieses Zitates zum Sarkasmus reizen – schließlich entbehrt es nicht einer gewissen Pointe, daß dem Arzt die schwäbischen ‘Erregungen in heiterer Tobsucht’ zu wenig witzig sind –, insgesamt läßt einem die rohe Entschiedenheit des Mediziners eher den Atem stocken. Vor allem, wenn man bedenkt, was solche Festschreibungen in manchen Zeiten bedeuten können. Im Nationalsozialismus waren die Folgen für Kranke unter Umständen fatal, schließlich wurden auch Geisteskranken als ‘unwertes’ Leben eingestuft. Die Vorstellung eines genetischen – und damit irreparablen – ‘Defektes’ begünstigt eine solche Denkweise. Das ist auch der Grund, warum ich diese Aussagen in keinem Fall un widersprochen stehen lassen



*Graffiti am Hölderlinturm in Tübingen: „Der Hölderlin isch et veruckt gwä.“
Die Meinungen gehen auseinander.*

möchte³³ und kurz darauf eingehe, was *Erbgenetiker* zu dem Thema 'Vererbung von Geisteskrankheiten' zu sagen haben. Florian Schilcher kommt in seinem Buch *Vererbung des Verhaltens* im Kapitel *Psychopathologie* – nachdem er die bisher durchgeführten Studien zu diesem Thema vorgestellt und diskutiert hat – zu folgendem lapidaren Ergebnis: „Wo man hinsieht, finden sich Hinweise auf genetische Faktoren, aber überall spielt auch die Umwelt eine nicht zu vernachlässigende Rolle.“³⁴ Insgesamt scheinen sich die Fachleute einig zu sein, daß nicht eine Krankheit selbst, sondern nur die *Möglichkeit* für eine Krankheit vererbt wird:

„Ein 'Gen' ist keine absolute und unwiderrufliche Determination; es ist eine Möglichkeit; eine Möglichkeit – so wäre fortzufahren – die sich nicht zwangsläufig in phänotypische Wirklichkeit umsetzen muß.“³⁵

So gesehen scheint die Umwelt eine nicht zu unterschätzende Rolle zu spielen, und die Frage nach dem 'erlernt' taucht wieder auf. Wie der *schwäbische* Charakter erlernt worden sein könnte, damit haben sich insbesondere Volkskundler, Historiker, Theologen und Schwaben beschäftigt. Auf zwei – Werner Unseld und Joachim Trautwein – möchte ich näher eingehen, wobei die Argumentation der beiden sich in einem wesentlichen Punkt unterscheidet: Unseld sieht den schwäbischen Charakter als von einer Obrigkeit den Schwaben aufgezwungenen an; für Trautwein ist er eher aus einer Art Selbstdisziplinierung durch eine Bewegung von unten entstanden.

„Schaffen, putzen, sparen – diese Mentalität ist nicht nur, aber wesentlich doch auch Resultat der mehr als zweihundertjährigen Geschichte der Kirchenkonvente, die zu einem systematischen Alltagshandeln und einer methodischen Lebensführung erzog.“³⁶

Disziplinierung durch Strafe – für Werner Unseld ist die Einführung der Kirchenkonvente Mitte des 17. Jahrhunderts ein maßgebliches Moment bei der Formung des schwäbischen Charakters. Der Kirchenkonvent, ein Gremium aus geistlicher und weltlicher Obrigkeit, fungierte als Sittengericht. Unterstützt durch Spitzel in der Bevölkerung, kontrollierte er das Verhalten der Gemeindemitglieder und verurteilte Delikte wie Sauferei, Völlerei, Üppigkeit, Unzucht, Sonntagsentheiligung,

Kartenspielen, nicht genehmigte Tänze und und und. Daß ein zweihundertjähriges, harsches Eingreifen in das öffentliche und private Verhalten jedes einzelnen nicht ohne Auswirkungen bleiben kann, erscheint nachvollziehbar:

„Die Kirchenkonvente bewirkten eine dem Calvinismus verwandte, asketisch-arbeitssame Lebensführung. Dadurch, daß einzelne konkrete Handlungen immer wieder bestraft wurden, andere nicht, wurden Qualitäten ausgelesen, Tugenden gezüchtet, der württembergisch-schwäbische Volkscharakter modelliert.“³⁷

Für Joachim Trautwein ist dagegen eine andere geschichtliche Entwicklung, eine Entwicklung von unten, ausschlaggebend: der Pietismus.³⁸ Einerseits das Recht auf Gewissensfreiheit und eigenständiges Nachdenken einfordernd und andererseits für eine ethische Disziplin eintretend, hat der Pietismus tief auf das Selbstverständnis und Selbstbewußtsein jedes einzelnen eingewirkt. Die pietistische Ethik verlangt vor allem zweierlei: Frömmigkeit und Fleiß. Frömmigkeit basiert dabei für den Pietisten auf Gotteserkenntnis, und dafür standen ihm drei Wege offen: die Bibel, das Gewissen und die Natur, aus denen sich – nach Trautwein – „Ordnung (Fleiß, Pünktlichkeit), Rationalität (Planung) und Forscherdrang (Naturwissenschaft, Industrie, Konstrukteure)“³⁹ entwickelt haben. Trautwein macht diese Entwicklung an einem eher unorthodoxen Beispiel klar:

„Der Zusammenhang zwischen pietistischer Ethik und allgemeinen württembergischen Tugenden läßt sich etwa an dem Begriff des 'Werklers' und an dem Wertepaar 'faul-fleißig' zeigen. Ursprünglich war 'Werkler' ein Schimpfwort für Pietisten, denen man vorwarf, sie würden sich die Gnade Gottes durch unermüdliches Nachdenken, Tun und Werken ('Werkeln') erwerben wollen. Durch den Bedeutungswandel hat das Wort säkularisiert einerseits die Betonung 'immer etwas tun müssen' (ohne sich Ruhe zu gönnen) und andererseits die Betonung 'Erfinderdrang' gewonnen. Beides, mit Licht und Schatten, ist hierzulande wohlbekannt. Und schließlich ist in Württemberg nichts so verwerflich wie 'Faulheit'.“⁴⁰

Leider hat dieser schlüssige Erklärungsversuch für uns einen schwerwiegenden Schönheitsfehler: Trautwein

zeigt ‘nur’ auf, wie Tugenden der pietistische Ethik und schwäbisch-württembergische Charaktereigenschaften ineinander aufgingen, wobei dem Pietismus eine verstärkende Funktion zukam.⁴¹ Der Ursprung dieser Eigenschaften verliert sich im Dunkel der Geschichte – genauer gesagt im 17. Jahrhundert, denn wie oben bereits erwähnt, galten die Schwaben im 16. Jahrhundert noch – wegen ihrer übermütigen Lebenslust (!) – als die „leichtsinnigsten unter den Deutschen.“⁴²

*„Wonne und Vogelsang
Ist in Schwaben - - -
sagt der Schenk Konrad von Landeck im Sankt Gallischen um das Jahr 1280.“⁴³*

Und ein aus dem 15. Jahrhundert stammender Schweizer Dominikaner, der lange unter den Schwaben gelebt hat, berichtet folgendes:

„Das Land ist sehr bevölkert, das Volk das tapferste, hochgewachsen, blond, von schöner Gesichtsbildung, sehr beredt, in seiner Sprache reich an Synonymen, Worten und Redensarten mehr als die übrigen Deutschen. Sie sprechen mit heller Stimme und singen wie Trompeten, sind lebensfroh bei spärlicher Nahrung, kleiden sich reinlich und baden viel.“⁴⁴

– Was ist passiert? Oder vielmehr: *Ist was passiert?* Vielleicht ist die eigentliche Frage nicht die Frage nach den Zuschreibungen, sondern die Frage nach den Zuschreibern.⁴⁵ Letztendlich läßt sich nämlich problemlos – literarisch – nachweisen, daß der Schwabe ein tapferer Krieger und feiger Angsthase, offen und ‘verdrückt’, herzlich und unfreundlich, einfach strukturiert und knitz hintergründig ist, die Schwäbin aber von schönem Antlitz und eher unansehnlich ist, und daß man mit ihnen schnell und nur langsam Kontakt knüpfen kann. Ganz abgesehen davon, daß der Schwabe evangelisch beziehungsweise katholisch ist, womit auch die Herkunft des wirklich typischen Schwaben – Remstal und Oberschwaben – hinreichend erklärt wird.

Und dennoch, wankenden Schwabenbildern zum Trotz: Irgendeine Zusammengehörigkeit, eine subtile Affinität zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem muß es geben. Denn – ganz ehrlich ganz unwissenschaftlich – der Schwabe als rheinische Frohnatur, womöglich mit Berliner Schnauze? UNVORSTELL-

BAR. Und schließlich wurde ja auch bei der neuesten, der 14. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks ermittelt, daß „psychische Erkrankungen [bei Studierenden, a.b.] in der Neckarstadt stärker verbreitet sind als im Bundesdurchschnitt.“⁴⁶

Anmerkungen

- 1 Depressive Erkrankungen bei Schwaben und Heimatvertriebenen; e. epidemiologischer Beitrag zur Frage der höheren Neigung der Schwaben zur Melancholie / J. Gestrich, H.-W. Schied, W. Blank, W. Weise u. H. Heimann. In: Der Nervenarzt. Heidelberg: Springer, 1981, 52. Jg. S. 153-162.
- 2 Ebd., S. 153.
- 3 Als ‘endogen’ werden Depressionen bezeichnet, die – ohne somatische oder psychische Ursachen – quasi aus dem ‘Inneren’ einer individuellen seelischen Verfassung heraus auftreten. Melancholie ist ein Synonym für endogene Depression. Der Psyhyrembel erklärt die Krankheitsbilder folgendermaßen: endogene Depression: affektive oder bipolare affektive Psychose, Affektpsychose, bipolare Depression, manisch-depressive Psychose, Melancholie, monopolare, periodische, phasische, primäre, psychotische, vitale, zirkuläre Depression, Schwermut u.a.; klassischer Typ der Depression, familiär gehäuft auftretend – Entstehungsursache unbekannt(!). Reaktive Depression: auf äußere Auslöser, Verluste, Kränkungen oder belastende Lebensumstände beziehbares depressives Syndrom. Der äußere Auslöser muß in seiner objektiven Schwere der Intensität und Dauer der reaktiven Depression adäquat sein; sonst endogene Depression, bei der nicht selten ebenfalls für den akuten Schub äußere Belastungsfaktoren erhebbbar, sind. Die eindeutige Zuordnung gelingt oft nur durch Beobachtung des Verlaufs. In: Psyhyrembel: Klinisches Wörterbuch. 256., Neubearb. Aufl. Berlin u.a.: deGruyter, 1990.
- 4 Depressive Erkrankungen ... S. 161. Wie Anm. 1.
- 5 Der Spiegel, 19.04.1982, „Höhere Neigung“.
- 6 Stuttgarter Nachrichten, 30.04.1982, „Ein psychiatrischer Lauschangriff auf die Schwabenseele“.
- 7 Stuttgarter Zeitung, 20.04.1982, „Schwaben-Schwermut“.
- 8 Wolfgang Johannes Weise: Zur Häufigkeit endogener und reaktiver Depressionen bei Schwaben und Heimatvertriebenen. Univ. Diss. Tübingen, 1984, Titelblatt.
- 9 Herbert Immich: Medizinische Statistik; e. Einführungsvorlesung. Stuttgart u.a.: Schattauer, 1974. S. 34.
- 10 Gequält mit der Frage, ob nicht-schwäbische Heimatvertriebene wirklich die optimale Vergleichsgruppe für nicht-heimatvertriebene Schwaben ist, verliert sich die Leserin bei der

- Lektüre in diversen Diagnose-Diagrammen, um auf Seite 33 das aussagekräftige Ergebnis des schwäbischen Mediziners verblüfft zur Kenntnis zu nehmen: „Es zeigt sich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Typus melancholicus und den Eigenschaften, die den schwäbischen Volkscharakter ausmachen sollen. [Unterstreichung von mir, a.b.]“ Weise: Zur Häufigkeit ... Wie Anm. 8.
- 11 Ernst Siemerling: Bericht über die Wirksamkeit der psychiatrischen Universitätsklinik zu Tübingen in der Zeit vom 1. November 1893 bis 1. Januar 1901. Tübingen: Pietzcker, 1901. S. 19. Unter die Bezeichnung 'einfache Seelenstörung' wurden damals neben „Verrücktheit“ alle Formen der Manie und der Melancholie subsumiert.
- 12 Vgl. Ebd., S. 20.
- 13 Ebd., S. 22.
- 14 Karl Julius Weber: Reise durch das Königreich Württemberg. Erstausgabe ohne Verfasserangabe 1826. Stuttgart: Steinkopf, 1978. S. 152.
- 15 Das Königreich Württemberg; e. Beschreib. nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden / hrsg. vom k. statistischem Landesamt. Stuttgart: Kohlhammer, 1884. S. 240.
- 16 Das Königreich Württemberg; e. Beschreib. nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden / hrsg. vom k. statistischem Landesamt. Stuttgart: Kohlhammer, 1904. S. 68.
- 17 In: Thaddäus Troll: Deutschland deine Schwaben. 1.-12. Tausend. Hamburg: Hoffmann u. Campe, 1967. S. 91.
- 18 Ebd., S. 39.
- 19 „Tatsache ist, daß wissenschaftliche Untersuchungen an der Universitätsnervenklinik Tübingen ergaben, daß der geborene Württemberger eher zur Schwermut, ja sogar zur Depression neigt als all die 'Reingschmeckten'. Als 'schwäbische Krankheit' könnte daher mit Fug die Melancholie angesehen werden und nicht etwa der Geiz, wie boshafte Norddeutsche manchmal behaupten.“ Karl Napf: Der Schwabe als solcher. Stuttgart: Theiss, 1994. S. 119.
- 20 Depressive Erkrankungen ... S. 160. Wie Anm. 1.
- 21 Troll: Deutschland, Deine Schwaben, S. 169. Wie Anm. 17.
- 22 Theodor Haering: SchwabenSpiegel. Reutlingen: Oertel & Spörer, 1949. S. 75.
- 23 Ebd., S. 76.
- 24 Vgl. Hubertus Tellenbach: Melancholie. 4. erw. Aufl. Berlin: Springer, 1983. S. 64-113. Hubertus Tellenbach war der ehemalige Leiter der Abteilung Klinische Pathologie an der Psychiatrischen Klinik der Universität Heidelberg.
- 25 Ebd., S. 66.
- 26 Über die im Rahmen unseres Projektes durchgeführten Interviews und Umfragen siehe die Beiträge der Interviewgruppe in diesem Buch.
- 27 Tellenbach: Melancholie, S. 68. Wie Anm. 24. Referiert wurde dabei eine Studie von J. Lange aus dem Jahre 1926.
- 28 Gustav Rümelin: Der Württemberger; d. schwäbische Volkscharakter, 1863.1884. Neuausgabe / Hrsg. Statistisches Landesamt Baden-Württemberg. 2. Aufl. 1989. S. 18.
- 29 Hans Jörg Weitbrecht: Beitrag zu einer schwäbischen Stammespsychopathologie. In: Zeitschr. für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. Berlin: Springer, 1938, Bd. 162, Heft 3. S. 343-400. S. 399.
- 30 Vgl. Schwäbisches Tagblatt, 22.10.1991, Extrablatt.
- 31 Gaupp war kein Nationalsozialist. 1936 wurde er, obwohl er um Amtsverlängerung gebeten hatte, zwangseremitiert und durch einen erklärten Nazi-Anhänger ersetzt. Aber Gaupp hatte zu dem rassistischen Gedankengebäude dieser Zeit seinen Beitrag geleistet: „Auf der Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie [...] hält 1925 der Tübinger Psychiatrieprofessor Robert Gaupp ein Referat: 'Die Unfruchtbarmachung geistig und sittlich Kranker und Minderwertiger.'“ In: Ernst Klee: 'Euthanasie' im NS-Staat; die 'Vernichtung lebensunwerten Lebens'. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verl., 1983. S. 29.
- 32 Robert Gaupp: Schwäbische Psychiatrie; e. historische Betrachtung. In: Südwestdeutsches Ärzteblatt. Stuttgart: Enke, 1949, 4. Jg., Heft 7. S. 119-123. S.120f. Fettungen entsprechend Zitat.
- 33 Selbstverständlich weiß ich um meine medizinische Inkompetenz bei diesem Sachverhalt, und ich bin mir darüber im klaren, daß mit Literaturzitataten der Streit um die Vererbbarkeit von Geisteskrankheiten nicht entschieden werden kann. So er denn entschieden werden kann.
- 34 Florian von Schilcher: Vererbung des Verhaltens; e. Einführung für Biologen, Psychologen u. Mediziner. Stuttgart: Thieme, 1988. S. 308.
- 35 Tellenbach: Melancholie, S. 33. Wie Anm. 24.
- 36 Werner Unsel: Die schwäbische Verbesserung der Sünder; vom Kirchenkonvent zur Kehrwoche. In: Zwischen Konzil und Kehrwoche. (Ausstellungskatalog) Textband. Ludwigsburg: Landeskundliches Museum, 1994. S. 140-149. S. 148.
- 37 Ebd., S. 147.
- 38 Vgl. Joachim Trautwein: Religiosität und Sozialstruktur. Stuttgart: Calwer Verlag, 1972.
- 39 Ebd., S. 54.
- 40 Joachim Trautwein: Pietismus – ein folgenreicher Sonderfall. In: Konfession – eine Nebensache? Stuttgart u.a.: Kohlhammer, 1984. S. 105-133. S. 129f.
- 41 „So blieb es nicht aus, daß die Pietisten durch ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit selbst im fleißigen und sparsamen Württemberg unerreichbar waren.“ Trautwein: Religiosität. S. 49. Wie Anm. 38.
- 42 Das Königreich Württemberg, 1904. S. 68. Wie Anm. 16.
- 43 Julius Hartmann: Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit. Stuttgart: Gundert, 1901. S. 15.
- 44 Ebd., S. 30.
- 45 So ist uns im Projekt auch allenthalben entgegengehalten worden, der Schwabe selbst (re)produziere die meisten Schwabenbilder.
- 46 Schwäbisches Tagblatt, 21.06.1996, S. 21, „Fast siebzig Prozent gehen jobben“.

Der sparsame Schwabe

Im Selbstbild sieht er sich sparsam, von außen wird er als geizig denunziert – jedenfalls ist die *Avaritia* keine Todsünde in der Schwaben-Moral. Kleinbäuerliches Dasein lehrte den Blick auf Details, die egalitäre Erbform der Realteilung schulte die Wachsamkeit gegen Übervorteilung und setzte kleinliches Teilen als gültiges Prinzip. Das stiftete zwar auch die Grundlage für einen Gerechtigkeitssinn, der aber zugleich rechtshaberisch und engkariert unterfüttert war. Der Heilige Martin, der ohne Pflicht seinen Mantel mit einem dahergelaufenen Armen teilte, war kein schwäbischer Schutzpatron.

S'Sach zusammenhalten war eine Überlebensstrategie, die den Sinn ebenso für „lohnende“ Beziehungen – speziell bei Ehen – prägte, wie sie ihn für die subtile Erkenntnis von Vorteilen schärfte. Da aber jeder in dieser kleinbäuerlichen Welt mit gleichem Mißtrauen im sozialen Feld operierte, war kaum Raum für Großzügigkeit, allenfalls für demonstrative und als werkgerecht ritualisierte Mildtätigkeit. Diese galt auch nur Rand- und Außenseitern und bewies die Rechenschaftigkeit des kleinbäuerlichen Systems auch in Fragen der Almosen und des Mitleids.

Die Achtung vor der kleinen Differenz als Grundlage der kleinbäuerlichen Existenz führte zur Hochschätzung des kleinen Betrags, wer den Pfennig nicht ehrt, ist die Mark nicht wert, oder wie das ins schwäbische Denken übersetzt in einem Reim auf der Rückseite

eines Einlagebüchleins aus der Frühzeit des Sparkassenwesens heißt:

*„Wer nicht auf den rothen Pfennig achtet
Im Kleinen will nicht sparsam sein
Vergeblich nach dem Taler trachtet
In des Silberglanzes Schein.“¹*

Aber das Einlagebüchlein ist das Leitmotiv eines anderen Genres der Sparsamkeit, das nicht mehr im Sparstrumpf statt hat, sondern im Sparbüchle und seinen Artverwandten seinen Container findet. Die „Württembergische Sparcasse“ – das Wort Bank war eigenhändig von der Königin Katharina geändert worden – „war eine im Interesse der Armen gegründete wohltätige Anstalt“, die 1818 auf Betreiben der Königin Katharina von Württemberg als Einrichtung

„der Armenfürsorge und Wohltätigkeit [...] ins Leben gerufen [wurde], um der ärmeren Bevölkerung die Möglichkeit zu geben, ihre Ersparnisse zinsbringend anzulegen.“²

So ging es anders als bei Geschäftsbanken nicht um die Balance von „Kapitalsammelstelle“³ und Kreditvergabebeeinrichtung, sondern die Sparkassen, so wird dies noch 1928 propagiert, „haben die Aufgabe, kleine und kleinste Kapitalien herauszuziehen, um auch dem kleinen Mann bei der Kapitalbildung behilflich

zu sein.“ Die ideengeschichtlichen Grundlagen hatte in England Daniel Defoe (*An essay on projects*, 1697) gelegt, die „Armen“ sollten von Alkohol, Spiel, Müßiggang abgehalten und zum Sparen erzogen werden. Adam Smith hatte in seiner Schrift *Der Wohlstand der Nationen* Grundsätzliches formuliert:

„Kapital wird durch Sparsamkeit erhöht und durch Verschwendung und Mißwirtschaft vermindert. Sparsamkeit und nicht Erwerbsfleiß ist die unmittelbare Ursache für das Anwachsen des Kapitalstands. Tatsächlich schafft erst der Erwerbsfleiß, was durch Sparsamkeit angesammelt wird, doch was immer auch mit Fleiß erreicht werden mag, ohne Ersparnis kann der Kapitalbestand niemals größer werden.“⁴

portofrei erledigt⁵ und in aller Eile wurde ein umfassendes Filial- und Agentennetz aufgebaut: 1889 zählte man 499 Annahmestellen für Erspartes im Land. Die Württembergische Landessparkasse verfügte 1913 über 649 Agenturen; weitere 1732 Agenturen wurden von 71 Oberamts- und städtischen Sparkassen beaufsichtigt. Mit 21% aller Sparstellen des Deutschen Reichs hielt Württemberg eine Spitzenstellung inne. Kein anderer deutscher Staat hatte ein Netz vergleichbarer Dichte aufzuweisen. Aber trotz der leichten Zugänglichkeit zu einer Spargelegenheit war das Sparaufkommen bei den württembergischen Sparkassen, verglichen mit den anderer Staaten des Reichs, eher unterdurchschnittlich.⁶ Rein statistisch ist der Schwabe also, zumindest was seinen Sparfleiß angeht, gar nicht so ungewöhnlich gewesen.

Land	Einlage 1913	Zahl der Sparbücher	Einlage	Sparbücher je Einwohner	Einlage je Einwohner
Württemberg	626 Mio.	841.511	744 RM	2,8	266 RM
Baden	954 Mio.	753.799	1.266 RM	2,8	452 RM
Sachsen	1.954 Mio.	3.437.807	568 RM	1,3	437 RM
Reich			809 RM	2,6	292 RM

Das nicht konsumierte Geld sollte sich in Kapital verwandeln, dies obwohl in der Protoindustrialisierung viele Bürger Württembergs am oder unter dem Existenzminimum darbtten und vor lauter Not kaum das tägliche Brot zusammen kratzen konnten – wie sollte da noch etwas vom Munde abgespart werden? So ist es jedenfalls nicht die ganze Wahrheit, wenn die Mildtätigkeit der ersten Sparkassen gegenüber dem Sparer überbetont wird.

Die neue Lehre, daß das Geld arbeite und der Konsumverzicht verzinsungsfähiges Kapital anhäufe, wurde großzügig propagiert und gegen die kleinen populären Lüste gestellt; der abendliche Trunk, das Herumsitzen im Wirtshaus sollte als gottlos oder aber ins weltliche übersetzt als vertane Zeit gegeißelt werden. Dafür gab es öffentliche Unterstützung: Die Bankkorrespondenz wurde von der württembergischen Post

Es war also weder der Sparwille so elementar und effektiv ausgeprägt, wenn man ihn mit der badischen und vor allem der sächsischen Konkurrenz vergleicht, noch war der Spargedanke eine schwäbische Erfindung, sondern er kam aus England und über Oldenburg nach Württemberg. Königin Katharina, die in erster Ehe mit Prinz Georg von Oldenburg verheiratet war, hatte das Sparen als moralische Anstalt von dort mitgebracht. Hinzu kam eine politische Blockade, wie zumindest in einer Festschrift der Landesgirokasse gemutmaßt wurde, daß Sparsamkeit als pietistisch-schwäbische Tugend von sozialistischen und kommunistischen Gruppen als Werkzeug des Kapitalismus verteufelt worden sei. Wer durch Verzicht ein kleines Vermögen angesammelt hatte, war als Revolutionär unglaubwürdig. Deshalb die Parole: Wer spart, ist ein Verräter.⁷ Das gab argumentativ auch umgekehrt einen Schuh: Das Sparbüchle vertreibt den revolutionären Vergesellschaftungselan

und stärkt den Eigentumsvorbehalt gegen kommunistische Utopien – wer spart, hat etwas zu verlieren. So war der sparsame Schwabe eher ein Ziel der Gewerbspolitik als eine Voraussetzung.

Dafür wurden verschiedene Medien pädagogisch eingesetzt, wurden auch populäre Erzählstoffe in Stellung gebracht, wie in Forchtenberg die „alte Heimatsage, die der Künzelsauer Oberamtspfleger Hahn so reizvoll versifiziert hat“: Der Teufel auf der Mutstaffel, die das klassische Motiv vom verarmten Bauern aufgreift, der sich beim Teufel Geld leiht, und, wenn er es nicht übers Jahr zurückbringt, seine Seele als Pfand verliert. Der Bauer schafft und spart und spart, so daß er seinen Kredit zurückzahlen kann:

*„Seit jener Zeit beachten sehr
Die Forchtenberger diese Lehr’:
Wer immer redlich schafft und spart,
Bleibt vor des Teufels List erspart.“⁸*



Eine Spardose ist eine Spardose ist eine Spardose...



„Sauberkeit und Sitz“: „Standard“-Männerunterbosen, gegeben in Stuttgart 1991.

Auch da ist zumindest latent ein Mißtrauen gegen Leih- und Zinswesen, das als teuflisch Zeug empfunden wird. Ähnlich argumentiert auch der „Sparapostel“ Pfarrer Mayer aus Kupferzell: 1776 veröffentlicht er im Hohenlohischen Kalender eine Sparsamkeitslitanei, wobei er die guten alten, sparsamen Zeiten mit den gegenwärtigen vergleicht. Basis dieser Denkweise war eine Gleichsetzung zwischen Sparen als risikoarmem, dafür zinschwachem Kapitalanhäufeln und risikobereitem Kapitaleinsatz. Im Gegensatz zum Sparer sind der Schuldenmacher und der Finanzjongleur bis heute in der Stufenleiter der schwäbischen Tugenden unten durch; Witze vom Kleinsparer, der sich ab und zu sein Erspartes zeigen läßt, sind ebenso Indizien, wie die in den 50er Jahren aufkommenden Spott-„Flurnamen“ wie Schuldenbuckel o.ä. Da warf der Pietismus lange Schatten: Der einflußreiche pietistische Prälat Sixt Carl Kapff veröffentlichte 1856 eine Schrift *Der glückliche Fabrikarbeiter, seine Würde und Bürde, Rechte und Pflichten, Sonntag und Werktag, Glaube, Hoffnung und Gebet.*⁹ Und da heißt es nach der Aufzählung der pietistischen Tugenden:

„Mit freudiger Rührung sah er dieses Bild einer glücklichen Arbeiterfamilie, die ihr Glück nächst Gott der Sparkasse zu verdanken hatte.“¹⁰

Die Sparkasse griff auf pietistische Ideale zurück. Johann Jakob Moser hat in seiner Selbstbiographie das „Betragen gegen mich selbst“ beobachtet und unter dem Stichwort „Genügsamkeit“ folgendes notiert:

„Sonst bin ich für meine Person mit wenigem in allen Stücken herzlich vergnügt, wünsche es nicht anderst und nehme es, wann ich es gleich anderst haben könnte, nicht an: An mir selbst spare ich am meisten.“¹¹

Sparsamkeit war eine Haltung gegen das eigene Ich, deshalb verzinst sie nicht nur das vom Mund abgeparte, sie entsündigte auch den Lebenswandel, statt vulgärer Freuden wurde ein Lob der Enthaltbarkeit gepredigt, die Lust am Verzicht, der sich ähnlich wie Frömmigkeit später einmal „auszahlen“ würde. Das Sparbuch war deshalb nicht nur Kapital- sondern auch Charakterbildner, es hielt in Zahlen fest, was an Verzicht geleistet worden war. Von daher ist zu verstehen, daß Sparsamkeit als Zielvorstellung propagiert wurde, denn sie nützte der staatlichen Finanzpolitik und der privaten Tugendlehre gleichermaßen. Wie die Statistik zeigt war die Sparsamkeit keine spezielle schwäbische Wirklichkeit, aber eine politische Absicht, die im Interesse mehrerer gesellschaftlicher Gruppen lag.

Das hatte nur sehr indirekt mit Kapitalbeschaffung zu tun. Der pietistischen Tugend des Rechtschaffenen steht modernes Finanzgebaren und riskantes Unternehmertum entgegen. Spekulativ war man nur in geistigen Dingen, irdisch hält man 'sein Sach' eher zusammen, als daß man es aufs Spiel setzt, das nicht immer im Reichtum endet, sondern gelegentlich auch vor dem Konkursrichter. Eine einschlägige Anekdote erzählt Karl Napf. Da sagt der Meister aus der Trikotagenfabrik von der Alb zum Azubi:

„So, jetzt geben wir aufs Amtsgericht und melden Konkurs an, damit du des au amol g'sebe basch.“¹²

Zu dieser Einübung in Leichtfertigkeit steht der „Entaklemmer“ im Widerspruch, der in Thadäus Trolls Schauspiel ein angemessenes Denkmal bekommen hat,

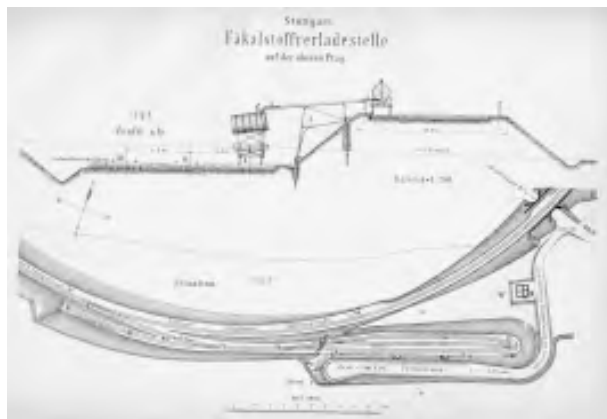


Sohlenschner für die Arbeit mit dem Spaten.

das uns lehrt, daß niemand einem anderem etwas gönnen darf und alles zur Vermehrung des eigenen Besitzes nützen muß. Diese Tendenz geht bis zur „Vergoldung“ der eigenen Ausscheidungen. In Stuttgart erschien 1880 eine Schrift, die zur erklärten Absicht hatte, „die Abfuhr der Fäkalstoffe von einer Last für das städtische Budget zu einer Einnahmsquelle umzuformen.“¹³ „Mit diesen Errungenschaften steht Stuttgart unerreicht da.“¹⁴ Der einfache Grund des fäkalen Erfolgs, „dass sie bei gleicher Wirkungsweise billiger sind als andere Düngmittel.“ So rechnet der Aktienverein zur Beschaffung von Latrinendünger in Schorndorf: 23 Waggons Latrinen à 200 Ctr. = 4600 Ctr. kommen in ihrer Wirkung gleich 184 Wagen Stalldünger à 25 Ctr. = 4600 Ctr., kosten aber nur halb soviel.¹⁵ „Die Latrine ist fast viermal billiger als Guano.“ Und als Kronzeuge für die Wundertätigkeit des Menschenmists wird ein elsässischer Bauer aus der Gegend von Straßburg zitiert, der sagt:

„Wo das Guanosäcklein läuft über's Feld Da wächst nicht viel und ist kein Geld.“¹⁶

Diese Metamorphose ist bemerkenswert, die Verwandlung von Kot in Geld grenzt an Zauberei und realisiert diverse populäre Wunschvorstellungen vom Geld- oder Dukatenscheißer. Es ist ökonomisch interessant, aus Abfall einen „Wertstoff“ machen zu können, der mit Gewinn zu verkaufen ist. Aber was ist daran schwäbisch? Es steht in einem Kontext der Urbanisierung und ist gerade da eher unspezifisch für die Schwabenart. So sind auch vulgärpsychoanalytische Konstruktionen, die diesen Zusammenhang zwischen Sparsamkeit und Sauberkeit mit dem analen Charakter erklären, wenig hilfreich. Das ist vielleicht für individualgeschichtliche Entwicklungsprozesse von Belang, aber als schwäbisches Charakteristikum ist es reine Fiktion. Kann eine zu lange Nachtopfsitzung oder zu frühe Reinlichkeitsdressur über Mentalitätsprofile entscheiden? Selbst wenn im Einzelfall solche Fixierungsmaßnahmen traumatische Folgen zeitigen, so sind sie jedenfalls mit der Kennzeichnung „schwäbisch“ oberflächlich, ja falsch etikettiert.



Plan zu einer Fäkalstoffverladestelle (um 1880).

Es gibt Indizien wie die ewig benützten Besen der Marie Frech in Fellbach, die Sparsamkeit und Sauberkeit verknüpfen. Aber zugleich lehrt das Beispiel, daß aus dem Kontext gelöste „Schlüsselsymbole“ häufig willkürlich zugeordnet werden und ebensoviel verdecken wie sie zeigen. Viel wichtiger sind komplexe Eigenschaftsbündel, die Entwicklungen auslösen, die wiederum die Grundlage für weitere Folgeprozesse bilden und die Ursache und Wirkungsformen ineinander verknöten; Geprägtes prägt und Prägendes wird geprägt. Joachim Trautwein hat das für den Pietismus einleuchtend beschrieben und analysiert. Seine Schrift *Religiosität und*

*Sozialstruktur*¹⁷ untersucht zwei Grundthesen, die Trautwein anfänglich vorstellt:

- „1. Der Pietismus in Altwürttemberg wurde bis hin zu seinen theologischen und ethischen Aussagen von dem württembergischen Land, seiner Sozialstruktur und den in Württemberg vorhandenen Formen religiösen Denkens, kirchlicher und außerkirchlicher Art, geprägt.
2. In Altwürttemberg wurden andererseits durch die pietistische Bewegung gewisse Werthaltungen und soziale Strukturen entwickelt oder verstärkt.“¹⁸

Ein Netz doppelter Wirkweisen also, das komplexe Faktoren in sich aufnimmt: Die Ausgangsbedingungen sind nach Trautwein, daß es in Württemberg keinen nennenswerten landsässigen Adel mehr gibt, dafür haben sich eine Reihe von Selbstverwaltungsorganen entwickelt, es existiert eine elementare Schulbildung, ab 1649 die allgemeine Schulpflicht, außerdem eine ständische Verfassung des Landes und vor allem gibt es die gnadenlose Realteilung, die alle gleich engherzig behandelt. Die soziale Folge besteht darin, daß es eigentlich nur zwei soziale Schichten gibt: Ehrbarkeit und Kleinbürger. Diese Struktur, die den Pietismus beförderte, hat auf der anderen Seite die Emanzipation des Kleinbürgers im pietistischen Geist vorangetrieben.



Tübingens erste motorisierte Müllroschke ...

„Der Pietismus hat die Bedeutung der Grenze zwischen Ehrbarkeit und Kleinbürgertum in mehrfacher Weise relativiert. Er hat den unteren Schichten ein höheres Selbstwertgefühl vermittelt, sie mit Bildungsmöglichkeiten konfrontiert und hierarchisch-obrigkeitliche Strukturen der institutionalisierten Kirche durch den Hinweis auf die persönliche Verbindung des Gläubigen mit Gott in Frage gestellt.“¹⁹

Das ergibt eine egalitäre und respektlose Grundposition, die auch folgende Anekdote zum Ausdruck bringt: Ein

Stundenmann aus dem Remstal nach einem Gespräch mit dem Pfarrer: „Ich hätte gar nicht gedacht, daß es Pfarrer gibt, die soviel vom Reich Gottes verstehen.“¹⁸

Noch einmal zurück zur Sparsamkeit und ihrer Bedeutung. Exemplarisch werden beide Tendenzen deutlich: Das Sparen ist die Grundlage eines pietistischen Weltbilds asketischer Haltung, zugleich wird die Sparsamkeit durch die pietistische Ideologie intensiviert. Der sparsame Schwabe war ein pädagogisches und politisches Ziel, das nicht zur Gänze erreicht wurde, aber das als erklärte Absicht den Verzichtgewinn propagierte und das Glück der Enthaltbarkeit beförderte. So sah der Konstruktionsplan des Schwaben aus, aber die Schwaben haben sich nicht in allem daran gehalten. Zum Glück!

Anmerkungen

- 1 Max Rehm: Ursprung und Wandlung. In: Württ. Landes-sparkassen (Hg.): Hundertfünfzig Jahre Württembergische Landesparkasse. Stuttgart 1968, S. 13-22; s. S. 15f.
- 2 Mathias Bergner: Das württembergische Bankwesen – Entstehung, Ausbau und struktureller Wandel des regionalen Bankwesens bis 1923. St. Katharinen 1993. S. 42.
- 3 Hans-Peter de Longueville: Sparkassenwesen in Württemberg und Baden. In: Erich Maschke/Jürgen Sydow (Hg.): Zur Geschichte der Industrialisierung in den südwestdeutschen Städten. Sigmaringen 1977, S. 80-161; s. S. 87.
- 4 Grundlegend Willi A. Boelcke: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute. Stuttgart 1987.
- 5 Adam Smith: Der Wohlstand der Nationen, zit. bei Hans-Peter de Longueville: Sparkassenwesen in Württemberg und Baden, S. 82.
- 6 Max Rehm (wie Anm. 1), S. 43.
- 7 Dazu Landesgirokasse (Hg.): Ein Bilderbuch zum 100. Geburtstag der städtischen Sparkasse Stuttgart, der heutigen Landesgirokasse. Stuttgart 1984.
- 8 Kreissparkasse Künzelsau (Hg.): Als man das Geld noch beim Teufel lieh. Künzelsau 1960, S. 9.
- 9 Vgl. Joachim Trautwein: Religiosität und Sozialstruktur. Stuttgart 1972.
- 10 Zit. bei Trautwein, S. 57.
- 11 Aus der Lebensgeschichte Johann Jacob Mosers. In: Marianne Beyer-Fröhlich (Hg.): Pietismus und Rationalismus. Leipzig 1933, S. 213-234; s. S. 229.
- 12 Karl Napf: Der neue Schwabenspiegel. Stuttgart 1989, S. 120.
- 13 A. Sautter/E. Dobel: Die Abfuhr und Verwertung der Fäkalstoffe in Stuttgart. Stuttgart 1880.
- 14 Ebd., S. 41.
- 15 Vgl. die Tabelle, ebd.
- 16 Ebd., S. 51.
- 17 Joachim Trautwein (wie Anm. 9).
- 18 Ebd., S. 8.
- 19 Ebd., S. 23.
- 20 Ebd.



Kehren und Bekehrtes

Am Samstagnachmittag wird (auf dem Dorf in jedem Fall) gekehrt. So haben es die, die's machen von denen gelernt, die es auch schon immer machten, weil es üblich ist. Der Hof am Haus, der Gehweg davor hat sauber zu sein – am Sonntag. Dabei ist hier nicht von der Kehrwoche die Rede. Diese ist eine, vor allem, städtische Erscheinung und regelt für die Mieteinheiten eines Hauses den Turnus und den Umfang, in dem Treppenhaus und Gehsteig von den Bewohnern zu reinigen sind. Auf dem Dorf handelt es sich aber in erster Linie um Eigenheime in Eigenbenutzung. Uli Keuler wies im Interview mit Katrin Wilkens (vgl. Artikel in diesem Band) auf die Widersprüchlichkeit von Kehrwoche und Eigenheim hin. Vor dem eigenen Haus zu kehren, heißt nach einer Regelung zu verfahren, die es so nur für Mietswohnungen gibt. Wir wollten wissen, wie es um das samstägliche Kehren auf dem Dorf steht. Gibt es das noch und wenn ja, in welcher Form? Die wichtigste Frage aber war: Warum wird gekehrt?

Eine kleine Befragung, in einigen Dörfern um Gönningen und auf der Schwäbischen Alb erbrachte vor allem Bestätigung dessen, was wir insgeheim erwartet hatten.

Alle elf Befragten (sechs Frauen, fünf Männer) kehren samstags. Die dafür benutzten Werkzeuge sind nach wie vor ein bis zwei Besen, eine Kutterschaufel, ein

Kuttereimer und ein Handfeger. Nur ein Befragter benutzte eine manuell betriebene Kehrmaschine, weil er doch am Eck wohne und deshalb ein großes Stück zu kehren habe. Die Zeiten variierten von 12 bis 19 Uhr, jedoch legte sich keiner der Befragten auf eine bestimmte Zeit fest. Eine ältere Frau sagte, sie kehre jeweils zwischen zwölf und drei Uhr, „weil da it sovill Audos fahrat.“

„I kehr halt, wenn dia reschtlich Arbat g'schafft isch“, gab ein älterer Mann an.

Neun von elf Befragten kehren regelmäßig. Eine Frau sagte, sie kehre jeden Samstag, weil „des isch so üblich auf'm Land, seit i denka ka.“ Es wird gekehrt,



wenn die restliche Arbeit *g'schafft* ist und das Wochenende ansteht. Wobei zwei von elf Befragten nur dann kehren, wenn es nötig erscheint.

Dabei ist es nicht nur das Heim, das nach außen hin sauber sein soll, sondern auch die nächst größere Einheit, das Dorf, soll einen sauberen Eindruck machen. Die oben bereits erwähnte Frau meinte, daß Gönningen ein „saubers Ort gwea isch, ällaweil scho.“ Ein junger Mann, der in Öschingen vor der Kirche kehrte, meinte, auf die Frage, ob er dies jede Woche mache, daß es in der Regel seine Frau sei, die diese Arbeit verrichte, grundsätzlich aber jeden Samstag gekehrt werde, weil „sott au a bissle sauber aussea fir dr Sonntag.“



Alle Befragten sagten aus, daß das Kehren früher weiter verbreitet war. Nur einer führt als mögliche Erklärung den zahlenmäßigen Rückgang landwirtschaftlicher Betriebe an. Die anderen diagnostizieren nur. „Dia Alteigsessane kehrt no. Dia Jonge scho weniger.“ Eine Frau meinte dazu: „Wemmas hoißt, na donzes scho.“ Die Zugezogenen kehren in aller Regel nicht, wurde gesagt und bei unseren Fahrten durch einige Neubaugebiete verschiedener Dörfer auch beobachtet, respektive nicht beobachtet. Gekehrt wird also vor allem im alten Dorfkern, in dem zum einen Familien über Generationen ansässig sind und sich zum andern viele Häuser, oder zumindest Grundstücke, über längere Zeit in Familienbesitz befinden.

Auf die Frage, ob das Kehren etwas Schwäbisches sei, bezogen sich alle Befragten in ihrer Antwort auf das Dorf. Ja in dem Dorf sei es halt so, daß gekehrt werde. Man denke, daß es anderswo schon auch so sei. Gewagt wurde höchstens noch der Vergleich mit der Stadt: „En dr Schdadt denna wird weniger kehrt. Da kommt ja d’Kehrmachee.“ Und ein anderer: „Und

wenn d’Kehrmachee noch amal vo Burladenga zo ons rom kommt, nõ am Montigmorga.“

Zu spät also, weil es ja der Sonntag ist, an dem das Dorf blitzsauber sein soll. Für wen? „Schmutz als etwas Absolutes gibt es nicht. Er existiert nur vom Standpunkt des Betrachters aus.“⁴¹ In erster Linie wird wohl für die Bewohner des Dorfes selbst gekehrt, die ihre

Reinlichkeits- und also auch Prestigevorstellung vom privaten auf den gemeinsamen, öffentlichen Raum ausdehnen.

Ginge es aber beim Kehren tatsächlich nur um das Entfernen möglicherweise vorhandenen Schmutzes, wie wäre dann der stoisch eingehaltene Turnus zu erklären, Arbeit, die von einer Frau sogar

ausgeführt wird, wenn es regnet: „Desch gleich. Am Samstag wird kehrt.“ Die Vermutung, daß vor allem das Ritual zählt, liegt nahe. Indem man zur Zeit kehrt, akzeptiert und tradiert man die Reinlichkeitsvorstellungen der anderen Dorfbewohner mit.

„Schmutz verstößt gegen Ordnung. Seine Beseitigung ist keine negative Handlung, sondern eine positive Anstrengung, die Umwelt zu organisieren.“²

Diese kollektive Anstrengung funktioniert noch im Dorf, aber sie bröckelt. Die Zugezogenen, die Jüngeren fügen sich nicht unbedingt der samstäglichem Kehrdoktrin. In größeren Städten haben die Stadtverwaltungen die Straßenreinigung übernommen. Gehwegkehrende Menschen, letzte Verfechter oder auch Opfer der Kehrwoche, sieht man dort eher selten.³

Dabei wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts zumindest in Stuttgart das Kehren sogar behördlich diktiert. Dort wurde 1811 eine Gassenordnung erlassen, die das Kehren genauestens regelte.



„Es muß jeden Tag, den Sonntag ausgenommen, vom ersten April bis letzten September, des Morgens von fünf bis sieben Uhr, in den Monaten Oktober bis März, aber von acht bis neun Uhr morgens gekehrt werden, bei einem Gulden Strafe [...] Sollte die Polizei ein außerordentliches Kehren für nötig finden, so hat jeder demselben sich sogleich zu unterziehen.“⁴

Die Einhaltung der Regelung wurde kontrolliert und die Nicht-Einhaltung unter Strafe gestellt. Nun hatte Stuttgart als Residenzstadt andere Interessen zu wahren, als ein Dorf auf der Schwäbischen Alb. Dort wurde nach außen in vielerlei Hinsicht präsentiert, unter anderem eben auch die eigene und damit zeitgenössische Vorstellung von Reinlichkeit. Die strenge Regelung und Verwirklichung der Gassenordnung läßt durchaus Schlüsse auf die Wichtigkeit der ‘neuen’ Schmutzwahrnehmung zu.

Die strenge Regelung der Kehrwoche, die in vielen Mietshäusern heute noch schriftlich genau fixiert ist und im Treppenhaus aushängt, klingt schon durch ihre

Form, zumindest im Ansatz, an eine solche Gassenordnung an.

Wie weit diese Vorstellungen über Stuttgart hinaus prägend wirkten sei dahingestellt. Alles darauf zurückzuführen, wäre sicherlich verfehlt und würde einige Faktoren unter den Teppich kehren, auf die Werner Unsel in seinem Beitrag *Schaffensparenputzen* in diesem Band genauer eingeht. Nichtsdestotrotz: Kehrt wird halt, weil’s so üblich isch. Anscheinend.





Reinigungstechnologie einst und jetzt: Besen und Dampfstrahlgerät in einem Hinterhof auf den „Härten“ bei Tübingen.

Anmerkungen

- 1 Mary Douglas: Reinheit und Gefährdung. Berlin 1985, S. 12.
- 2 Ebd., S. 12.
- 3 Mehr zur Kehrwoche in Werner Unselds Beitrag „Schaffensparenputzen“ in diesem Band.
- 4 Zitiert nach Werner Unseld: Die schwäbische Verbesserung der Sünder. Vom Kirchenkonvent zur Kehrwoche. In: Zwischen Kanzel & Kehrwoche. Glauben und Leben im evangelischen Württemberg. Ludwigsburg 1994, S. 141-149; hier: S. 148.

Der tapferere Schwabe

In den Sammlungen des baden-württembergischen Hauses der Geschichte findet sich die Pickelhaube eines „Portepe-Unteroffiziers“ des württembergischen Heeres, die an der Vorderseite ein markantes Einschußloch aufweist und in deren Helmbeschlag ein russisches Infanteriegeschloß verblieben ist. Die augenscheinliche Nähe des Todes, das „Glück“ mit einer „Weichteilschürfung des Schädels“ (so der Lazarettzettel) davongekommen zu sein, macht den Helm zum Zeugnis eines unglaublichen Ereignisses, ja eines Wunders. Solche Rettungen durch schützende Dinge, die durch das Geschehen fetisch-ähnlichen Charakter bekommen, sind ein beliebtes Genre, das von der Allianz aus Draufgängertum und Schutzengel profitiert. Es gibt Kriegsberichte von allerhöchsten Eingriffen durch ein schützendes Gebetbuch oder in den Sammlungen auf dem Hohenzollern etwas profaner eine eingedellte Tabakdose, die dem Raucher das Leben rettete.

Der Träger des Helms ist bekannt.¹ Es ist der 1890 geborene und 1974 gestorbene, spätere Oberregierungsrat Kurt Adolf Schwarz, der als junger Leutnant in Polen 1915 diese Verletzung erlitt, als seine Einheit das Vorwerk der Festung Rozan (nordöstlich von Warschau) erstürmte. Durch die Stuttgarter Herkunft des Kopfes, den der Helm beschützte, ist dieser auch ein Symbol der schwäbischen Tapferkeit und Unerschrockenheit, die generell am liebsten an der Schwelle zum Tode operierte.

Nun gehört es zur Stammesideologie dazu, daß militärische Qualität besondere Anerkennung genießt und regionale Heldenhaftigkeit für jeden deutschen Territorialstaat – allen voran für Preußens Gloria – reklamiert wird. Auch bei der württembergischen Infanterie gilt seit Beginn des 19. Jahrhunderts als Tugendkatalog: „unerschütterliche Treue, vollkommenster Gehorsam und unbezwingliche Tapferkeit“². Solche Forderungen haben vielfach Wunsch-Charakter und sind nicht immer durch reale Erfahrungen abgesichert. Aber der tapferere Württemberger findet sogar eine Belegstelle bei einem militärisch kompetenten Kronzeugen, dem General Ludendorff, der in seinen Kriegserinnerungen schrieb alle deutschen Stämme hätten über tapferere Divisionen verfügt, „Württemberg allein, hatte nur gute.“³

Auch der militaristische Kommißkopf Ludendorff malt Bilder, egal wieviel Realität darin eingegangen ist, sicher ist, daß der Schwabe als tapfer gilt – und das war nicht zu allen Zeiten so!

Man kann in der Bildentwicklungsgeschichte im wesentlichen vier Phasen unterscheiden: Das erste Kapitel vom tapferen Schwaben ist im Mittelalter zu suchen. Nach den von Albrecht Keller gesammelten Literaturbelegen galt der Schwabe der Stauferzeit – zumindest in der Meinung des 19. Jahrhunderts – als außerordentlich effektiv auf dem Schlachtfeld. Mag sich dahinter auch moralische Aufrüstung für den Kampfgeist des 19. Jahrhunderts verbergen – Motto:

mit Umland und halbem Türken – „Kaiser Rotbart lobesam“ – so ist doch nicht zu übersehen, daß sich auch in den mittelalterlichen Quellen Hinweise auf ein Schwabenbild von ritterlichem Mut und söldnerischem Können finden lassen. Albrecht Keller zitiert vom „Annolied“ bis zum „Armen Heinrich“ Textstellen, die des Schwaben „werdekeit“, speziell aber dessen Tapferkeit rühmen.⁴

Mit dem Ende des Stauferreichs verlor sich auch das Bild vom tapferen Schwaben. Es wendet sich in sein Gegenteil, in einer Redensart heißt es in Form von sich einander ausschließenden Eigenschaften:

*„Man findet eber einen beberzten Schwaben,
einen weissen Raben,
trocknes Wasser,
einen mäßigen Prasser,
einen schwarzen Schimmel,
einen viereckigen Himmel,
bei den Schnecken das Blut
als einen Geizhals, der Gutes tut.“⁵*

Oder kürzer und noch bündiger: „Hie stehn wir Helden, sagt der Frosch zum Schwaben.“ In solchen Sprüchen äußerte sich auch der allgemeine Schwabenspott, der bis ins 18. Jahrhundert gängig war. Daneben gibt es auch schon Anlehnungen an einen privaten Pazifismus, der einen Schwaben nach ganz modernen Konfliktlösungen suchen läßt:

„Wozu führen wir Krieg? Gebt mir meinen Mann von den Franzosen heraus, ich will mich mit ihm vertragen.“⁶

Solche Bauernschläue war immer unbeliebt, besonders aber im aufgeklärten Absolutismus, der im stehenden Heer ein Instrument der Politik entdeckte und deshalb alles daran setzte, die militärischen Tugenden zu stärken und zu stützen. In Württemberg war es der spätere König Friedrich, der das Heereswesen gründlich reformierte. Die Verächtlichkeit, mit der die Bevölkerung dem soldatischen Beruf gegenüber stand, hatte eine seiner Ursachen in der ausschließlichen Rekrutierung in den Unterschichten. Die Werber konnten nur absolut verarmte und verkommene Landsleu-



Das Grenadierregiment „Königin Olga“ bei Coeuilly 1870. Historienbild von Faber du Faur.

te zum Dienst gewinnen. Das Verfahren der Aushebung ermöglichte es jedem wohlhabenderen jungen Mann sich freizukaufen. Die im traditionellen Verfahren angeworbenen armen „Einsteher“ reagierten viel häufiger pragmatisch und drückten sich, wo es ging – wenn es ernst wurde, desertierten sie sogar. Dagegen waren die Bürgersöhne zwar skeptisch, aber letztlich dann doch pflichtbewußt; deshalb ging das ganze Bemühen des Königs darauf, das Rekrutierungsverfahren zu demokratisieren und alle Bürger in den Waffen dienst einzubeziehen.

1809 erließ König Friedrich eine neue Militärkon skriptionsordnung, die jeden Württemberger für wehr pflichtig erklärte und die in ihrer Einleitung ausdrück lich bedauerte, daß die früheren Freistellungen zu einer „dem Gemeinwohl schädlichen Abneigung gegen den Militärstand als eine nur den geringsten Volks klassen auferlegte Last“⁴⁷ geführt habe. Die Gleich behandlung aller Untertanen war die wichtigste Vor aussetzung, um dem Odeur des Söldners zu entkom men und den „Dienst an der Waffe“ zur ehrenvollen Vaterlandspflicht umzudefinieren. Wichtig für die Entwicklung eines soldatischen „Esprit de Corps“ war auch die öffentliche Hochschätzung der Veteranen, die in der Kirche besondere Plätze zugewiesen bekamen und der Invaliden, die in Stuttgart nach Pariser Vor bild unterstützt wurden und in einem Heim, das 1810 eingeweiht wurde, eine honorige Bleibe fanden.

Auch das Ansehen und die gesellschaftliche Integriation der Offiziere wurde gesteigert, sie sollten Landes kinder sein und konnten in einer 1805 in Ludwigsburg eröffneten Kadettenanstalt ausgebildet werden. Außer in den Militärwissenschaften erhielten die Zöglinge Unter richt in Französisch, Latein, Religion und im Tanzen. Streng wurde auf Disziplin geachtet, und so rügte der König persönlich, daß zwei Jagdpagen ohne die vorgeschriebenen Zöpfe bei der Aufwartung erschienen waren. Die höheren Offiziere wurden alle mit dem persönlichen Adelstitel ausgezeichnet, dafür verlangte der König absolute Treue und Gefolgschaft. Streng bestraft wurden alle Formen der Insubordination, feh lender Kampfesmut oder ehrenrühriges Verhalten ins gesamt. Orden und schnelle, steile Karrieren machten den Offiziersdienst zu einem sozialen Sprungbrett:



König Wilhelm II. von Württemberg in kriegerischer Pose.

Graf Karl von Normann Ehrenfeld war mit 28 Jahren Generalmajor.

Das Militär wurde zur Schule der Nation; der Kommißkopf ist zwar keine württembergische Spezialität geworden, aber seine Denkkungsart war auch im Staate Württemberg nicht unbekannt. In den Krie gen des 19. Jahrhunderts hielten die Württemberger tapfer mit, sie brachten es dabei zu hohem Ansehen, ohne dem Hurra-Patriotismus der Borussen zu verfallen. Aber auch der Württemberger hatte gedient und war stolz auf seine Tapferkeitsmedaillen. Der durchschossene Helm war vordergründig das Symbol einer Kooperation zwischen Kriegskraft und Himmelsmacht, aber insgeheim hatte er auch eine Kehrseite, die uns bis heute schaudern läßt. Er war unausgesprochenes Zeichen für den Eintritt in die Todeszone, die jeden



„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt.“
Reservistenbild (1911) und Reservistenkrug aus Württemberg.

Krieger in Atem hält. So ist er nicht nur ein Dokument für militärisches „Glück“, sondern er warnt auch davor, sich fahrlässig dem Tode auszusetzen – anstatt die Probleme einfach mit dem französischen Gegner persönlich zu besprechen, wie es der alte, vorsichtige, unbeherzte Schwabe aus der Schwankliteratur vorgeschlagen hatte.

Immerhin ist es beruhigend, daß die Schwaben seit der Stauferzeit keine Kriege mehr angezettelt haben. Heutzutage in der zivilen Bürgergesellschaft ist die Tapferkeit ohne Waffen relevanter geworden. Das wird auch deutlich im *Militarisierungsatlas der Bundesrepublik* von 1986⁸, der auf dem Cover einen Kartenausschnitt der Gegend um Mutlangen zeigt. Der Name dieser Ortschaft bezeugt, daß speziell im württembergischen Landesteil hochgerüstete Waffensysteme beheimatet waren, daß aber die Antwort nicht ausblieb: eine Menschenkette, streckenweise entlang der schwäbischen Eisenbahn von Stuttgart nach Ulm, gewaltfreie Blockaden der Zufahrt zum militärischen Areal. Mutlangen liegt in Schwaben. Die Ereignisse zeigten, daß eine Globalisierung des militärisch-industriellen Komplexes auch eine Globalisierung der Zivilgesellschaft vorantreibt.

Anmerkungen

- 1 Frau Lutum-Lenger vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg, der wir sowieso herzlich für alles danken, gilt an dieser Stelle ein Extra-Dank für die großzügige Hilfe bei Recherchen und Materialzusammenstellung.
- 2 Dienstreglement für die kgl. württembergische Infanterie vom 1. Juli 1810. Zit. nach Paul Sauer: Die Neuorganisation des württembergischen Heerwesens. In: ZWL 26, 1967, S. 395-420; s. S. 416.
- 3 Erich Ludendorff: Meine Kriegserinnerungen. 1914-1918. Berlin 1919, S. 204.
- 4 Albrecht Keller: Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg 1907, S. 20-35.
- 5 Ebd., S. 177.
- 6 Ludwig Aurbach, zit. nach Keller (wie Anm. 4), S. 181.
- 7 Paul Sauer (wie Anm. 2), S. 403.
- 8 Alfred Mechttersheimer/Peter Barth (Hg.): Militarisierungsatlas der Bundesrepublik. Darmstadt 1986.



Der Schwabe und sein Schwäbisch

Daß Schwaben schwäbisch sprechen, ist nicht sehr verwunderlich, aber doch auch nicht selbstverständlich. Es liegt daran, daß man die Landssprachen weit hin nach den germanischen Stämmen der Völkerwanderungszeit benannte, weil man annahm, unsere Dialekte seien auf deren Unterschiedlichkeit zurückzuführen. Die Elbgermanen, die im dritten Jahrhundert in den deutschen Südwesten vordrangen, hießen Sueben und wurden auch als Alemannen bezeichnet. („Alle Mannen“ deutet auf die Völkermischung hin, als die sie schließlich hier angekommen sind.) Als politische Begriffe wechselten „schwäbisch“ und „alemannisch“ einander oft ab, und sie bezeichneten immer wieder andere geographische Gebilde, heute allerdings nur noch relikthhaft: „Schwaben“ heißt der bayerische Regierungsbezirk zwischen Iller, Donau und Lech, und für die Leute in Bayerisch-Schwaben sind die westlichen Nachbarn „Württemberger“. In Württemberg spricht man nun aber nicht württembergisch, sondern schwäbisch oder fränkisch oder alemannisch. „Alemannisch“ gilt heute nur noch den Dialektologen als Oberbegriff für die ganze Stammessprache; in populärem Gebrauch bezeichnet man seit Hebels „Alemannischen Gedichten“ nur deren südliche Variante so, in der sich die alten langen \bar{i} - und \bar{u} -Laute (*Ziit* und *Huus*) erhalten haben und nicht wie im Schwäbischen zu *ei* und *au* (*Zeit* und *Haus*) geworden sind.

Die Grenzen des Schwäbischen sind fließend, als sein Kernland kann man jedenfalls das Zentrum des alten

Herzogtums bezeichnen, in dem man für „Schnee“ *Schnai* sagt und für „breit“ *broit* oder *broat*, für „groß“ *graoß*, für „Scheuer“ *Schui*, für „gehabt“ *g'het*, für „Finger“ *Fenger*, für „Hunger“ *Honger*, für „gehen“ *gao* oder *ganga*. Die schwäbischen Laute und Formen haben aber nicht nur geographische Außen- und Binnengrenzen, sie haben auch Grenzen von unten nach oben, zwischen den „Sprachschichten“, worin sich etwa eine dörfliche Mundart von den Fildern von der Stuttgarter Stadtsprache unterscheidet, aber auch jeder einzelne Schwabe von sich selber je nach der Situation, in der er sich äußert.

Ein Stuttgarter sagt nicht *Schnai*, das tut man nicht, das ist breit und derb. In der auch sprachlich so selbstbewußten Metropole will man nichts davon wissen, daß unsere Mundarten unsere „Natursprachen“ sind (so nannte sie Herder schon 1772 in seiner Schrift „Über den Ursprung der Sprache“), aus denen sich die Standardsprache als „Kunstsprache“ entwickelt hat. Jacob Grimm hatte vollends den Mundarten das Odium genommen, verderbte Hochsprache zu sein, aber dieser Gedanke hat sich bis heute noch nicht durchgesetzt: Noch jetzt ist es für den Stuttgarter selbstverständlich, daß die Leute auf dem Land bloß zu maulfaul seien, um richtig, das heißt wie die Stuttgarter, zu reden. Denn ein bißle Schwäbisch ist ja schön, aber das „derb Hemmungslose“ in Wortwahl und Intonation dieser „zügello expressiven Sprechweise“, das Fritz Rahm in seinem rührend Stuttgarterischen Büchlein

„Der schwäbische Mensch und seine Mundart“ (Stuttgart 1962, S. 24) geißelt, das gehört sich nicht, nicht bloß, weil ein Stuttgarter es nicht versteht.

Von unseren Mundarten heißt es nun freilich, seit man sie beobachtet, daß sie allmählich aussterben, daß sich zunächst ihre kleinräumigen Unterschiede verwischen, und daß sie durch den Strudel der Zeitläufte zu einer Einheitssprache zusammenfließen. In der Vorrede zu seiner Sammlung von „Germaniens Völkerstimmen“ schreibt Johannes Matthias Firmenich 1842, es sei für die „sofortige Sammlung aller deutschen Mundarten“ „die höchste, höchste Zeit“; er hätte auch sagen können „die höchste Eisenbahn“, denn der „verkehrliche Aufschwung“, dem er die Hauptschuld für das Absterben der Mundarten zumaß, geschah damals ja eben durch die Eisenbahn, die die Menschen durcheinandermischte und ihrer angestammten Sprache beraubte, daß man füglich erwarten konnte, die Leichen der Mundarten säumten die Bahndämme. Später waren es die Flüchtlinge, die unsere Sprache verändern mußten. Und schließlich natürlich Radio und Fernsehen. Bloß: wenn man Firmenichs Belege oder andere 150 Jahre alte Sprachbeschreibungen betrachtet, sieht man, daß sich die Mundarten nach Lauten, Formen und Satzbau kaum verändert haben, nur freilich im Wortschatz, der ehemals durch eine bäuerliche Lebenswelt geprägt war, die es heute fast nirgends mehr gibt.

Daß alle mundarttötenden Medien die Mundarten letztlich doch ungeschoren ließen, liegt daran, daß Sprachwandel sich erst dann vollzieht, wenn zwei Voraussetzungen erfüllt sind: man muß die fremden (geographisch oder sozial benachbarten) Sprachformen höher schätzen als die eigenen, und man muß mit den Leuten, die sie verwenden, nachhaltigen Kontakt haben. Dieser wechselseitige Kontakt fehlt vor Radio und Fernsehen, und das höhere Prestige fehlte z.B. den Flüchtlingen der Nachkriegszeit, von denen keine einzige Sprachform ins Schwäbische drang.

Das bloße Hören der Standardsprache in den Medien konnte keinen Dialekt verändern, aber es bewirkte etwas anderes: daß man nämlich die Standard-Formen leichter verwenden konnte und flüssiger „nach der Schrift“ sprechen, wie man das ja immer versuchte, wenn die Situation es gebot. Wenn man heute heimat-

tümelnde Klagen hört, daß die Dialekte aussterben, weil die jungen Leute sie ja nicht mehr sprechen, dann heißt das ja nur, daß immer mehr Menschen, die jungen voran, zweisprachig werden, und eben in der Stadt geläufig sich städtischer Sprache bedienen, ebenso wie daheim selbstverständlich der örtlichen Mundart. Der soziale Zwang wirkt in beide Richtungen: Wer vom Land in die Stadt kommt, will sich nicht „bäurisch“ schelten lassen und vermeidet darum seine Mundart, aber er will auch nicht daheim als Parvenu verspottet werden („Schtuttgart gewäsen, Trottwa gelaufen – on nadappat!“), und spricht drum, wie *man* daheim spricht. In der Stadt sieht man nur die eine Seite der Medaille.

Wert und Würde der Hochsprache stehen nicht in Frage, wenn man Bedeutung und Triftigkeit der Mundart betont. Mundart und Standardsprache haben ihre je eigenen Domänen: Für überlandchaftliche Verständigung und für Bereiche höherer Abstraktion taugt die Mundart nicht. Aber die Mundart ist die Sprache der Nähe, der Wärme, der „Herztöne“, sie gibt Sicherheit und Geborgenheit. Und wer sie im Arbeitsalltag nicht sprechen darf, erholt sich in ihr am Feierabend. Mundart ist die Sprache der Heimat. Und das gilt für die Ortsmundarten ebenso wie für großräumige Regionalsprachen, das gilt sogar für die allgemeinschwäbische Umgangssprache: wer keine engere Heimat hat, hat eine weitere. Ohnehin wächst auch mit der Entfernung der Umfang der Heimaten: In Tübingen ist der Hirschauer schon ein Auswärtiger; in Sidney ist noch der Allgäuer ein Landsmann. Und das weiterreichende Großraum-Schwäbisch, etwa des Stuttgarters, ist ja auch noch Schwäbisch, auf anderer (der Stuttgarter würde sagen: höherer) Ebene. Viele Norddeutsche meinen, so spreche man überhaupt in Süddeutschland. Das schwäbische „-le“ ist ihnen aus der Stuttgarter Sprache geläufig, denn nur dort hat es so überhand genommen, daß einem im Ratskellerle fast der Appetit vergeht, wenn auf dem Speisekärtle die Súpplé, Maultäschle, Roschtbrätle und Viertelé angeboten werden. Im Land empfindet man das als lächerlich, und es gibt viele Landstriche, in denen überhaupt keine Deminutivformen gebraucht werden. Wenn man als Sprachforscher auf sie lauert und fragt: „Wie sagen sie zum Häusle?“ kriegt man dort unabänderlich die Auskunft: „a' klois Haus“.

Selbst wenn ein Schwabe gehoben spricht, bleiben ihm landschaftliche Merkmale, nicht zuletzt in der Sprachmelodie. Auch wenn er die letzten Kennzeichen ablegt, wenn er sich überwindet, seine angeborene sprachliche Sensibilität niederzuringen, um das alte *ī* und das alte *ei* und *ū* und *ou* nicht mehr zu trennen, nicht mehr *weit* und *brait*, sondern wie die Preußen *wait* und *brait*, nicht mehr *Haus* und *braon*, sondern *Haos* und *braon* zu sagen, dann kann es ihm in Hamburg immer noch widerfahren, daß er freudig begrüßt wird: „Wie schön, wieder einmal einen Schwaben schwäbeln zu hören!“ („An was haben jetzt Sie des gemerkt?“)

Oder man merkt es ihm nimmer an – was ist dann geschehen? Dann ist dieser Schwabe seinen Landsleuten suspekt, denn so spricht man hierzuland nun doch auch wieder nicht. Vor allem aber: Ist er dann noch Schwabe?

Den Schwaben erkannte man an sehr vielen Merkmalen: An seinem Hausbau, an seiner Tracht, an seinen Spätzle und an seinem Wein. Und an seiner Knitzheit und seinem Pietismus, seiner Redseligkeit und Wortkargheit, seinem Fernweh und seiner Heimmattreue und was der gängigen Kennzeichen mehr sind. Gleich, ob sie es zurecht waren oder nicht, jedenfalls *waren* sie. Die Neubausiedlungen in Havixbeck und Hayingen unterscheiden sich heute nicht voneinander, die Kleidung da und dort gleicht sich, und auch woanders gibt es Mehlspeisen und auch woanders Tüftler. Es gibt nichts spezifisch Schwäbisches außer dem Schwäbischen. Alle anderen Attribute sind sekundär „dem Schwaben“ angehängt. „Der Schwabe“ ist ausschließlich durch seine Sprache definiert. Andersrum: der Schwabe spricht schwäbisch bis zum Tod. Gibt es ein Leben nach dem Tode?

Diese Bedeutung des Schwäbischen sichert sein Überleben, denn die Mundart ist tatsächlich das letzte Zeichen der Landsmannschaft oder der Dorfzugehörigkeit, die einzige Basis des regionalen oder örtlichen Wirkgefühls: Bloß noch durch unsere Mundart sind wir andere als die anderen. Darum ist dieser Prüfstein von Eigenart oder Fremdart zur Identifikation wie zur Abgrenzung immer wertvoller geworden, man mag ihn nicht hergeben. Und es will ihn uns ja auch keiner mehr wegnehmen: Die Schule läßt uns unseren Dialekt, wenn

wir uns nur redlich nebenher um die Standardsprache bemühen; die Ausländer billigen ihn, wenn wir für sie nur eine andere Variante unserer Sprache bereithalten; und selbst die 68er haben wohl inzwischen gemerkt, daß wir trotz unserer Mundart noch nicht vertrottelt sind.

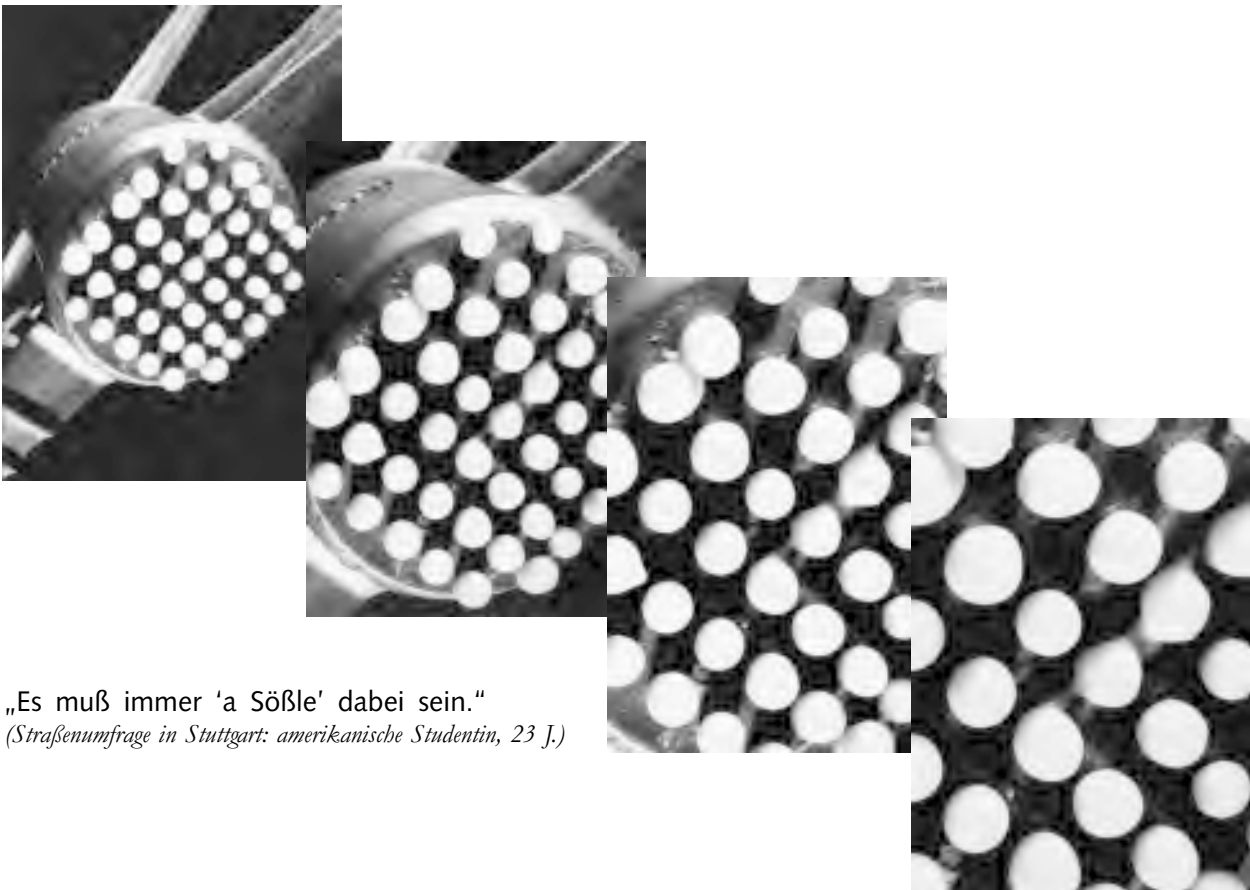
Aber doch gibt es eine Methode, die Mundart auszurotten: man pflege sie. Wenn nur überall genügend Pfleger am Werk sind, Mundartgedichte und Mundartschwänke darzubieten in dem Idiom, das sie für Mundart halten, und das dieser manchmal auch schrecklich ähnelt, wenn die Werbung sich anbietet durch heimattümelndes Geschwätz, wenn Volkshochschulen Schwäbischkurse abhalten und schwäbische Pfarrer das Evangelium schwäbeln, dann wird der Schwabe doch endlich anfangen, sich seiner Sprache zu schämen und sie verleugnen, dann wird er auf die Zähne beißen und *Zait* sagen und *Haos*, womöglich wird er noch stimmhaftes *s* sprechen, wenn ihm einer sagt, wo es hingehört. Dann ist das Schwäbische, dann ist der Schwabe zu Tode gepflegt.

Dann freilich werden des Hanseaten leuchtende Augen stumpf, wenn dem ICE bloß noch Bayern und Hessen entsteigen; die Badener haben niemanden mehr, dem sie sich mental überlegen fühlen; der „Schwäbische Gruß“ verkommt zur fäkalischen Floskel; die Schwabenvereine Nordamerikas entarten zu Leichenbünden – kurzum: stirbt der Schwabe, trauert die Welt.



„Was fällt Ihnen zu Schwaben ein?“

Unsere Umfragen brachten es zutage: An der Spitze der Bekanntheitsskala – nicht zu verwechseln mit der Beliebtheitsskala – sind nicht etwa die Maultaschen, die nach der Anzahl der Nennungen fast unbekannt zu sein scheinen, sondern...



„Es muß immer 'a Söble' dabei sein.“
(Straßenumfrage in Stuttgart: amerikanische Studentin, 23 J.)

Sprache als Identifikationsmittel

Warum die ehemalige badisch-württembergische Landesgrenze mehr und mehr zur Sprachgrenze wird

Es geht in dieser Darstellung um die ehemalige Landesgrenze zwischen Rhein und Neckar, insbesondere um die Gegend um Pforzheim. Dieses Gebiet gehört zur Grenzzone zwischen dem fränkischen Dialekt im Norden und dem alemannischen im Süden, die sich in ihrer vollen Länge vom Hesselberg im „Dreistammeseck“ (in Bayern nahe der baden-württembergischen Grenze) bis zum Donon im Elsaß erstreckt. Diese Nord-Süd-Ausdehnung zwischen rein fränkischem und rein alemannischem Gebiet ist deshalb so groß, weil hier für jeden mittelhochdeutschen Laut, der erfragt wird, eigene Grenzlinien gezogen werden, die nicht deckungsgleich verlaufen. Es ist also nicht möglich, diese Grenze zwischen zwei Orten zu ziehen, sie setzt sich vielmehr aus einem Bündel von verstreuten Einzelnen zusammen. Darüber hinaus bieten die einzelnen Orte auch in sich kein geschlossenes Bild, weil Mischformen bzw. mehrere unterschiedliche Formen durchaus üblich sind.

Sprachgrenzen

Nach herkömmlicher dialektologischer Meinung beruhen Sprachgrenzen auf Verkehrshemmnissen, seien es (ehemalige) politische oder kirchliche Grenzen zwischen Stämmen, Bistümern und Herrschaftsbereichen, oder natürliche Hindernisse wie Flußläufe, Berge und unwegsames Gelände. Es gibt aber auch Mundart-

grenzen, die so nicht schlüssig erklärt werden können, deren Grund also nicht äußerlich bedingt ist und die Erich Seidelmann folgendermaßen beschreibt:

„Es gibt [...] rezente Sprach- bzw. Dialektgrenzen, die von einem Zugehörigkeits- und Abgrenzungsbewußtsein getragen werden – ich nenne sie aktive Sprachgrenzen zum Unterschied von passiven, die auf einem Kommunikationshindernis beruhen. Solche aktiven Sprachgrenzen sind auch modernen kommunikativen Verhältnissen gegenüber völlig resistent und setzen keinerlei natürliche Barrieren voraus.“¹

Daß die badisch-württembergische Landesgrenze auch früher schon mit der einen oder anderen Sprachgrenzlinie identisch war, steht außer Zweifel; in diesem Zusammenhang sind jedoch nur die neueren Grenzlinien von Interesse.

Ein Beispiel

Um eine Veränderung bei Sprachgrenzen nachweisen zu können, bedarf es eines Vergleichs von historischem mit aktuellem Material. Aktuelle Daten habe ich dem Buch *Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze*², einer Projektarbeit des Ludwig-Uhland-Instituts aus dem Jahre 1992 entnommen; verglichen habe ich diese mit Hermann Fischers *Geographie der schwäbischen Mundart*³ von

1895 und Karl Bohnenbergers *Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech*⁴ aus dem Jahre 1905. Dabei muß beachtet werden, daß die beiden älteren Arbeiten mit Grenzlinien operiert haben, als immer eine eindeutige Zuordnung jedes Ortes vorgenommen wurde und, wenn die Ortsmundart nicht einheitlich war, die Antworten der Minderheit(en) somit unter den Tisch fielen. Diesem Problem hat die Untersuchung des Ludwig-Uhland-Instituts in der Darstellung aller aufgetretenen Formen Rechnung getragen.

Deutlich läßt sich die Verschiebung von Sprachgrenzen zur ehemaligen Landesgrenze hin am Beispiel des mittelhochdeutschen Konsonanten „b“ aufzeigen, wie er in „Zuber“ und „Abend“ enthalten ist. Dabei spielen im Sprachbewußtsein der Befragten die großräumigen Gliederungsschemata „fränkisch“ und „alemannisch“ allenfalls eine untergeordnete Rolle; sie werden durch die regional bedeutsamen Begriffe „badisch“ für die nördliche und „schwäbisch“ für die südliche Mundart ersetzt.

Die alte Sprachgrenze zwischen „Zuwer“/ „Owad“ als nördlicher und „Zuber“/ „Abend“ als südlicher Form entsprach Bohnenberger und Fischer zufolge der Grenze zwischen den ehemaligen Bistümern Speyer und Konstanz, die in dieser Region etwa 15 Kilometer südlich der Landesgrenze lag. Erst in den letzten 30 Jahren hat sich dieser Zustand geändert: Es ist anzunehmen, daß die W-Formen in Württemberg als zu „badisch“ empfunden wurden und deshalb nahezu vollständig verdrängt wurden, obwohl die fränkisch-alemannische Sprachgrenze über weite Strecken eine binnenvürttembergische ist und W-Formen anderswo in Württemberg weiterbestehen.

Interpretation

Obwohl nur an einem Beispiel gezeigt wird, so denke ich mein Anliegen deutlich. Eine tote Grenze – sie fungiert nicht einmal mehr als Regierungsbezirks- oder Kreisgrenze – kann einen solchen Sog ausüben, daß sie zur Sprachgrenze wird. Nach Erich Seidemanns Unterteilung haben wir es hier also eindeutig mit einer aktiven Sprachgrenze zu tun, die mit Identifikations- und Abgrenzungsmechanismen erklärt werden muß.

Ein zufälliges Zusammenfallen der Sprach- mit der ehemaligen Landesgrenze ist auszuschließen. Auf beiden Seiten läßt sich nämlich über die Frage nach dem jeweils gesprochenen Dialekt ein festes Bewußtsein für die eigene Sprache, sei es Badisch oder Schwäbisch, feststellen. Sprachwandel vollzieht sich dabei immer zu der Form hin, die das größere Prestige besitzt; Walther Mitzka⁵ hat in diesem Zusammenhang den Begriff der „Mehrwertgeltung“ eingeführt. Jetzt neu entstehende Sprachgrenzen werden im Hinblick darauf, ob sie aktiver oder passiver Natur sind, genau untersucht werden müssen. Zur selben Schlußfolgerung kommt auch die von Arno Ruoff geleitete Untersuchung des Ludwig-Uhland-Instituts, die ich abschließend zitieren möchte:

„Noch verstärkt wird die Tendenz zur sprachlichen Aussonderung dadurch, daß die Mundarten im Land die letzten Träger des Bewußtseins von örtlicher oder regionaler Eigenart oder Fremdart darstellen, das einfachste Mittel zur Identifikation wie zur Abgrenzung, die sicherste Basis des Wir-Gefühls: (fast nur noch) durch Sprache sind wir andere als die anderen! Das läßt den Schluß zu, daß wir in Zukunft noch viel stärker als bisher neben den physischen auch psychische Sprachgrenzen erwarten müssen.“⁶

Die Zukunft aber, so ist festzustellen, hat an der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze schon begonnen.

Anmerkungen

- 1 Erich Seidemann: Der Hoahrhein als Sprachgrenze. In: Wolfgang Putschke/Werner Veith/Peter Wiesinger (Hg): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag. Marburg 1989.
- 2 Arno Ruoff (Hg): Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze (=Idiomata, Band 17/I+II). Tübingen 1992.
- 3 Hermann Fischer: Die Geographie der schwäbischen Mundart. Mit einem Atlas von 28 Karten. Tübingen 1895.
- 4 Karl Bohnenberger: Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech. Mit einer Karte. Heidelberg 1905.
- 5 Walther Mitzka: Sprachausgleich in den deutschen Mundarten bei Danzig. Königsberg 1928, S. 64f.
- 6 Arno Ruoff (wie Anm. 2), S. 112.



„Schwobe schaffe, Badener denke!“¹

Zur Funktion und Entstehung bestimmter Schwabenbilder in Baden

In einer Annonce in der *Badischen Zeitung* wird ein Sonderposten englischer HiFi-Geräte mit dem Slogan „Buy british, zahl' schwäbisch“ angepriesen. Daß bei diesem Wortspiel nicht mit dem sprichwörtlich schottischen Geiz operiert wird, verweist nicht nur darauf, daß Schwaben geographisch näher an Baden liegt als an Großbritannien, sondern auch auf das Komik-Potential der württembergischen Nachbarn.

In einem Leserbrief in der *Badischen Zeitung*, der sich mit Querelen innerhalb der Freiburger Grünen auseinandersetzt, wehrt sich ein Parteimitglied entschieden gegen „eine Stuttgarter Einmischung“ in dieser Angelegenheit und findet:

„Unsere Landeshauptstadt sollte erst mal selbst mit sich ins Reine kommen [...] Es wäre dringend notwendig, daß 'badische' Männer und Frauen insgesamt wieder mehr Rückgrat zeigen und nicht immer mehr den 'Spätzleschwaben' gegenüber Bücklinge vollziehen und sich diesen unterwerfen.“²

Beide Beispiele dokumentieren, daß es in Baden noch immer vielfältige Bilder vom schwäbischen Volkscharakter gibt, die je nach Situation entweder humoristisch verwendet oder als ernsthafte Unterscheidungskategorien zitiert werden.

Ausgehend von der Frage, ob sich die Stereotypen vom Schwäbischen mit zunehmender geographischer Distanz verändern, führten wir als Projektgruppe in

verschiedenen deutschen Städten Umfragen durch. Per Telefon und vor Ort fragten wir: „Was fällt Ihnen zu Schwaben ein?“ Die dabei gesammelten Befunde bestätigen weitgehend unsere These, daß die Assoziationen zu Schwaben (Region und Bevölkerung) mit zunehmender geographischer Distanz pauschaler werden, während sie in unmittelbarer Nähe durch persönliche Erfahrungen geprägt sind.³ In Hamburg beispielsweise blieb es oft bei der Nennung von Begriffen, einer Art von 'rekapituliertem Wissen', wohingegen in Baden zwar mitunter dieselben Begriffe genannt wurden, diese dann aber in einen bestimmten Zusammenhang gestellt, häufig durch persönliche Erfahrung verifiziert und dabei funktionalisiert wurden.

Die verschiedenen Bedeutungsebenen von Stereotypen formuliert Hermann Bausinger so:

„Die Bilder, die wechselseitig durch die beiden Nachbarn für ihr Gegenüber entworfen werden, sind nicht unabhängig von den realen Gegebenheiten; aber sie sind auch Stereotypen, die unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt das Bedürfnis nach Identität und Abgrenzung befriedigen. Als solche aber sind sie ihrerseits eine Realität, die Beachtung verdient.“⁴

Identitätsstiftung und Abgrenzung sind sicherlich die wichtigsten Funktionen von Stereotypen, doch lassen sich diese nicht ohne ihre historischen Wurzeln wirklich begreifen. Die aktuellen Bilder sind nicht zufällig,

sondern Reproduktionen älterer Stereotypen. Sie haben sich den veränderten sozialen und politischen Bedingungen zwar angepaßt, ihre Aussage indes beibehalten.

Im folgenden möchte ich zuerst Ergebnisse einer Umfrage in Freiburg vorstellen und in einem zweiten Teil der Frage nachgehen, inwieweit die vorgefundenen Stereotypen an historische Bilder anknüpfen und wie sie diese variieren.

Empirische Befunde

Von einer homogen-autochthonen badischen Bevölkerung kann spätestens seit Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr ausgegangen werden. Dies zeigte sich auch bei der Umfrage in der Freiburger Fußgängerzone, in der sich von neunzig Befragten nur etwas mehr als die Hälfte als BadenerInnen bezeichneten: Einige der Befragten kamen aus Württemberg, der überwiegende Teil der Nicht-BadenerInnen aus anderen Bundesländern und aus der Schweiz. Zwei Schweizer wiesen übrigens darauf hin, daß „Schwabe“ in ihrem Land als „Schimpfwort für alle Deutschen“ gelte. Mentalitätsunterschiede zwischen BadenerInnen und SchwäbInnen waren ihnen wie auch den meisten anderen Nicht-BadenerInnen unbekannt. Dagegen nannten die meisten BadenerInnen Stereotypen wie Spätzle, Geiz, Sparsamkeit, Fleiß und „Schaffe, schaffe Häusle baue“. Nicht wenige bezeichneten diese Assoziationen als Klischees und fanden, daß ein Unterschied in der Mentalität der beiden Gruppen schlichtweg nicht vorhanden oder höchstens minimal sei. Als real wurden Abweichungen in Sprache, Eßkultur und „savoir vivre“ eingeschätzt. Einem Befragten fiel zu Schwaben „nichts Gutes“ ein; er bezeichnete die badisch-schwäbischen Differenzen als „Animositäten wie zwischen Bayern und Preußen“, beschrieb die Schwaben als „sparsam bis zum Geiz, arbeitsam und fleißig“. Interessanterweise fügte er dieser Aufzählung von Klischees die selbstkritische Bemerkung hinzu, daß sich viele Badener selbst wahrscheinlich ganz ähnlich charakterisieren würden: „Im allgemeinen sagt man immer von den anderen das Schlechte, was man von sich

selber denkt.“ Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie Stereotypen auf Nachfrage abgerufen und zur Abgrenzung eingesetzt werden können. Es zeigt jedoch auch, daß dieser Prozeß oftmals von den Befragten selbst durchschaut und kritisch hinterfragt wird.

Eine wichtige Rolle spielen die ‘Schwabenbilder’ als Projektionsfläche für Witze. Von einigen Befragten wurden mir während des Gesprächs mit einem Augenzwinkern Schwabenwitze erzählt, die entweder die Dummheit oder die Raffgier der Schwaben – es sind übrigens immer Männer – zum Thema hatten. Zwei zehnjährige Jungen glaubten, daß die Schwaben mehr Spätzle als die Badener essen würden, an sich „witziger“ seien – sie meinten wohl, daß Schwaben gute Zielscheiben des Spottes abgeben – und erzählten den Witz vom Schwaben und dem Handy („Hen die koi Kabel?“). Zum Abschied stellten sie mir die Scherzfrage



Plakate der „Altbadener“ zur Südweststaatsfrage 1950/51.

nach den unterschiedlichen Schwimmstilen der Badener und Schwaben. Dabei charakterisierten sie ersteren durch die normale Schwimmgestik, letzteren durch die Umkehrung der Bewegung als Symbol für die schwäbische Raffgier. Dieser Witz wurde mir ein zweites Mal von einer älteren Frau erzählt, was auf einen größeren Bekanntheitsgrad schließen läßt.

Auch in ironischen Sinnsprüchen wird die vermeintliche Unterschiedlichkeit der beiden 'Volksstämme' festgeschrieben: Zwei befragte Badener schlossen ihre Aussagen, in denen sie eine ernsthafte Differenz zwischen Badenern und Schwaben bezweifelten, mit jeweils einem witzigen Spruch: „Schwaben schaffen, Badener denken“ und „Es gibt badische und unsympathische Leut“.

Von schwäbischen Landsleuten wurde einige Male der Eindruck geäußert, daß Schwabenwitze in Freiburg an der Tagesordnung seien. Dagegen gebe es in

Württemberg bzw. Stuttgart so gut wie keine Badenerwitze. Auch werde die Differenz an sich kaum jemals thematisiert.

Neben den moderaten und humorvollen Tönen gab es aber auch einige wenige, die sich von ihren schwäbischen Landsleuten vehement abzugrenzen suchten. Ein alter stattlicher Mann fand: „Der Schwabe ist der krasse Gegensatz zum Badener!“ Er charakterisierte ersteren als „strebsam und arbeitsam“, wobei „das Leben ein bisschen zu kurz kommt.“ Ein anderer Passant antwortete auf meine Frage: „Schwaben sind wir keine, wir sind Badener!“ und ging weiter, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. „Ich bin kein Schwabe, i bin a Friburger!“ hatte schon einige Wochen zuvor ein Freiburger aufbrausend geantwortet. Im Rahmen der Telefonumfrage hatte ich ihn gefragt, was ihm zu Schwaben einfallen. Bei dieser Frage schien für viele Badener – besonders bei Männern – eine Selbstverortung unausweichlich.

Noch wütender reagierte ein alter Mann, den ich in einer Seitenstraße ansprach. „Die ham mir nicht ins Herz geschlossen“, begann er seine Klage. Er erzählte mir, daß er als Besitzer einer Fotodrogerie außerordentliche Umsatzeinbußen habe hinnehmen müssen, nachdem eine Drogeriekette aus dem Schwäbischen gleich um die Ecke eine Filiale eröffnet hatte. Seine Wut konzentrierte sich dabei nicht auf den bundesweit agierenden Großkonzern, sondern richtete sich generell gegen „die Schwaben“, die ihm seinen Verdienst geraubt hätten. Seine Wut und Bitterkeit über den verlorenen Konkurrenzkampf transformierten den realen Gegner zum Stellvertreter eines übermächtigen Volksstamms.

Der Konkurrenzgedanke liegt auch der Aussage eines jungdynamischen Mittdreißigers zugrunde, der auf meine Frage mit dem Bekenntnis antwortete:

„Als guter Badener hat man etwas gegen die Schwaben [...] Die Hauptstadt von Baden-Württemberg ist Stuttgart, und das sind Schwaben. Und die vergessen manchmal, daß es uns gibt hier unten – auf kommunalpolitischer und landespolitischer Ebene mit Sicherheit.“

Außerdem halte er die Schwaben grundsätzlich für spießiger als die Badener. Daß Baden in finanzpolitischen Fragen benachteiligt werde, fand auch seine Begleiterin.



„Die Badener meinen immer, die Schwaben würden Ihnen die Butter vom Brot holen.“

Diese Einschätzung einer Schwäbin, die mit einem Badener verheiratet ist, teilte auch eine schwäbische Studentin. Die Angst, zu kurz zu kommen, zeige sich ihrer Meinung nach in dem immer wieder geäußerten Vorwurf der Badener, die *Landesschau* bringe immer nur Nachrichten aus Württemberg oder aus der Landeshauptstadt.

Ein Problem bei der Erforschung von Stereotypen ist, daß ihre konkreten Auswirkungen auf Handlungen eigentlich nicht erfragbar sind. Nur über die Erfahrung und durch die Brille derer, die mit diesen Bildern und Vorurteilen konfrontiert wurden, läßt sich diese Dimension erschließen. Deshalb gebe ich hier Aussagen und Erlebnisse von Schwaben und Schwäbinnen wieder, die die reale Alltagsdimension der Schwabenbilder dokumentieren.

Nach der Straßenumfrage führte ich abends auf der Geburtstagsparty eines Freundes ein längeres Gespräch mit einem schwäbischen Ehepaar, das erst seit kurzer Zeit in Freiburg lebte und mir von einem sehr unangenehmen Erlebnis berichtete. Der Ehemann hatte sich um eine bundesweit ausgeschriebene Führungsstelle beworben und war unter vielen Mitbewerbern ausgewählt worden. Kurz nachdem sie nach Freiburg gezogen waren, klingelte nachts das Telefon: Der anonyme Anrufer mit badischem Akzent beschimpfte sie und empfahl ihnen, schleunigst nach Schwaben zurückzugehen.

Bei unserer Straßenumfrage in Ravensburg erzählte ein junger schwäbischer Arzt von einem ähnlich vehementen Erlebnis in Freiburg: In einem Supermarkt sei er von einem älteren Badener für einen Italiener gehalten und als ‘Spaghettifresser’ beschimpft worden, der sicher eine Wohnung suchen würde. Er aber würde grundsätzlich nie an Ausländer vermieten. Der Arzt revanchierte sich mit der Titulierung „Gelbfüßler“, woraufhin der Mann meinte: „Was, a Sauschwob. Also, lieber vermiet’ ich an Italiener und Türke, aber an en Sauschwob nia!“ Überhaupt sei ihm von einigen älteren Badenern viel Mißtrauen und Haß entgegenge-

bracht worden. Als er beispielsweise in der Villingener Kinderklinik arbeitete, sollte er einen kleinen Jungen untersuchen, der sich aber dagegen erbittert zur Wehr setzte. Als er ihn fragte, weshalb er sich nicht untersuchen lassen wolle, erklärte dieser, sein Vater hätte ihm ausdrücklich untersagt, sich von einem schwäbischen Arzt untersuchen zu lassen.

Wenn dies auch nur einige wenige Einzelfälle sein mögen, die uns erzählt wurden, sie zeigen doch, daß Stereotypen durchaus wirksam sind, auf den unterschiedlichsten Ängsten der Menschen aufzubauen und sich in ihnen Gefühle der Macht bzw. Ohnmacht spiegeln. Da wird eine übermächtige Landeshauptstadt skizziert, die den badischen Landesteil bei der Verteilung der Geldmittel übergeht, sich in regionale badische Angelegenheiten einmischt und dabei die BadenerInnen bevormundet. Diese Bilder, die aktuell abfragbar sind, sind jedoch nicht vom Himmel gefallen, sondern sind Rekonstruktionen von älteren Bildern, denen im folgenden nachgegangen werden soll.

Historische Stationen der Stereotypengese

Hier sollen die aktuellen Befunde durch historische Fakten beleuchtet werden, um das Zustandekommen der vorgefundenen Stereotypen verständlicher zu machen. Dabei sollen die historischen Daten keineswegs Anfangspunkte festlegen, sondern vielmehr Durchgangsstationen bei der Entwicklung von Schwabenbildern schlaglichtartig markieren.

Im Unterschied zum Herzogtum Württemberg, das sich spätestens seit dem 16. Jahrhundert als ein homogenes Gebilde mit politischer und gesellschaftlicher Kontinuität darstellte, war das Großherzogtum Baden ein relativ junger Staat – die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach wurden erst 1771 vereint. Der Politologe Klaus Koziol beschreibt Baden als „bunt zusammengewürfelten Fleckenteppich“⁵ aus Kleinststaaten mit unterschiedlicher Kultur und Tradition. Die geographische Offenheit der ganzen Region – Paris lag immer näher als Berlin – begünstigte den Import und Einfluß von Waren und Ideen aus dem Westen. War zuvor der französische Absolutis-

mus Vorbild für die badischen Markgrafen, so übernahm in der postnapoleonischen Ära wiederum der moderne französische Staat diese Funktion. Durch die napoleonische Flurbereinigung waren die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach auf das Vierfache ihrer einstigen Größe angewachsen und wurden nun nach französischem Muster in große Verwaltungseinheiten eingeteilt und zentralistisch regiert. Koziol bringt Baden auf die kurze Formel: Offenheit in geographischer wie sozio-ökonomischer Hinsicht aber auch Diskontinuität in Territorialität, Politik und Staatsführung. Durch die fehlende Kontinuität und durch die kaum ausgeprägte Selbstverwaltungstradition der Gemeinden – erst ab 1831 wurde ihnen eine gewisse Selbstverwaltung zugestanden – sei eine Identifikation der BürgerInnen mit dem Staat kaum vorhanden gewesen und die zentralistische Prägung sei auch heute noch im badischen Blick auf Stuttgart erkennbar. Für diese These sprechen auch einige Aussagen von in Freiburg Befragten.

Baden wird meist als traditionell liberaler Staat beschrieben, die Verfassung von 1818 wurde seinerzeit als die fortschrittlichste in den deutschen Ländern gepriesen. Auf diese liberale Phase folgte jedoch eine restaurative mit Orientierung am Deutschen Bund und dem Ausbau eines Obrigkeitsstaates mit konservierten Standesrechten aus der Feudalzeit. Der Unmut der Bürger entlud sich in der Revolution von 1848/49. Für den Historiker Wolfgang Hug war die badische Revolution eine wirkliche Volkserhebung, da an ihr alle Schichten und Klassen beteiligt gewesen seien. Er macht das Fehlen einer „Homogenität der Trägerschichten“ für das Scheitern der Revolution verantwortlich, denn „weder das Bürgertum, noch die Bauern und schon gar nicht die Arbeiter zeigten sich in der Revolution als soziale Klasse mit einheitlicher Interessenstruktur.“⁶ Real sahen sich die badischen Revolutionstruppen, welche aus 15.000 – 20.000 badischen Soldaten und Freischärlern bestanden, mit einer überlegenen gegnerischen Armee konfrontiert. Diese rekrutierte sich aus rund 34.000 preußischen Soldaten und 18.000 Soldaten aus Reichstruppen, worunter auch württembergische Regimenter waren. Aufgrund dieser militärischen Übermacht fand die badische Revolution unter württembergischer Mithilfe bald ihr blutiges Ende. Dieser ins kollektive Geschichtsbewußtsein der Badener eingeschriebene „Schwaben-

streich“ wiederholte sich rund 130 Jahre später, als ‘Stuttgart’ württembergische Einheiten der Bereitschaftspolizei in Wyhl gegen Demonstranten einsetzte. Gerade die Bürgerinitiativen am Kaiserstuhl hatten ein sehr reges Geschichtsbewußtsein und beriefen sich auf die aufständischen Traditionen des Bauernkriegs, Bundschuhs und der Revolutionäre von 1848. Der damalige Ministerpräsident Filbinger, der die ‘Truppen’ gegen die Demonstranten aussandte, stammte – Ironie am Rande – aus Baden. Diese Ereignisse sind bei vielen Kaisersthülern auch heute noch präsent, nicht so sehr als Eindruck der Machtverhältnisse zwischen Staatsmacht und Bürger, sondern vielmehr als solcher zwischen Baden und Stuttgart.

Nach der mißglückten Revolution von 1848/49 errichtete der zurückgekehrte Großherzog Leopold mit Hilfe der verhaßten preußischen Besatzungstruppen, die bis 1852 in Baden blieben, einen Polizeistaat. Reaktion und wirtschaftliche Not bewirkten, daß in den folgenden Hungerjahren Tausende BadenerInnen in die USA auswanderten. Erst in den 60er Jahren wurde das politische Klima wieder liberaler. Im Zuge der politischen, wirtschaftlichen und konfessionellen Reformen wurde 1862 die allgemeine Gewerbefreiheit verkündet, ein Gesetz zur bürgerlichen Gleichstellung der Juden verabschiedet und den Kommunen schließlich 1863 weitergehende Selbstverwaltungsrechte zugestanden. Die Reformen dieser „Neuen Ära“ waren die Voraussetzung für eine forcierte Industrialisierung. Diese hatte schon Mitte des 19. Jh. eingesetzt. Schweizer Kapital floß in den südbadischen Raum, französische und schweizer Einwanderer begründeten die Edelmetallindustrie in Pforzheim. Auch im Verkehrswesen war Baden mustergültig: Ein ausgedehntes Eisenbahnnetz verband bald die badischen Industriezentren nicht nur mit der Welt sondern auch mit den Wohnorten der Fabrikarbeiter, wovon viele auf dem Lande wohnten. Bis zur Jahrhundertwende erhielt jede zweite badische Gemeinde einen Eisenbahnanschluß. Diese positiven Entwicklungen trugen Baden den Ruf des „Musterländles“ ein, eines Landes, das nach preußischem Muster gestaltet war.

Gleichzeitig kam es zu einem rapiden Verstärkungsprozeß. Bei der Betrachtung der damaligen Statistiken fällt besonders ein konfessionelles Gefälle auf: Während der landesweite Anteil der Katholiken in

Baden ungefähr 2/3 der Gesamtbevölkerung betrug, lebten von diesen jedoch lediglich 7,5% in den Städten, von dem einen Drittel Protestanten dagegen 12%. Das heißt, daß der Anteil von Protestanten, die in den Metropolen lebten, im Vergleich zur katholischen Stadtbevölkerung relativ hoch war. Im Bildungswesen war dieses Gefälle sogar noch ausgeprägter: Zwischen 1885 und 1895 war der Anteil der protestantischen Schüler der Mittelschulen auf 48% gestiegen, gegenüber 42% katholische und 10% jüdische Schüler. Diese Schulabgänger strebten vor allem in kaufmännisch-technische Berufe mit Zukunft und Sozialprestige. Auch viele Verwaltungsposten waren mit Protestanten besetzt. Daher fühlten sich viele Katholiken unterrepräsentiert und kultivierten antiprotestantische wie auch antijüdische Ressentiments, die zusätzlich von katholischen Kirchenvertretern geschürt wurden. Sozialer Aufstieg schien zugleich eine Frage der konfessionellen Zugehörigkeit zu sein und prägte so das Bild der katholischen BadenerInnen von den protestantischen AufsteigerInnen. Aus dem protestantisch-calvinistischen Arbeitsethos, dessen Auswirkungen unmittelbar erfahrbar waren, entwickelten sich die Stereotypen vom arbeitsamen, fleißigen, geizigen und aufstiegsorientierten Schwaben.

Nach dem ersten Weltkrieg traf die Wucht der Reparationszahlungen und die allgemeine Wirtschaftskrise vor allem Baden sehr heftig. Im Spätherbst 1923 beispielsweise war die Arbeitslosigkeit hier dreimal so hoch wie in Württemberg. Dort hatte die Industrialisierung zwar viel später als in Baden begonnen, wurde jedoch umso kontinuierlicher vorangetrieben. Politische wie ökonomische Kontinuität zahlte sich nun aus, denn in den folgenden Jahren überholte Württemberg Baden wirtschaftlich und machte diesem den Titel „Musterländle“ streitig. Dabei kam es zu einem kompletten ‘Etikettentausch’. Baden mußte nicht nur den Ehrentitel „Musterländle“ an Württemberg abtreten, sondern übertrug dazu freiwillig noch den

Stereotypenkomplex, der bis dahin für protestantische Landsleute reserviert gewesen war. Bezeichneten und zeichneten die Einzelstereotypen bis zur Jahrhundertwende den protestantischen Aufsteigertyp innerhalb Badens, so wurden sie spätestens ab Ende der 20er Jahre auf das aufstrebende protestantische Württemberg als Kollektiv angewandt und bis heute beibehalten.

Die „Schwabenbilder“ haben daher in Baden eine andere Funktion als in den übrigen Bundesländern. Im Bild des geizigen, fleißigen und tumben Schwaben verschafft sich die Frustration über den kollektiven Mißerfolg und die ungerechte Verteilung der Kriegslasten ihre Genugtuung, indem sie den Erfolg des anderen auf dessen vermeintlich negativen Charaktereigenschaften zurückführt.

Schon nach der Novemberrevolution 1919 und auch in den 20er Jahren wurde über eine Vereinigung beider Staaten nachgedacht, doch stießen solche Gedanken bei den meisten BadenerInnen auf wenig Gegenliebe, da diese hinter solchen Ideen Würtbergs Gier nach den eigenen Energie- und Wasservorräten witterten. Im NS wurden die Länder dann ohnehin gleichgeschaltet, was einem Zusammenschluß faktisch gleichkam und erst nach der Kapitulation erhielt dieses Thema neuen Zündstoff: Der Druck



Plakat für den Südweststaat

auf die territoriale Neugestaltung des Südwestens ging letztendlich von den Alliierten aus, deren Anti-Hitler-Koalition im Frühjahr 1948 vollends zerbrochen war. Die West-Alliierten wollten nun einen lebensfähigen deutschen Weststaat als Pufferzone schaffen. In Süddeutschland sollten die einstigen Besatzungszonen Südbaden, Südwürttemberg-Hohenzollern und Nordwürttemberg-Nordbaden als Bundesländer neu gestaltet werden. Vor allem in Südbaden, aber auch in Nordbaden formierte sich Widerstand gegen die Variante eines vereinigten Südweststaats. Die *Altbadener* um den badische Staatspräsident Leo Wohleb führten insge-

samt eher irrationale Argumente für ein „freies Baden“ ins Feld: Sie warnten vor der Kirchenfeindlichkeit der liberalen Koalitionspartner, sahen in Baden eine „gewachsenen Einheit“ mit historischer Aufgabe, einen Kulturraum, den es zu bewahren gelte. Daneben wurde auch immer wieder die Angst thematisiert, von Württemberg übergangen zu werden. In den Plakaten und Postkarten mit denen die *Altbadener* vor der Volksabstimmung 1951 für ein eigenständiges Bundesland Baden – der Fusion von Nord- und Südbaden – warben, fand diese Angst ihren vielfältigen Ausdruck. Im Vorfeld gab es einige Querelen über den Abstimmungsmodus und den Abstimmungstermin. Per Verfassungsgerichtsbeschuß wurde das sogenannte Vierer-Modell als Auszählungsmodus festgelegt, wonach in den vier Landesteilen Nord- und Südbaden und Nord- und Südwürttemberg getrennt abgestimmt wurde. Der Mehrheit von drei Ländern sollte sich das vierte Land fügen. Am 9. Dezember 1951 stimmte die Mehrheit von Nord- und Südwürttemberg und von Nord-Baden für den Südweststaat, in Südbaden jedoch lediglich 37,8%. Damit war der Südweststaat auf den Weg gebracht. Südbaden, welches für das Zweier-Modell – getrennte Abstimmungen in Gesamtbaden und Gesamtwürttemberg – gekämpft hatte, sah sich um seinen Sieg betrogen, da bei einer zusammengefaßten Auszählung in Baden sich die Mehrheit bei 671.000 zu 614.000 für ein eigenständiges Badnerland stimmte. Auch hier traten wieder konfessionelle Unterschiede hervor: Die Altbadener erklärten den hohen Stimmenanteil für den Südweststaat in Nordbaden mit dem hohen Anteil von Protestanten und Vertriebenen. Diese politische Auseinandersetzung ist auch heute noch im Bewußtsein vieler Befragter präsent, und von einigen Älteren wird das Abstimmungsergebnis als Unrecht erinnert. Von Jüngeren dagegen wird dies erwartungsgemäß seltener angesprochen, scheint aber dennoch als geschichtliche Erfahrung präsent zu sein.



Leo Wohleb

Nach jahrelangem zähem Kampf gab es 1970 noch einmal eine Volksabstimmung. Diesmal sprachen sich rund 82% der badischen Bevölkerung für den Südweststaat aus und setzten den separatistischen Bestrebungen in Baden ein Ende.

Daß die Bilder von der schwäbischen Mentalität nach wie vor wirkmächtig sind, wurde schon im Zusammenhang mit persönlichen Erfahrungen von Schwaben und Schwäbinnen gezeigt. Daß dieses Wirken aber nicht nur in den Köpfen einzelner nachweisbar ist, sondern auch auf kollektiver Ebene zu resistenten Strukturen führen kann, die eine wirkliche Integration verhindern, zeigt das Beispiel der badisch-schwäbischen Doppelstadt Villingen-Schwenningen. Differenz bestimmt die gesellschaftliche Realität auch noch nach 45 Jahren Südweststaat und 25 Jahren Doppelstadt auf beiden Seiten. Bis heute hat die Stadt zwei Rathäuser, zwei Telefonnetze und zwei Bahnhöfe. Außerdem gibt es zwei Fußballvereine, die jedoch in verschiedenen Landesligen spielen und somit auch nicht Gefahr laufen, gegeneinander spielen zu müssen. Der Gemeinderat spaltet sich entlang der alten Landesgrenze und sowohl badische wie auch württembergische VertreterInnen sind sehr darauf bedacht, daß die Gegenseite nicht bevorzugt wird.

1990 beschäftigte sich eine Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts mit der Doppelstadt und kam zu dem Ergebnis, daß es den Doppelstädter und die Doppelstädterin als personifizierte Integration nur bedingt gibt. Gebürtige Villingen und Schwenninger bleiben demnach auch in den 90er Jahren lieber in ihrem Geburtsort und pflegen nur wenig Kontakte zu den Nachbarn. Dagegen bewegen sich AusländerInnen eher unbefangen zwischen den Städten. Für diese Bevölkerungsgruppe sind badisch-schwäbische Differenzen verständlicherweise belanglos, denn sie haben mit ganz anderen Integrationsschwierigkeiten zu kämpfen, an denen Villingen und Schwenninger wahrscheinlich in gleicher Weise beteiligt sind.

Es scheint ein offener Widerspruch zu sein, daß in einem geeinten Europa solch ein binnenländisches Phänomen existiert. Daß dieses aber nicht einzigartig ist, sondern zahlreiche Entsprechungen hat, beweist unter anderem auch das Verhältnis der alten zu den neuen Bundesländern. Der Umgang untereinander verweist sowohl in individueller wie gesellschaftlicher Hinsicht auf ähnliche Strukturen. Sogar die Metaphern beginnen zu zirkulieren. „Einer von drüben“ heißt unter Umständen, daß derjenige aus Baden kommt und nicht aus der ehemaligen DDR und dokumentiert so die wechselseitige Grenze im Kopf.

Man kann dies resignierend zur Kenntnis nehmen, auf die Selbstheilungskräfte der Kontrahenten hoffen, Therapie- und Läuterungsrezepte empfehlen – wahrscheinlich aber handelt es sich hierbei um eine Generationenfrage. Dennoch müssen für ein allmähliches Zusammenwachsen objektive Strukturen auf politischem Wege geschaffen werden, die alte Ressentiments erst gar nicht aufkommen lassen und somit eine Rekonstruktion der alten Bilder entbehrlich machen.

Abgrenzung ist Teil einer Identitätspolitik. Diese steht bei KulturwissenschaftlerInnen hoch im Kurs. Doch beschränkt sich die Selbst- und Fremdwahrnehmung oft nicht auf Dialekt- und Nahrungsdifferenzen, sondern konstruiert kollektive Mentalitätsunterschiede.

Trotz Globalisierung und Pluralisierung bestimmen diese nach wie vor unsere Realität und so bleibt der globale Mensch, dessen physische wie mentale Mobilität mittels moderster Verkehrs- und Kommunikationswege eine ortsgebundene Identität obsolet werden läßt, bis auf weiteres eine Zukunftsvision bzw. Lebenspraxis einer privilegierten Elite.

Anmerkungen

- 1 Dieses, wie auch die folgenden Zitate, sofern nicht anders kenntlich gemacht, stammen aus einer Umfrage in der Freiburger Innenstadt Ende Januar 1996. Dabei befragte ich während eineinhalb Stunden ungefähr 90 PassantInnen, wovon 75 zu einem Gespräch bereit waren. Es handelte sich um 25 Badener, 14 Badenerinnen, 2 Schwaben, 5 Schwäbinnen, 22 Männer und 7 Frauen von außerhalb (andere Bundesländer und Schweiz).
- 2 *Badische Zeitung* vom 2.1.1997
- 3 Vgl. den Beitrag von Katrin Weber *Interviews: Methode* in diesem Band.
- 4 Hermann Bausinger: *Zur Identität der Baden-Württemberger. Kulturelle Raumstruktur und Kommunikation in Baden-Württemberg*. Stuttgart 1996.
- 5 Klaus Koziol: *Badener und Württemberger. Zwei ungleiche Brüder*. Stuttgart 1987, S. 11.
- 6 Wolfgang Hug: *Geschichte Badens*. Stuttgart 1992, S. 256.

Gibt es ein schwäbisches Gesicht?

Zur Rolle der Physiognomik für die Schwabenbilder

Vorstellungen wie und was „Schwäbisch“ ist, gibt es viele. Hier soll gefragt werden, ob Schwabenbilder nicht nur im Kopf existieren, sondern auch am Kopf selbst erkennbar sind. Gibt es also das „typisch schwäbische Gesicht“?

Redensarten wie „In den ka mr net neigugga“ oder „Dem steht’s auf der Stirn geschrieben“ zeugen vom Versuch (nicht nur der Schwaben), jemanden zu „durchschauen“. Zur Alltagspraxis von Menschen gehört dieses ständige Bemühen, das Gegenüber einzuschätzen und einzuordnen. In der direkten Begegnung dient der Körper und vor allem das Gesicht, „die menschlichste Stelle am Menschen“¹, als Lesefeld, noch bevor sprachliche Kommunikation die Positionen der Beteiligten differenziert. Das Bedürfnis, einen „menschkundigen Vorsprung“ zu „erobern“², ist Grundlage jeder Interaktion. Hier liegt das Aktionsfeld für stereotype Vorannahmen. Die alltägliche Nutzung von Stereotypen bedeutet dabei nicht nur eine Verfestigung derselben. Vorgefaßtes unterliegt auch dem Druck, sich an veränderte Gegebenheiten anzupassen.

Neben der Laienpraxis hat sich eine wissenschaftliche Disziplin der Annahme gewidmet, daß vom „Äußeren“ des Menschen auf sein „Inneres“ – seine Seele – zu schließen sei: die Physiognomik.

Physiognomik als Wissenschaft im 18. Jahrhundert

Schriftliche Abhandlungen über Physiognomik sind schon aus der Antike bekannt. Im 18. Jahrhundert erreichte das Interesse an ihr jedoch einen Höhepunkt und schürte die Diskussion um eine „Semiotik“ des menschlichen Körpers. Die Theoretiker (unter ihnen Johann Caspar Lavater, Carl Gustav Carus oder Franz Josef Gall) bemühten sich zunehmend um die wissenschaftliche Systematisierung der Physiognomik. Dabei beinhaltete der Versuch, Physiognomik als Wissenschaft zu fassen, schon von Anfang an den Wunsch, Menschen zu kategorisieren und zu selektieren. Denn der Blick des Physiognomen nahm den schönen, gesunden und (also auch) guten Menschen als Standard, wenn dies auch in den Texten kaum explizit zur Sprache kam.

Die 1778 erschienenen *Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* des Pfarrers Johann Caspar Lavater (1741-1801) trugen den Untertitel: „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde“. Lavater sah den Menschen als Ebenbild Gottes und schloß daraus auf eine gewisse Ähnlichkeit aller Menschen untereinander. Andererseits ging er davon aus, daß jedes Gesicht einen eigenen, naturgetreuen Charakter besitze.³ Sein Glaube bestärkte ihn



Schiller

in der Ansicht, daß moralische und körperliche Schönheit einander entsprechen müßten: Das „höchste Wohlgefallen“⁴⁴ des Schöpfers äußere sich nicht durch physische Mißgestaltung. Damit war für Lavater körperliche Schönheit ein Zeichen für höhere moralische Werte, die den Menschen vor Gott auszeichneten. Das menschliche Gesicht besitze, besonders in seinen unbeweglichen Bestandteilen, höchste Aussagekraft. Denn Leidenschaften verdeckten Schönheit und Seele – nur die Ruhe erlaube es, die Seele zu versinnbildlichen.

Wirkungsgeschichte auf das „schwäbische Gesicht“

Durch Lavaters Schriften wurde die „physiognomische Raserei“ – die Suche nach den charakteristischen Merkmalen des Individuums – in den Salons des 19. Jahrhunderts angeregt und griff auch auf das Kleinbürgertum über.⁵ Nach dem Zerfall der ständischen Gesellschaft durch die Auswirkungen der französischen Revolution war dies u.a. ein Versuch, einen neuen Beurteilungskanon des nun freien, gleichen Bürgers zu schaffen. Allein die neue Freizügigkeit des auch wirtschaftlich erstarkenden Bürgertums erforderte veränderte Verständigungs- und Bewußtseinsmuster.

Das Gefühl der Zugehörigkeit wurde, wie Wolfgang Kaschuba zeigt, nicht nur auf privater Ebene mit neuen Inhalten ausgefüllt.⁶ Die Staatswerdung des Königreichs Württemberg beispielsweise beruhte auf vielschichtigen Maßnahmen, die allesamt darauf abzielten, eine gemeinsame mentale und emotionale Einstimmung zu schaffen und damit die inneren Grundlagen für ein Staatsvolk vorzubereiten. Dieses Suchmuster nach neuen verbindlichen, beweisbaren, äußerlichen Ordnungen liegt sowohl der Lavaterschen physiognomischen Lehre zugrunde als auch den Bemühungen der württembergischen Regierung, eine staatstragende, gemeinsame Mentalität zu fördern. Das Ineinandergreifen von Ordnungs- und Übersichtlichkeitsangeboten auf so unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen soll hier nicht überstrapaziert



werden. In württembergischen pietistischen Kreisen läßt sich jedoch ein Fortwirken der Lavaterschen Lehre erkennen. Das Reglement der pietistischen Bewegung für die Glaubensbrüder und -schwestern war in Glaubenspraktiken wie im Alltag sehr stark. Eine normierende, zumindestens erzieherische Wirkung auf den „Gesichtsstil“ und die Körperhaltungen der evangelischen Schwaben sind von daher nicht auszuschließen. So zeigt Martin Scharfe, daß trotz körperfeindlicher Tendenzen die pietistische Bewegung der körperlichen Erscheinung des Menschen Beachtung zollte. Besonders das Gesicht galt als Spiegel der gläubigen Seele. So meinte man auf der Stirn eines Reformators das Wort „Ewigkeit“ lesen zu können, während die „lang und breite Stirn“ eines anderen zur „Apostelstirn“⁴⁷ erklärt wurde. Die höchste Form der Anerkennung eines vom Glauben beseelten Gesichts formulierte ein Hahnscher Bruder so: „ein destilliertes Angesicht“⁴⁸. Die Ruhe der unbeweglichen Teile des Gesichts, der Gestalt, nahmen in Lavaters Beurteilungskanon die oberste Stufe ein. Martin Scharfe skizziert „einen durch und durch ernsten Menschen“⁴⁹ als pietistisches Idealbild. Diese Gesinnung wurde nach außen hin zur Schau getragen, dem Lavaterschen Satz folgend: „Das Äußerliche ist nichts als die Endung, die Grenzen des Inneren, und das Innere eine unmittelbare Fortsetzung des Äußereren.“¹⁰

Über die Portraits der Glaubensführer, als Andachtsbilder genutzt, konnte die eigene innere wie äußere Haltung geprüft werden. Die „Vorbildlichkeit“ der wahren und echten Ausdruckshaltung der Frömmigkeit wurde in Traktaten auch anhand von Negativbeispielen abgehandelt. Ein oft zitiertes Beispiel ist das als heuchlerisch und übertrieben bewertete Portrait der Beata Sturm (Abb. 1).¹¹ In der Redensart „ein frommes Gesicht machen“ schwingt das Mißtrauen vor der Redlichkeit der zum Ausdruck gebrachten Emotion noch immer mit.

Durch Lavaters *Physiognomische Fragmente* hervorgehoben oder nur unterstützt, wirkte sich die religiöse Haltung und Wahrnehmung auch auf die körperliche aus. Ob diese Idealvorgaben den schwäbischen „Gesichtsstil“ so formen konnte, daß – wie von späteren Physiognomen behauptet – eine spezielle Schwaben-



Abb. 1 Bildnis der frommen Beata Sturm. Augsburger Titelkupfer von I. I. Kleinschmidt nach I. I. Lieffkopp. In: Georg Konrad Rieger: Die württembergische Tabea. Stuttgart 1737.

stirn, ein Schwabenmund oder eine Schwabennase diagnostizierbar sind, bleibt dabei mehr als fraglich.

Physiognomik im 19. Jahrhundert

Der Versuch, Physiognomik als Wissenschaft zu fassen, wurde im 19. Jahrhundert stark vorangetrieben. Ein wichtiger Vertreter der Epoche der Romantik war Carl Gustav Carus (1789-1869), der – wie schon im Ansatz Lavater – eine „kosmische Physiognomik“ vertrat. Carus ging davon aus, daß alles, ob organisch oder anorganisch, eine „Idee“ enthält, die sich in seinem Äußeren manifestiert und so auch gedeutet werden kann. Diese „Idee“ ist göttlichen Ursprungs und somit steht hinter allem eine einschließende Ganzheit.

Franz Josef Gall (1758-1828) dagegen, der – Lavater vergleichbar – große Popularität erlangte, begrenzte die Physiognomik sehr stark auf den menschlichen Schädel. Er ging davon aus, daß angeborene Neigungen und Fähigkeiten des Menschen ihren Sitz im Gehirn haben, und zwar jede in einem bestimmten „Gehirnorgan“. Die Eigenschaften sind je nach Größe des Organs mehr oder weniger stark ausgeprägt. Das so ausgestattete Gehirn, so Gall, formt den noch weichen Schädel des Kindes und läßt damit beim Erwachsenen durch Abtasten und Messungen dessen Charakter erkennen. Galls Phrenologie und dem naturreligiösen Ansatz von Carus war gemeinsam, daß sie wie Lavater die „feste Form“ untersuchten.¹²

Im Gegensatz zu den Interpretatoren der „festen Bestandteile“ stand eine andere große Strömung des 19. Jahrhunderts, deren Vertreter sich vor allem mit der Mimik des Gesichts beschäftigten. Hier ist nicht nur Guillaume Benjamin Armand Duchenne (1806-1875) zu nennen, der mit elektrophysiologischen Experimenten versuchte, dem Mechanismus des Ausdrucks des menschlichen Gesichts auf die Spur zu kommen und dabei als erster die Photographie benutzte, sondern auch sein deutscher Kollege Theodor Piderit, der die Ausdrucksbewegung des menschlichen Gesichts untersuchte und die engen Verbindungen zwischen Ausdruck und seelischen Vorgängen betonte.

Mit der Einführung des neuen Mediums Photographie wurde eine Verbreitung von scheinbar existierenden Gesichtstypen zunehmend einfacher.

Wissenschaftliche Wirkungsgeschichte im 20. Jahrhundert

Ein Autor, der sich mit der schwäbischen Physiognomie intensiv beschäftigt hat, ist der Neurologe, Sozialpsychologe und SPD-Politiker Willy Hellpach (1877-1955). In seinem 1923 erschienenen Werk *Deutsche Physiognomik* sammeln sich die verschiedensten Ordnungskategorien der Zeit. Ausgehend von der Stammestheorie wägt Hellpach schwäbische Gesichter gegen den fränkischen Gesichtstyp ab. Er betont die Einflüsse der „Umweltkräfte“¹³ und distanziert sich von dem vereinfachenden Rückschluß auf „Rasse-

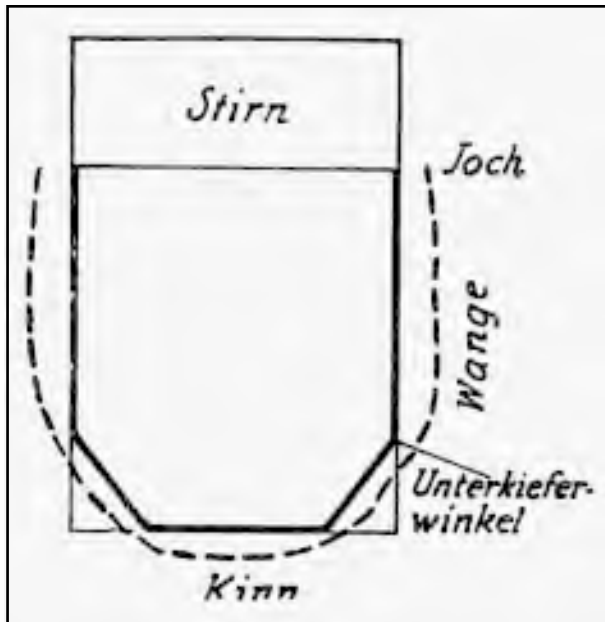


Abb. 2 Grundriffs-Schema „Schwäbisches Gesicht“ nach Hellpach (Tafel XI)

faktoren“¹⁴. Die Aufgabe der Physiognomik definiert sich nach Hellpach als „Erkenntnisquelle für den Vorgang der *Volkwerdung*“¹⁵, die er als Prozeß beschreibt. Obwohl Hellpach die Unzulänglichkeit der Kategorie „Stamm“ anspricht, sie sogar im Bewußtsein der Bevölkerung als nicht mehr wirksam konstatiert, hält er in seinen Ausführungen an diesem „Ordnungsschema“¹⁶ fest. Hellpach ordnet der Bezeichnung „großschwäbisch“ die württembergische Bevölkerung des Schwarzwaldes, des Donauroumes und „Bayrisch-Schwabens“ zu, sowie die „alemannischen“ Gebiete Badens, des Elsaß, die deutschsprachige Schweiz, Voralberg bis nach Westtirol, wie auch das bayrische Allgäu. Die Differenzierung zwischen schwäbisch und alemannisch nennt er von „geschichtlichen Zufälligkeiten“ geschaffen, die für die Betrachtung des Volksbildes jedoch irrelevant seien. Dieses „Volksbild“ bezeichnet Hellpach als „recht bunt“¹⁷. Obwohl sich die Gesichter schwer als Typen klassifizieren lassen, kommt Hellpach zu Aussagen über „die *physiognomische Erscheinung*“¹⁸ des schwäbischen Gesamtschlages“.

Im Gegensatz zum angeblich dreieckigen Gesicht des Franken erscheine der schwäbische Gesichtstyp viereckig (Abb. 2). Ein Gesicht, „das durch fleischige oder fettfüllige Weichteile zum Kreis oder zur Ellipse ausgerundet sein kann“ (Abb. 3). Es wer-

den ein kugelig Kopf, glatte Wangen, ein breites Kinn mit ausladenden Unterkieferwinkeln und ein breiter Mund dem schwäbischen Menschen bescheinigt. Dieser Mund, der weder von „aufgeworfenen“ noch von „vorgestülpten“ Lippen gekennzeichnet werde, sei vielmehr „gepreßt, verschlossen“ und habe einen „Mundwinkelschatten“. Der Gesamteindruck erscheine so als eine „Mischung zwischen Wehmüt und Schelmerei“. Das schwäbische Lachen geschehe mit breit „auswärtsgezogenem Mund“, „freigelegtem Gebiß“ und ohne Vorstülpung der Lippen. Das Lachen des Schwaben sei, so Hellpach, ein „In-Sich-Hineinlachen“¹⁹. Ergänzt werde dieses von der „häufig tiefen Bruststimme“ und der Angewohnheit, den Mund beim Sprechen fast geschlossen zu halten. Der Dialekt ist für Hellpach einer der Gründe für die stammestypische Ausformung von Gesichtern. Mimik und Sprechweise formten die bewegten Muskeln aus und damit das Gesicht. Da das Schwäbische eine Mund-



Abb. 3 Der „göttlich weise“ Michael Hahn. Stich von Spachholz nach Johann Michael Holder. 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Württembergische Landesbibliothek.

art mit ausgeprägten Kehllauten sei, wirke das Gesicht „arm“ an lebhafter Mimik. Einzig den schwäbischen Augen werden die Attribute „sprechend“, „warm“, „groß und seelenvoll“ zugestanden.

Diese Beobachtungen sind für Hellpach der Ausgangspunkt einer Charakterinterpretation des schwäbischen Menschen. In einem nicht nachvollziehbaren Gedankensprung – für die Physiognomik typisch – geht er zur Beschreibung der schwäbischen Mentalität über. Nur die Feststellung, das schwäbische Gesicht sei „ein getreuer Spiegel der schwäbischen Seele“ bringt das Fleisch mit dem Innenleben in Verbindung. Die Aufzählung der Eigenschaften bescheinigt der „schwäbischen Seele“ „Schwerblütigkeit“, „Undurchsichtigkeit“, „verschlungene Phantasie“, „durchdringenden Verstand“, „Bildseligkeit und Denknüchternheit“, „ein rührinniges Gemüt“ sowie „einen zähen, oft sturen Willen“. Diese Eigenschaften stünden oft im Gegensatz zueinander. Die sich daraus ergebende Spannung und die „Gemütinnigkeit“ werden als Grund für die scheinbar grüblerische Natur des Schwaben genannt. Phantasie und Gefühl seien immer zugegen und ließen das schwäbische Denken oft „unlogisch, widersprüchlich und mehrdeutig erscheinen“. Die schwäbische Rede sei oft belehrend und von einem umständlichen Abwägen des Für und Wider geprägt, „hinter der sich mühsam die leidenschaftliche Starrheit der einmal gefaßten Überzeugung“²⁰ verberge. Nichtsdestotrotz bescheinigt Hellpach dem Schwaben, einen scharfen Verstand zu besitzen. Auf den Grund einer schwäbischen Seele zu blicken, sei so gut wie unmöglich. Hellpach interpretiert dieses „In-Sich-Verdrückt-Sein“ als „psychologisches Schutzkleid“, das der Schwabe anlege, um sich selbst treu bleiben zu können. Als Ableitung dieses Beharrungswillens postuliert Hellpach, daß es sich bei den Schwaben um den am wenigsten „assimilationsfähigen deutschen Stamm“ handle. Die Schwaben wollten ganz und gar sie selbst bleiben. Im Beharrenden zeige sich letztendlich die Schwabennatur, auch in politischen Dingen anderer Stämmen (wie dem lebhaften fränkischen) gegenüber, überlegen.

Das „schwäbische Gesicht“ im Nationalsozialismus

In Friedrich Märkers Abhandlung *Charakterbilder der Rassen* von 1934 bekommt die Physiognomik äußerst deutlich eine rassistische Färbung. Die nationalsozialistische Rassenideologie mißbrauchte dabei unter anderem die Theorien Charles Darwins (1809- 1882). Nach Darwins Abstammungslehre und Selektionstheorie erfolgte die Entwicklungsgeschichte der Lebewesen durch natürliche Auslese.

Anfang der 40er Jahre wurden einige Bände zur *Schwäbischen Rassenkunde*²¹ veröffentlicht: „Eine Bewegung [die nationalsozialistische; Anm. d. Verf.], die die Erhaltung des deutschen Volkes in seinem zahlenmäßigen und erbgesunden Bestand und in seiner rassischen Eigenart zum Mittelpunkt hat, verlangt einen Ausbau der erb- und rassenkundlichen Erkenntnisse.“²² Desweiteren hatte Hans Bohn, der Autor des ersten Bandes, den Eindruck,

*„daß über die rassische Struktur Schwabens weit verbreitete Irrtümer vorlagen: Nach dem ersten Augenschein wirkten die Bewohner Württembergs durchaus nicht so weitgehend „ostisch“; wie es von manchen Gebieten noch oft behauptet wird. Dies gilt besonders für die Schwäbische Alb. Hier fiel mir anfangs die gar nicht geringe Blauäugigkeit und große Jugendblondheit auf, sowie dazu eine bestimmte Einkreuzung der als dinarisch bezeichneten Kopf- und Gesichtsform.“*²³

Ergebnis sämtlicher Messungen von Kopflänge, Kopfbreite, Jochbogenbreite, Nasenlänge etc. und deren Vergleich mit anderen deutschen Regionen war dann auch, daß den zahlenmäßig größten Anteil am Aufbau dieser dinarisch-ostischen Rassenmischung die „nordische Rasse“ stelle.

Auch regionale physiognomische Untersuchungen unterlagen dem übergeordneten rassenideologischen Ziel. Interessanterweise werden bei diesen rassenkundlichen Erhebungen die Oberamtsbeschreibungen des 19. Jahrhunderts bemüht, um den Grundcharakter der schwäbischen Bevölkerung zu skizzieren, ohne dabei allerdings einen Bezug zu den Messungen der vorgenommenen Rassenanalyse herzustellen. Der Charakter der schwäbischen Bevölkerung wird als zurückhal-

tend und anspruchslos beschrieben. Die Schwaben seien Menschen, die harte Arbeit gewohnt und durch Sparsamkeit, die an Geiz grenze, geprägt seien.

Diese Erhebungen konzentrierten sich auf die ländliche Bevölkerung. 1931 erkennt Hans Friedrich Blunck in seinem Vorwort zu einer Sammlung „photographische[r] Bildnisse bodenständiger Menschen“²⁴ im Bauern den „Mehrer und Urgrund des Volkes“ mit einer bestimmten Physiognomie und Charakteristik, aus der sich letztendlich das deutsche Gesicht entwickle, während in den Städten, „im Kampf um die Erhaltung europäischer Zivilisation“, die Gesichter der Menschen einander zu ähneln begännen. Die Vielfalt der Physiognomie des „deutschen Gesichts“ setze sich dabei aus Schwaben, Hessen, Franken oder auch Sachsen zusammen. Blunck charakterisiert den Schwaben in erster Linie als Bauern, während im Gegensatz dazu die anderen Regionen auch durch Handwerker vertreten seien. Er beschreibt die Schwaben folgendermaßen:



Abb. 4 Schwäbische Bäuerin nach Blunck (1931)

„Welche prachtvolle Kraft steckt im Bild der Frau aus Schwaben, die, obschon ergrauend, vom Leben noch nichts aufgegeben hat. Herrschaftswille, Stärke und Mütterlichkeit sprechen aus ihren Augen [...]“²⁵

Oder:



Abb. 5 „Rattenspitzer Schwabekopf“ nach Blunck (1931)

„der alte Bauer von der Alb, dessen Gesicht so verschlagen wie gütig ist – oder jenes vom rattenspitzen Schwabekopf [...], der scharfgezeichnet, verkniffen und grübelnd ausschaut wie er sich, und zwar vor allem sich selbst, durchsetzen soll.“²⁶

Zeigt die Physiognomik bis heute Nachwirkungen auf das „schwäbische Gesicht“?

Charakterisierungen anhand von Gesichtern finden sich auch noch in den 50er Jahren in der Beschreibung von „Land und Leuten der Alb“ von Angelika Bischoff-Luithlen:

„Da stößt man aber zufällig auf die Abbildung einer holzgeschnitzten „trauernden Maria“ aus einer Kreuzigungsgruppe um 1340 – und weiß: Dies Gesicht ist durch und durch älblerisch, so sehen Albmädchen aus [...]. Auf jeden Fall: Dies bleiche, ein wenig starre, strenge und in leidvolle Dämmernis gehüllte Antlitz gehört zur Alb.“²⁷

Als besonderes Charakteristikum hebt Bischoff-Luithlen die Herbheit des Äblers hervor und vergleicht diese mit der Landschaft, in der er lebt. Sie zieht den Schluß „je herber die Landschaft, desto herber die Leute“. Man erkenne einen Äbler auch in der Stadt als einen solchen, selbst noch in der nächsten Generation.

Die Physiognomie des Schwaben von der Alb zeichne sich durch folgende Attribute aus:

„bläß und schmal, mit vielleicht dicht zusammengewachsenen Augenbrauen, die Augen aber oft schön, groß und strahlend blau, die Nase ausgeprägt und hervorstehend. [...] Allerdings nicht in der Stadt, Stadtluft wirkt verflachend auf die Gesichter.“²⁸

Der Verweis auf die Madonna stellt die vermeintliche Kontinuität des „schwäbischen Gesichts“ heraus. Und mit dem Rekurs auf gleichmachende städtische Einflüsse steht das volkskundliche Motiv des Ursprungs markanter Reinheit aus ländlicher Umgebung wieder auf. Die über die Gesichtsbeschreibungen übermittelten Bilder dienen hier auch weiterhin der Zementierung von Wertvorstellungen.

Die Auswertung unserer Interviews zeigt dagegen, daß die Befragten sich nur selten ein Bild über das schwäbische Aussehen machen. „Rote Bäckle“, „das Viertelesschlotzer-Maul von Lothar Späth“ und die nicht ganz ernstgemeinte Bemerkung über die angeblich „typisch katholische Nase“ einer zudem „schmallippigen“ Schauspielerin²⁹ in einer schwäbischen Serie sind Beispiele für ansonsten kaum angesprochene körperliche Merkmale der Schwaben.

Resumée

Aussagen über schwäbische Gesichtseigenarten sind in der Fülle des physiognomischen Schrifttums vergleichsweise selten. Die hier vorgestellten Ausführungen zeigen jedoch mehrere für die Wissenschaft der Physiognomik wie für die „Schwabensbilder“ symptomatische Bruchstellen des Denkens auf:

1. Im Lavaterschen Kontext steht noch die Einordnung des Einzelnen vor einem religiösen Hintergrund im Blickfeld. Im Lauf ihrer „Verwissenschaftlichung“ sucht die Physiognomik ihr Heil immer mehr in der Beweisführung der Kategorie „Stamm“. Selbst Gelehrte wie Willy Hellpach, die dem nationalsozialistischen Rassenwahn distanziert gegenüberstanden, erliegen

dem Wunsch nach eindeutigen Gesamturteilen. Obwohl Hellpach die Fülle von kulturellen, geographischen, regionalen und lokalen Einzelphänomenen konstatiert, konstruiert er aus der Vielfältigkeit der Gesichter einen allgemeingültigen Gesichtstypus.

2. Der „Idealtyp“ ist die Interpretationsgrundlage für die „Physiognomik des Inneren“. Der Sprung von der Anschauung zur Interpretation ist dabei bei keinem der Autoren nachvollziehbar. Auch ein direktes Inbeziehungsetzen von Gesichtsausprägungen und einzelnen Charaktereigenschaften, wie beispielsweise bei Gall, führt aus diesem Deutungsdilemma nicht heraus.

3. Das Bild des Schwabencharakters wird mit sich widersprechenden Zügen ausgeschmückt. Im Gesamturteil kommt man zum grüblerischen, kauzigen und verschlossenen Schwaben, egal ob sich diese Eigenschaften aus einem „rattenspitzen Schwabenskopf“³⁰ oder einer „fleischig weichtelligen“³¹ Kopfform ergeben (Abb. 2 und 5). Wie es scheint, leiten die „Gesichtsauguren“ ihre Theorie nicht unmittelbar aus ihrer Empirie ab.

4. Vergleicht man die Begrifflichkeiten mit den Vorschriften und Empfehlungen der pietistischen Bewegung, so fällt eine erstaunliche Übereinstimmung von Sprache und Inhalt auf. Was die einen noch als Erziehungsmaximen formuliert haben, scheint Anfang des 20. Jahrhunderts Allgemeingültigkeit und Realität geworden zu sein. *Angesichts* der undurchschaubaren Beweisführung einer Kongruenz äußerer und innerer Physiognomik liegt jedoch der Verdacht nahe, daß bereits bestehende Sinnkonstruktionen durch die Beteuerung auch äußerer Gemeinsamkeiten verabsolutiert werden sollen.

Der Physiognomik wäre demnach zu unterstellen, daß sie nur das sehen will, was sie bereits zu wissen glaubt. Als „Bestätigungsdisziplin“ ist sie zur Handlangerin der Konstrukteure von Schwaben- und verhängnisvolleren Bildern geworden. Die sich mit Statistik, Messungen und naturwissenschaftlichem Anstrich präsentierende Physiognomik war nichts anderes als „eine beispielhaft Vorurteil verordnende Disziplin“.³²

Anmerkungen

- 1 Claudia Schmölders: Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik. Berlin 1995, S. 7.
- 2 Ebd., S. 65.
- 3 Bei der Entwicklung seiner Physiognomik spielte für Lavater mit Sicherheit die Kunst eine weitere wichtige Rolle. Eigene künstlerische Versuche schärfen seinen Blick für Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschiedener menschlicher Gesichter. Besonders die „Silhouette“, also das Scherenschnitt-Porträt, war seiner Ansicht nach für physiognomische Beurteilungen sehr geeignet, da man an ihm in aller Ruhe und Deutlichkeit das Profil eines Menschen betrachten könnte. Dementsprechend wurde das „Silhouettieren“ immer beliebter. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß die Geschichte der Physiognomik sich in, zum Teil sehr enger, Verbindung zur Kunstgeschichte befindet. Beide Disziplinen stehen in Wechselbeziehung zueinander und beeinflussen sich gegenseitig. Die Ergebnisse einer „wissenschaftlichen“ Physiognomik wurden und werden in den bildenden Künsten verwendet, um Menschen zu charakterisieren, eventuell sogar zu karikieren. Umgekehrt wurden, wie das Beispiel der „Silhouette“ verdeutlicht, Kunstwerke als für die Physiognomik analysierbares Material betrachtet.
- 4 Johann Caspar Lavater zitiert nach: Elisabeth Madlener: Ein kabbalistischer Schauplatz. Die physiognomische Seelen erkundung. In: Jean Clair/Cathrin Pichler/Wolfgang Pircher: Wunderblock. Eine Geschichte der modernen Seele. Herausgegeben von den Wiener Festwochen. Wien 1989, S. 159-179, hier S. 166.
- 5 Christel Köhle-Hezinger: Der schwäbische Leib. In: Christel Köhle-Hezinger/Gaby Mentges (Hg.): Der neuen Welt ein neuer Rock. Stuttgart 1993, S. 59-81, hier S. 71.
- 6 Wolfgang Kaschuba: Aufbruch in die Moderne – Bruch der Tradition? Volkskultur und Staatsdisziplin in Württemberg während der napoleonischen Ära. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellungskatalog, Band 2. Stuttgart 1987, S. 669-689.
- 7 Martin Scharfe: Evangelische Andachtsbilder. Stuttgart 1968, S. 199.
- 8 Ebd., S. 200.
- 9 Ebd.
- 10 Zitiert nach Norbert Borrmann: Kunst und Physiognomik. Menschendeutung und Menschendarstellung im Abendland. Köln 1994, S. 122.
- 11 Martin Scharfe (wie Anm. 7), S. 202.
- 12 Die Vorstellung, aufgrund der Schädelform und der „festen Bestandteile“ des Gesichts etwas über den Charakter eines Menschen herausfinden zu können, findet sich später bei den Nationalsozialisten wieder.
- 13 Willy Hellpach: Deutsche Physiognomik. Grundlegung einer Naturgeschichte der Nationalgesichter. Berlin 1949 (1. Auflage 1923), S. V.
- 14 Ebd.
- 15 Im Original hervorgehoben.
- 16 Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Tübingen 1971, S. 121.
- 17 Folgende Zitate in: Willy Hellpach (wie Anm. 13), S. 89-102.
- 18 Im Original hervorgehoben.
- 19 Martin Scharfe weist auf die negative Einstellung der „Erweckten“ dem Lachen gegenüber hin. Vgl. Martin Scharfe (wie Anm. 7), S. 201f.
- 20 Martin Scharfe zitiert die Haltung eines Albruders: „Bekehrung heißt, 1. gleich bleiben, 2. gleich bleiben, 3. gleich bleiben.“ Vgl. Martin Scharfe (wie Anm. 7), S. 201.
- 21 Vgl. Hans Bohn: Schwäbische Rassenkunde, Band 1. Schwäbische Kleinbauern und Arbeiter der Gemeinde Frommern. Stuttgart 1940; Gerhard Gaßmann: Schwäbische Rassenkunde, Band 3. Die Schwarzwälder vom Nagoldursprung. Stuttgart 1941; Wilhelm Gieseler/Walter Necker: Schwäbische Rassenkunde, Band 4. Rassenkundliche Untersuchungen an Wehrpflichtigen aus dem Wehrbereich Tübingen. Stuttgart 1942.
- 22 Hans Bohn: Schwäbische Rassenkunde (wie Anm. 21), S. VI.
- 23 „Die ostisch-alpine Rasse“, so Bohn, „tritt dabei besonders in Mittelfrankreich, den Westalpen, im südwestlichen Deutschland und im Osten auf und zeichnet sich durch Kleinwüchsigkeit, dunkle Haare und dunkle Augen aus. Die dinarische Rasse bezeichnet einen Menschentyp, der in den Dinarischen [Balkanhalbinsel] und deutsch-österreichischen Alpen auftritt und ähnliche Merkmale wie der ostische Typ aufweist.“ Ebd., S. VII.
- 24 Hans Friedrich Blunck/Erich Retzlaff: Die von der Scholle. Sechsfundfünfzig photographische Bildnisse bodenständiger Menschen. Göttingen 1931.
- 25 Ebd., S. VI.
- 26 Ebd.
- 27 Angelika Bischoff-Luithlen: Von Land und Leuten der Alb. Stuttgart 1958, S. 22.
- 28 Ebd., S. 18
- 29 Interview mit Studentin (27), Februar 1996.
- 30 Siehe Anm. 21.
- 31 Siehe Anm. 15.
- 32 Claudia Schmölders (wie Anm. 1), S. 19.

Schwabenbilder. Und Schwäbinnenbilder?

„Zur Schwäbin fällt mir nichts ein.“¹

Wer nach dem Bild der Schwäbin sucht, trifft meist auf eine Leerstelle. Wenn überhaupt, dann tritt sie als eine Art Sekundärererscheinung auf, indem sie bei Allgemeinbeschreibungen des ‘Schwaben’ mitgemeint ist, aber nicht als eigenständige Persönlichkeit erwähnt wird. So ist auch der Projektitel ‘Schwabenbilder’ doppelt treffend – auch wenn hier mit ‘Schwaben’ eigentlich das Land gemeint war, gibt er dennoch gleichermaßen Auskunft sowohl über das Geschlecht der beschriebenen Personenbilder als auch über das der bilderbeschreibenden Personen.

Bezeichnenderweise stehen bei Kurzumfragen und Interviews „Spätzle“ und „Spätzleessen“ ungeschlagen an erster Stelle der ‘(stereo)typisch schwäbischen’ Hitliste²; das „Spätzlemachen“ oder „-kochen“ dage-

gen scheint kaum der Rede wert zu sein. Das – wohl oder übel – normalerweise Frauen zugeschriebene Tätigkeitsfeld bleibt also ausgespart (oder wird hier etwa angenommen, daß der kulinarische Nudelsegen von alleine aus dem schwäbischen Teighimmel fällt?). Hierbei wird deutlich, daß die Leerstelle nicht nur dadurch entsteht, daß Frauen männlichen Bezeichnungen untergeordnet werden, sondern auch dadurch, daß weibliche Lebenswelten oft ganz unter den Tisch gekehrt werden.

Bei einem genaueren Blick auf die im Rahmen des Projekts geführten Interviews wird klar, daß das Problem unter anderem darin liegt, daß Frauen im regionalen Bilderkatalog „nicht nur faktisch unterrepräsen-



Eingemacht oder aufgeweckt! – Frauen in Württemberg

tiert sind, sondern auch dessen symbolische Ressourcen nicht diejenigen sind, in denen sie sich angemessen artikulieren können.³ In den meisten der Interviews (von denen übrigens die Hälfte mit Frauen geführt wurden) taucht die Schwäbin als Stereotyp gar nicht auf; es ist eigentlich schon erfreulich, wenn eine Interviewte überhaupt explizit darauf hinweist, daß sie von der *Schwäbin* kein Bild hat.⁴ Manchmal jedoch lassen sich – sehr versteckt oder vage angedeutet – Bruchstücke von Frauenbildern oder weiblichen Lebenswelten finden in Bemerkungen wie:

„Wenn sie mal an die alten Küchen denken, da ging es ganz ordentlich zu“ oder „so ‘n Professor sucht ‘ne Hausangestellte [...] am liebsten ‘ne praktische Schwäbin“ oder „das hatte ich in meinem Leben noch nicht erlebt, daß eine Frau und Kinder [den Mann] so bedienen“⁵.

Allerdings tauchen diese ausschließlich in Interviews mit Frauen auf.

Es fällt auf, daß die Frauen in den Interviews gleichsweise oft Erzählungen persönlicher Erlebnisse aneinanderreihen und sich auf Details und auf die private Welt der Familie (manchmal auch auf die Nachbarschaft) beziehen; wenn sie an Stereotype anlehnen, de Zuschreibungen machen, versuchen sie meist schnell diese zu relativieren, indem sie anschließend nach Erklärungen suchen oder gegenteilige Erfahrungen schildern.⁶ Die Männer dagegen liefern eher weitgefaßte Pauschalerklärungen bzw. geben eigenen Erlebnissen – sofern denn welche auftauchen – mittels der Sprachform einen objektivierenden Charakter und ziehen auch gerne Bücher oder Aussprüche von Politikern als Legitimationsstütze hinzu.⁷

Die Erlebniswelt der Frauen wird also verpackt in Erzählformen, die nur verschwommene Bilder und wenig Platz für allgemeingültige Aussagen haben. Damit sind sie aber nicht konkurrenzfähig genug, um in einem (männlich dominierten) System der Öffentlichkeit überleben zu können, das nach Charakterköpfen und klar umrissenen Bildern verlangt. Damit spiegeln die Interviews genau das wider, was Elisabeth Klaus generell über die Öffentlichkeit der Frauen feststellt:

„Die weiblichen Kommunikations- und Interaktionsformen beschäftigen sich mit charakteristischen Lebens-

problemen und Erfahrungen. Sie dienen dem kontinuierlichen Informationsfluß über Lebensgeschichten, Zusammenhänge und Ereignisse im eigenen und im sozialen Umfeld.“ Diese Formen aber „wurden und werden trivialisiert und lächerlich gemacht – damit ausgegrenzt“. Denn „die Frauenöffentlichkeit ist [zunächst] eine heimliche und stille Öffentlichkeit, weil die von Männern gebildeten Kommunikationsformen als Synonym für die Öffentlichkeit schlechthin gelten und im politischen und juristischen Bereich sichtbar Einfluß und Macht ausüben.“⁸

„Ihre beste Begabung hat sie je und je im intimen Bereich entfaltet.“

Die Schwäbin ist der Titel eines im Jahre 1947 erschienen Buches, verfaßt in Tübingen von Hermann Werner und Erika Neuhäuser.⁹ Ein seltener Fund, denn unsere Recherchen zeigten bisher ein immer gleiches Bild: das vom Schwaben – und damit war wörtlich ein männliches Bild gemeint.

Nun gibt es sie also doch, *die Schwäbin*. Sie ist nicht nur, wie es unsere Erfahrungen ansonsten gezeigt hatten, eine Bemerkung am Rande wert oder steht im Hintergrund. Nein, hier in einem *der Schwäbin* gewidmeten Buch, hofften wir nun endlich etwas über sie als handelnde und aktive Persönlichkeit zu erfahren, wie wir es zuhauf über *den Schwaben* geschrieben sahen. Allerdings machte uns gleich das Herausgabedatum 1947 stutzig. Was war der Grund dafür, daß kurz nach dem Krieg ein Buch mit einer für diese Zeit scheinbar nicht eben im Vordergrund stehenden Problematik erschien?

Im Vorwort finden wir eine Begründung von Hermann Werner:

„Vielleicht ist es heute höchste Zeit, über die Schwäbin zu schreiben. Wohl ist eine bodenständige Bevölkerung wie ein Schmelztiegel, der fremde Elemente bis zu einem gewissen Grad dem Urbestand angleicht. Aber bei einem Umfang der Zuwanderung von Flüchtlingen, wie sie diese letzten Jahre gebracht haben, muß das Ergebnis schließlich doch eine fühlbare Abwandlung des Alten werden.“¹⁰

Sieht man davon ab, daß der Antrieb zur Erstellung dieses Buches offensichtlich in einem immer noch ideologisch gefärbten Gedankengut liegt, ist diese Begründung keine ausreichende. Läßt man sich überhaupt auf Werners Argumentationsebene ein, so trifft die „Abwandlung des Alten“ durch Neues nicht nur auf *die Schwäbin* zu, sondern natürlich auch auf *den Schwaben*, *die Deutschen* usw. Was noch nicht die Verwunderung darüber mindert, daß hier ausnahmsweise das Weibliche im Mittelpunkt des Interesses stehen soll. Ganz im Gegenteil, heben sich doch die *der Schwäbin* im weiteren Verlauf des Textes nachgesagten Eigenschaften oft nicht von denen ab, die *dem Schwaben* zugeschrieben werden: „Fleiß, Sparsamkeit und Beständigkeit, das sind die Grundpfeiler der schwäbischen Frauennatur.“¹¹

Wo also steht *die Schwäbin* bei Neuhäuser und Werner? Die Kernaussagen der AutorInnen, die sich, wenn auch in verschiedene Wortlaute gekleidet, auffallend häufig wiederholen, lassen sich an folgenden Textstellen exemplarisch darstellen:

„Ihre beste Begabung hat sie je und je im intimeren Bereich entfaltet, in der Ehe, in der Erziehung der Kinder und der Unterstützung des Mannes, im Haus. Mutter zu sein, das war die Genialität der Schwäbin, und das ist im Sinn des Wortes die erste Genialität.“¹²

„Den richtigen Hintergrund gibt aber dem Bild der typischen Schwäbin erst die Familie [...]. Sie ist im Kreise ihrer Familie – ihrer Art treubleibend – der selbstlose Mittelpunkt, bescheiden zurücktretend hinter den Interessen der anderen und doch das selbstverständliche Zentrum ihrer kleinen Welt.“¹³

„Sie paßt sich nach den Gesetzen des geringsten Widerstandes den Zeitverhältnissen geschickt an und verlangt nichts Unmögliches vom Leben. Resultat dieser klugen Einstellung ist eine wohlthuende Harmonie und Ausgeglichenheit ihres Wesens. [...] Die Schwäbin ist keine problematische Natur, die reflektiert und kritisch über sich selbst und die Welt nachdenkt. Sie zieht es vor, in dem ihr vom Schicksal vorgeschriebenen Kreis zu leben und zu wirken.“¹⁴

Die Schwäbin ist, legen wir diese charakteristischen Textstellen zu Grunde, also auf einen sehr einfachen Nenner zu bringen.

Das ihr zugeschriebene Betätigungsfeld beschränkt sich auf Ehe, Kinder, Mann und Haus und wird stets zu dem Begriff der Mutter hingeführt. Ihre hervorragenden Eigenschaften sollen Selbstlosigkeit, Bescheidenheit, Anpassungsfähigkeit und fehlende Selbstreflexion sein. Erfüllt sie dies, kann sie noch Harmonie und Ausgeglichenheit spenden. Zu Ende gedacht bedeutet dies, daß es *die Schwäbin* ohne Mann, Kinder etc. im Grunde nicht gibt. Sie wird lediglich in bezug auf jemanden und zu etwas gemessen und gesehen.

Hier haben wir endlich eine klare Abgrenzung zum *Schwaben*. Keinesfalls würden *dem Schwaben* solche Eigenschaften zugeschrieben werden. Doch haben diese Zuschreibungen überhaupt etwas mit *der Schwäbin* zu tun? Auch ohne Werners Hinweis „die meisten ihrer Wesenszüge [der Schwäbin] finden wir in Deutschland überhaupt“¹⁵ ist es offensichtlich, daß diese Zuschreibungen auf alle Frauen zutreffen könnten, egal ob sie nun *Schwäbinnen*, *Badenerinnen* oder *Deutsche* sind.

Durch ihre rigide Geschlechtertrennung verweisen diese Zuschreibungen ins 18. Jahrhundert. Denn es werden weibliche Eigenschaften angepriesen, wie sie durch die bürgerliche Gesellschaft ausgebildet wurden, die mit verklärenden Worten die Unterdrückung der Frau mit sich gebracht hatte. Beispiele hierfür wären Jean-Jacques Rousseau, der in seinem grundlegenden pädagogischen Roman *Emile oder über die Erziehung* im 18. Jahrhundert geschrieben hatte, die Mädchen sollten „Gehorsam und Treue gegen den Mann, [...] Zärtlichkeit und Sorgfalt für die Kinder, Klugheit und Fleiß im Hauswesen“¹⁶ lernen. Immanuel Kant glaubte, Frauen seien des selbständigen Denkens nicht fähig. Daß auch das nationalsozialistische Frauenbild sich auf diese bürgerliche Schiene gründete und die Frau auf ein Dasein als Mutter und gehorsame Gattin reduzierte, ist bekannt; von hier aus war der Schritt zum Buch *Die Schwäbin* nicht mehr weit.

Dieses Buch bleibt für den Zusammenhang zwischen Entstehung und Funktion der Schwäbinnenbilder deshalb von Interesse, weil das Bild *der Schwäbin* zwar als regionale Eigenart ausgegeben wird, im Grunde aber dem regionenübergreifenden Bild des bürgerlichen Modells von Weiblichkeit entspricht. Aufgrund dieses Sachverhaltes bleiben zwei weitere Fragen offen: Was

ist mit den *Schwäbinnen*, die nicht in diesen vorgegebenen bürgerlichen 'goldenen Käfig' paßten und passen? Steht das Herausgabedatum, 1947, in einem Zusammenhang mit dem Inhalt dieses Buches?

Zu ersterer äußert sich Erika Neuhäuser in ihrem Kapitel „Die moderne Schwäbin – von draußen gesehen“ folgendermaßen: Die Schwäbin „war weder Blaustrumpf noch Mannweib, weder Vamp noch kapriziöse Geliebte“¹⁷. Oder: „Die Wissenschaften sind nicht die eigentliche Domäne der Schwäbin.“¹⁸

Eine *Schwäbin*, so Erika Neuhäuser, sei kein „Mannweib“. In Umkehrung gilt dann wohl auch, daß ein „Mannweib“ keine *Schwäbin* sein kann. Ein „Mannweib“ ist also erstens keine *Schwäbin* mehr. Zweitens ist sie aber auch, wie die Titulierung 'Mann-Weib' schon sagt, keine richtige Frau mehr, allenfalls ein Zwitterwesen, also etwas Abnormes, Gesetzloses.

Neuhäusers Klassifizierungen treffen zum Beispiel auf eine Frau wie Maria Gräfin von Linden (1869-1936) zu, die 1892 als erste Studentin Württembergs an der Universität in Tübingen ihr Studium begann. Dort wurde sie als erste Frau in Deutschland 1895 zur Doktorin der Naturwissenschaften promoviert. Photos belegen ihr eindrucksvolles Aussehen: Maria von Linden trug Männerhüte mit breiter Krempe und Anzüge. Sie vereinigte in ihrer Person *Mannweib*, *Wissenschaftlerin* und *Frau*; drei Positionen also, die in ihrer Kombination aufgrund der politisch und sozial festgelegten Geschlechtergrenzen in die gesellschaftliche Ächtung und die Rolle der Außenseiterin führten (und immer noch führen).



Maria von Linden (1847-1909)

„Mannweib“ aber mußten viele Frauen sein, nicht nur Maria von Linden. In der Welt der Männer waren für eine „Pionierin im Terrain der Männer“¹⁹ männliche Verhaltensweisen gefordert, zum eigenen Schutz und Überleben. Ein Teufelskreis also, Mechanismen, die zum doppelten Identitätsverlust führen können, weil hierdurch sowohl die regionale Identifizierung *Schwäbin* als auch die überregionale *Frau* erschwert wird.

Welche Voraussetzungen Frauen hatten, mit welchen Schwierigkeiten sie kämpfen mußten, wenn sie etwas anderes sein wollten, als das, was ihnen der gesellschaftliche Rahmen erlaubte, zeigt sich nicht zuletzt daran, daß

„Frauen bis zum Jahr 1909 keinen Zugang zu den staatlichen Gymnasien und bis 1904 keine gesetzlich garantierte Möglichkeit hatten, sich an den Universitäten zu immatrikulieren.“²⁰

Das Fehlen der Frauen in diesem wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen ist also nicht ganz so freiwillig, wie Werner und Neuhäuser uns glauben machen wollen, und erst recht nicht in einer 'natürlichen weiblichen Abneigung' gegenüber Wissenschaft und Technik begründet.

Das Buch *Die Schwäbin* trägt durch die Verquickung *der Schwäbin* mit dem bürgerlichen Frauenbild die Botschaft in sich, daß Frauen, die sich vom bürgerlichen Frauenideal abgrenzen, ihre regionale Identität verlieren, wenn nicht gar ihre weibliche.²¹ Regionale Identitätsangebote sind nach dieser Auffassung in sich geschlossen und deshalb kaum oder überhaupt

nicht wandelbar und integrationsfähig. Die regionale Identität wird hier durch Abgrenzung vom und damit auch durch Ausgrenzung von 'Anderen' gebildet und gefestigt.²² Verlassen Frauen den ihnen zugeteilten Rahmen, riskieren sie diese Identität und alles was damit zusammenhängt, so auch das soziale Netz. Was je nach dem einerseits ihren körperlich und seelischen Niedergang zur Folge haben kann, andererseits aber auch die Chance in sich birgt, daß sie Neues, Anderes entwickeln können.

Die zweite Frage heißt jetzt nicht mehr: Warum wurde 1947 ein Buch über die *Schwäbin* herausgegeben? sondern: Warum wurde 1947 das bürgerliche Frauenideal unter dem Deckmantel *Schwäbin* neu aufbereitet? Gehen wir noch einmal zur anfänglichen Begründung von Werner zurück:

„Vielleicht ist es heute höchste Zeit über die Schwäbin zu schreiben. [...] bei einem Umfang der Zuwanderung von Flüchtlingen, wie sie diese letzten Jahre gebracht haben, muß das Ergebnis schließlich doch eine fühlbare Abwandlung des Alten werden.“²³

Aber ist die „Abwandlung des Alten“ denn nur auf die Zuwanderungen zu beziehen? War es nicht der Krieg, der das von Werner und Neuhäuser proklamierte bürgerliche Schema von weiblich-männlich aus den Angeln gehoben und zu einer viel tiefgreifenderen „Abwandlung des Alten“ im Umgang der Geschlechter miteinander geführt hatte? Gerade Frauen mußten die Grenzen ihrer Rollen im Krieg weit mehr überschreiten als Männer. Denn als die Männer von Krieg oder

Gefangenschaft nach Hause kamen, hatten Frauen Positionen eingenommen, die zuvor den Männern vorbehalten waren; und es war für sie durchaus nicht selbstverständlich, die einmal erlangte und ebensogut ausgefüllte Position widerspruchlos an die männliche Welt abzutreten. Auch von Seiten der Regierung wurden Anstrengungen unternommen, Frauen, die selbständig gearbeitet hatten, wieder in untergeordnete Positionen zu drängen.

Der Konflikt, der sich auf Grund dessen auf dem Lande ergab, war zwar ein anderer als der Stadt-Konflikt, da Frauen auf dem Land seit jeher sogenannte 'Männerarbeiten' erledigt hatten, dennoch war auch hier die Verunsicherung eingetreten, wer letztendlich 'der Herr im Hause' sei. Noch einmal Erika Neuhäuser:

„Hier leistet sie [die Schwäbin; Anm. d. Verf.] Vorbildliches als Arbeitskameradin des Bruders oder Mannes in den verschiedensten Zweigen der Landwirtschaft,

oder auch in den letzten Kriegsjahren als selbständige Leiterin ihres Bauernhofes, [...] bis der Besitzer des Hofes wieder zurückkehrte und sie ihm die Männerarbeit überlassen konnte.“²⁴



Arbeiterinnen im Nähsaal der Firma Bleyle, Anfang 20. Jahrhundert.

Neuhäuser entwirft hier ein friedliches, harmonisches Bild. Die Frau als Kameradin des Mannes, wenn es sein muß auch als Selbständige, aber nur, solange der Mann nicht im Hause ist, sonst gibt sie die Leitung gerne wieder ab, denn dann hat sie es ja 'leichter'.

Ganz anders dagegen lesen sich die Erzählungen eines schwäbischen Landpfarrers auf der Alb, die durch tatsächliche Beobachtungen und ein erzählerisches Beschreiben weit differenzierter sind und deren Autor sich nicht, wie

Werner und Neuhäuser dies tun, auf eine Aufzählung letztendlich 'blutleerer' Schlagworte beschränkt, bei denen der Mensch, speziell die Frau und ihre Tätigkeit nicht 'vor-stell-bar' wird und damit auch nicht 'er-leb-bar'.

„Die Mädchen waren strebsamer, später allerdings durch Überforderung im Haus als Mütter und Mägde zugleich vor der Zeit alternd. Ich habe mit Schrecken im Jahr 1941 festgestellt: Die Schulmädchen von ehedem waren schon alte Weiber geworden, verlaufen, zahlos, verbärmt, nichts mehr von der Ursprünglichkeit, Munterkeit von ehedem. Dies gilt aber nur bei den Verheirateten. Ein Übermaß von Sorgen und Mühen, in Haus, Küche, Stall, Feld lag auf ihnen; die Männer waren (in der Zeit des Ersten Weltkriegs) eingezogen und auch in Friedenszeiten weniger eingespannt und belastet. Auf der Alb sind die Frauen Arbeitstiere.“²⁵

Der Zeitpunkt der Herausgabe des Buches *Die Schwäbin* scheint nun erklärbar zu sein: Die durch den Krieg unter Druck geratenen bürgerlichen Werte sollten den Frauen durch ein gefälliges und geschöntes Bild der *Schwäbin* wieder schmackhaft gemacht werden. Bescheidenheit, Duldsamkeit, Anpassungsfähigkeit und der Wunsch, nicht eigenständig zu denken; die von Werner und Neuhäuser immer wieder betonten hervorragenden Eigenschaften der *Schwäbin*, ergeben in ihrer Summe Frauen als „Arbeitstiere“, die gerade nach dem Krieg gebraucht werden konnten.

Bleibt also zum einen festzuhalten, daß am Beispiel dieses Buches sichtbar wird, wie regionale Zuschreibungen zur Konstruktion bestimmter Ziele und Zwecke benutzt werden können. Welche Ziele und Zwecke aber über regionale Bilder ausgedrückt werden, hängt von der aktuellen Problemstellung der Zeit, des Landes ab. Andererseits ist *Die Schwäbin* Teil des Versuchs, unter dem Vorwand regionaler Zuschreibungen eine anstehende Diskussion über die Neuformulierung der Geschlechtergrenzen zu blockieren.

Es wird sichtbar, daß regionale Zuschreibungen eng verknüpft sind mit Geschlechtszuschreibungen. Wer sich außerhalb dieser, in einer Gemeinschaft als momentaner Konsens geltenden, Zuschreibungen bewegt (z.B. das 'Mann-Weib'), wird nicht erkannt und aner-

kannt, d.h. eine Veränderung dieser Gemeinschaft und die Integration des 'Fremden' wird erschwert.

Feststellungen, die wir eingangs gemacht haben, müssen wir revidieren. Nicht *die Schwäbin* bzw. *Frau* steht im Mittelpunkt und ist als aktiver, handelnder Mensch gemeint. Nein, das Weibliche ist auch hier nur Spiegel und Projektionsfläche für die männlichen (Wunsch-) Vorstellungen einer Gesellschaft. Angesichts dieses Sachverhaltes ist es nicht verwunderlich, wenn nicht nur in unserem Projekt, sondern auch in anderen Forschungsprojekten der Blick auf *die Schwäbin* bzw. *die Frau* verstellt ist; nur unter erhöhtem Arbeitsaufwand wäre es möglich, weibliche (schwäbische!) Lebenswelten zu finden.

'Berühmte' Schwäbinnen

Bisher haben wir also festgestellt, daß Schwäbinnen entweder überhaupt nicht erwähnt werden oder Schwäbinnenbilder sich lediglich im Rahmen der gängigen Hausfrauenklischees bewegen. Fast wären wir dem auf den Leim gegangen und hätten uns damit abgefunden, daß Geschichte und Gegenwart des Schwabenländles keine Frauen zu bieten haben, die aus dem Schatten der stillen, genügsamen 'Heimchen-am-Herd'-Rolle heraustreten.

Aber schon ein zweiter Blick auf das Buch *Die Schwäbin* zeigt einen möglichen Ausweg aus dem Dilemma. Wenn wir eine andere als die von den AutorInnen nahegelegte Lesart anwenden, wird deutlich, daß nicht unbedingt die Realität ein derartiges Frauenbild zustande bringt, sondern ihre Interpretation. Tatsächlich hat es schon immer Frauen gegeben, die den (ihnen zugewiesenen) privaten Bereich verlassen und sich in aller Öffentlichkeit in gesellschaftliches und politisches Geschehen eingemischt haben.

Unter dem Kapitel „Tapfere Schwäbinnen“ sind z.B. kurze Geschichten von Frauen zu finden, die sich in diversen Kriegsgeschehen Württembergs einen Namen gemacht haben. So erfahren wir u.a. von einer „energisches Henriette“ (Anfang 15. Jahrhundert), die sich im „Panzer inmitten ihrer Mannen im Kampf“ [sic!] abbilden ließ, oder von der sogenannten „Schwarzen

Hofmännin“ (um 1524), einer „fanatischen Parteigängerin des radikalen Bauernhaufens“. Hermann Werner versucht natürlich auch hier wieder, diesen Frauen durch die Hintertür ihren Platz hinter und zu Diensten der Männer zuzuweisen, indem er z.B. der „Schwarzen Hofmännin“ bescheinigt, daß sie sogar „bei den Männern was galt“ und ihrem Bauernführer brav ergeben war – doch sei dieser (politische) Fanatismus sonst gar nicht die Art der Schwäbin.²⁶ Derlei Umschreibungen können wir inzwischen getrost beiseite schieben; was dann übrigbleibt, ist immerhin eine Spur weiblicher (Regional-)Geschichte jenseits von Kochlöffel und Kinderwiege.

Darüber hinaus wollen wir hier nochmal überprüfen, wie es mit den ‘schwäbentypischen Kategorien’ und den Frauen bestellt ist. Selbstverständlich ist grundsätzlich fragwürdig, welchen Sinn oder Unsinn solches Schubladendenken macht. Doch davon wollen wir (vorerst) mal absehen, uns statt dessen auf das Spiel einlassen und exemplarisch am Beispiel der ‘schwäbischen Tüftler’ einige Frauen ins Gedächtnis rufen, die eigentlich automatisch hätten genannt werden müssen, sobald diese ‘Schwaben-Schublade’ geöffnet wurde.

Die wohl bekannteste Frau, die ein Patent angemeldet hat, ist Margarete Steiff (1847-1909). Erika Neuhäuser fällt zu ihr nur das schöne Märchen von der ‘armen gelähmten Näherin’ ein, die aus Stoffresten Puppen und Tiere für die Nachbarkinder machte, wobei zufällig ein besonders gelungener Bär in die Hände eines Amerikaners fiel, der dann wiederum eben genau diesen Bären ausgerechnet dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten – Ted-

dy Roosevelt – schenken mußte, weshalb ganz Amerika am nächsten Morgen unbedingt einen Teddy-Bären kaufen wollte, während Margarethe Steiff mittlerweile – auf wundersame Weise – schon Besitzerin einer kleinen Fabrik war, die dem Ansturm kaum mehr gerecht werden konnte.

Daß es zu Zeiten Margarethe Steiffs allerdings nicht unbedingt selbstverständlich war, daß Frauen überhaupt eine solche Fabrik besitzen und leiten durften, verschweigt das schöne Märchen allerdings. Denn zu Beginn des Industriezeitalters war es nur ledigen Frauen und Witwen überhaupt erlaubt, selbständig Betriebe zu führen. War es bis ins 15. Jahrhundert hinein noch durchaus üblich, daß Frauen von der Gesellin bis zur Meisterin sich im Handwerk tummelten, wurden sie mit dem Beginn des Industriezeitalters verstärkt aus den Zünften und wichtigen Positionen in den Handwerkskammern ausgeschlossen. Ihnen fehlte es also zusehends an Kenntnissen, die dem männlichen Nachwuchs in einem sich differenzierenden Ausbildungs-

system vermittelt wurden.²⁷ Margarethe Steiff verdankte ihren Erfolg also nicht unbedingt der Genialität des Produktes, sondern dem glücklichen Umstand, daß sie alleinstehend war und sich ihre Erfindungen selbst in einem Bereich bewegten, der Frauen gegönnt war.

Eine weitere, aber auf ganz andere Weise ‘patente’ Persönlichkeit dieser Zeit war Maria Gräfin von Linden (1869-1936). Als erste Frau nahm sie 1892 – ausnahmsweise, da Frauen normalerweise nicht zugelassen wurden – das naturwissenschaftliche Studium an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen auf. Nach sechs Semestern Medizin, Zoologie, Physik und Botanik, promovierte sie 1895 dann als



Margarethe Steiff (1847-1909)

erste Frau Deutschlands zum Doktor der Naturwissenschaften. Danach studierte sie noch zwei Semester Physiologie und arbeitete als wissenschaftliche Assistentin zuerst in Tübingen und Halle, später dann am Hygienischen Institut in Bonn, wo sie 1910 als eine der ersten Frauen Deutschlands mit dem außerordentlichen Professorentitel beehrt wurde.

Auf einem Nebenzweig ihrer Forschungen zur Tuberkulosebekämpfung hat die Wissenschaftlerin die antiseptische Wirkung von Kupfer zur Herstellung von keimtötendem Verbandstoff und sterilem Nahtmaterial genutzt. In Zusammenarbeit mit der Verbandstoff-Firma Paul Hartmann in Heidenheim konnte die Forscherin, die immer wieder in Geldnöten war, ihre Erkenntnisse in ein lukratives pharmazeutisches Produkt umsetzen. Maria von Linden übertrug die Nutzung ihrer Patente der Verbandstoff-Firma, die sie dafür am Verkaufserlös beteiligte.²⁸

Maria von Linden bewegte sich mit ihren Studien in einem ausgesprochenen Männerterrain. Deshalb wurde ihre Laufbahn von der zeitgenössischen Frauenbewegung mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Doch selbst Frauenrechtlerinnen, die sich ausdrücklich für den Zugang von Frauen zu naturwissenschaftlichen Disziplinen an der Universität einsetzten, hatten dennoch Schwierigkeiten, die Persönlichkeit Maria von Lindens als ganzes anzuerkennen. Von Linden selbst schreibt über ihre Auseinandersetzungen mit der Tübinger Frauenrechtlerin (Frau Professor) Mathilde Weber, bei der sie wöchentlich zum Essen eingeladen war:

„Die Frau, die in das öffentliche Leben eintrat, sollte aber um Gotteswillen nichts vom ‘Blütenstaub’ verlieren und Urbild der Weiblichkeit bleiben. So sehr Frau Weber nun meine Pionierarbeit anerkannte, so konnte sie sich nicht damit abfinden, daß ich [...] eben doch stark zur Verkörperung des ‘dritten Geschlechts’ neigte. Ich trug Jackenkleider mit steifem Kragen, Männerhüte, Schuhe, die in ihrer Massivität, Form und Größe ebenfalls an das Männliche grenzten, stand in bester Kameradschaft mit den Kommilitonen, errötete nicht, wenn in der Vorlesung von Männlein und Weiblein die Rede war, kurz – aus meinen Staubbeuteln war der Blütenstaub schon verfliegen oder nie in denselben gebildet worden.“²⁹



Mathilde Weber (1829-1901)

In diesem Zusammenhang ist vielleicht auch zu erklären, warum eine Frau wie Maria von Linden noch mehr in den Strudel der Vergessenheit gerät als zum Beispiel Margarethe Steiff. Während letztere immerhin noch einer ‘weiblichen Disziplin’ zuzuordnen ist, überschreitet von Linden alle Grenzen, die eine rigide Trennung der Geschlechter erst möglich machen.

Es gäbe sicherlich noch viele markante, mehr oder weniger ‘berühmte’ Frauen, die es Wert wären, an dieser Stelle aus der Versenkung geholt zu werden – seien es weitere ‘Tüftlerinnen’ oder auch ‘Dichterinnen’ und ‘Denkerinnen’ (wie Ottilie Wildermuth, Emilie Zumsteeg u.a.). Das können wir hier natürlich nicht leisten. Stattdessen wollen wir aber darauf hinweisen, daß beim Thema TüftlerInnen neben den herausragenden Persönlichkeiten eigentlich auch noch die unzähligen Arbeiterinnen genannt werden müßten, auf deren Arbeitskraft das schwäbische UnternehmERTum



Ottilie Wildermuth (1817-1877)

überhaupt erst aufgebaut werden konnte. Denn selbst wenn die Fabrikbesitzer den Frauen eigentlich nicht gegönnt haben, daß sie sich mit ihrer Arbeit in der Fabrik vom bürgerlichen Hausfrauenideal bewegten, konnten sie letztendlich doch nicht auf deren billige Arbeitskraft verzichten.³⁰

Aus emanzipatorischer Sicht bringt die schwäbische Identität also (und vermutlich ist es mit den meisten regionalen Identitätsangeboten nicht besser bestellt) den Frauen nur wenig Erfreuliches. Was für Männer identitätsstiftend sein mag, hat für Frauen eher ausschließenden Charakter. Es bleibt die Frage, wie wünschenswert es ist, daß das 'Schwäbische' in Zukunft mehr Spielraum für 'moderne' weibliche Identifikationsmöglichkeiten gewährt. Oder sollten wir nicht besser endgültig feststellen, daß wir ganz auf regionale (und nationale) Identitäten verzichten können, weil die Abgrenzung immer in Ausgrenzung umschlagen kann und es vermutlich auch wird?

Anmerkungen

- 1 Aussage einer Interviewten, die nach ihrem Schwabenbild befragt wurde. Das Interview wurde im Rahmen des Projektes „Schwabensbilder“ geführt. Vgl. Interview Nr. 9
- 2 Diese Umfragen wurden ebenfalls im Rahmen des Projektes „Schwabensbilder“ durchgeführt. Der Genauigkeit zuliebe muß hier erwähnt werden, daß eigentlich „nichts“ die häufigste Antwort auf die Frage „Was fällt ihnen zu Schwaben ein?“ war – „Spätzle“ und „Spätzleessen“ demnach zwar die meistgenannten Stereotype, aber nicht unbedingt omnipräsent in allen Köpfen der Befragten waren.
- 3 Susanne Lang: Den Frauen das Heim, den Männern die Welt? In: Susanne Lang/Dagmar Richter (Hg.): Geschlechterverhältnisse, schlechte Verhältnisse. Marburg 1994, S. 39-51, hier S. 49. Susanne Lang traf diese (allgemeingültige) Aussage innerhalb eines Diskursmodells politischer Öffentlichkeit unter feministischen Gesichtspunkten.
- 4 Vgl. Interview Nr. 9.
- 5 Interview Nr. 2, S. 4; Interview Nr. 4, S. 2; Interview Nr. 13, S. 2.
- 6 Vgl. Interview Nr. 13, S. 2: Die Interviewpartnerin erzählt von ihrer Zeit als Austauschschülerin; die Großmutter der schwäbischen Gastfamilie habe sich darüber entrüstet, daß sie das offensichtlich schon einmal benutzte Spülwasser einfach auskippte, obwohl es in den Augen der Großmutter noch zu gebrauchen gewesen wäre. Die Interviewte betont zwar, daß sie sich darüber schon sehr wundern mußte, sagt aber anschließend, daß das daran gelegen habe, daß sie selbst (in Schweden) zwar ganz anders aufgewachsen sei, aber verstehe, daß die Leute in Schwaben nach dem Krieg eben nicht so viel hatten und deswegen an allem sparen mußten.
- 7 Vgl. Interview Nr. 6, S. 1: Um sein Bedürfnis nach „Grenzziehung“ gegenüber den expansiv-aggressiven schwäbischen Wintertouristen im Oberallgäu zu legitimieren, zieht der Interviewte die Aussage eines Grünen-Politikers hinzu, nach der angeblich nur jeweils den Leuten aus einer bestimmten Region selbst erlaubt sein sollte, die in dieser Region möglichen Freizeitsportangebote zu nutzen. Vgl. dazu Interview Nr. 11, S. 2: Der Interviewte bezieht sich auf Thaddäus Trolls Beschreibung des „Bruddelns“ als Ausdruck schwäbischer Selbstkritik/-unzufriedenheit.
- 8 Elisabeth Klaus: Von der heimlichen Öffentlichkeit der Frauen. In: Institut für Sozialforschung (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt am Main 1994, S. 72-100, hier S. 81.
- 9 Hermann Werner/Erika Neuhäuser: Die Schwäbin. Stuttgart 1947. Hermann Werner, 1880 in Geislingen geboren, studierte Theologie im Tübinger Stift. Er schrieb für den *Schwäbischen Merkur* in Stuttgart Literatur- und Theaterkritiken. Ab 1945

- arbeitete er für das *Schwäbische Tagblatt* in Tübingen und die *Schwäbische Zeitung* in Leutkirch. In Tübingen war er Mitarbeiter der *Tübinger Chronik* und schrieb gleichzeitig an dem Buch *Die Schwäbin*. Erika Neuhäuser verfasste das letzte Kapitel „Die moderne Schwäbin – von draußen gesehen“. Der Titel weist darauf hin, daß sie 1908 in der Pfalz geboren wurde, österreichische Eltern hatte, die tschechische Staatsbürgerschaft besaß, bis 1938 als Journalistin in der Schweiz arbeitete und dann Verlagslektorin in Stuttgart war.
- 10 Ebd., S. 9.
11 Ebd., S. 222.
12 Ebd., S. 13.
13 Ebd., S. 229.
14 Ebd., S. 218.
15 Ebd., S. 10.
16 Jean-Jacques Rousseau, zit. nach Heidi Staib: „Helingen“ klug: Erfinder-(Ehe-)Frauen. In: Utz Jeggle/Heidi Staib/Friederike Valet u.a.: Schwäbische Tüftler. Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Stuttgart 1995, S. 18-21, hier S. 18.
17 Hermann Werner/Erika Neuhäuser (wie Anm. 9), S. 219.
18 Ebd., S. 231.
19 Hugo Franz-Karl Maria Freiherr von Linden: „Die Wissenschaftlerin Maria Gräfin von Linden: eine Pionierin im Terrain der Männer“. In: Schwäbische Tüftler (wie Anm. 16), S. 56-59, hier S. 56.
20 Edith Glaser, zit. nach Heidi Staib: „Der Samen zu Kopf gestiegen“ oder: Eine Chance für die Technik der Frauen. In: Schwäbische Tüftler (wie Anm. 16), S. 124-133, hier S. 131.
21 Vgl. Barbara Duden: Das schöne Eigentum. In: Karl-Markus Michel/Harald Wieser (Hg.): Kursbuch. Berlin 1977. „So war am Ausgang der bürgerlichen Gesellschaft als ‘Bestimmung des Weibes’ ein weiblicher Geschlechtscharakter formuliert worden, in dem die Aufgabe der Frau identisch wurde mit ihrer Selbstaufgabe. Zu ‘sich selbst’ kommen hieß für sie, auf sich selbst verzichten. Mit der scheinbaren Befreiung der Frau aus den ‘rohen’ Zuständen der ‘alten Gesellschaft’ wurde die neue Gestalt ihrer Unterdrückung in die Frau selbst hineingegeben. Dennoch war diese neue Form der Repression nie vollständig und gewiß nie unwidersprochen: Wer sich aber gegen sie auflehnen wollte, hatte mit der Schwierigkeit zu kämpfen, gegen den ‘eigenen’ weiblichen Kulturcharakter rebellieren zu müssen.“ Ebd., S. 139f.
22 Vgl. Peter Weichhart: „Das Forschungsfeld ‘Raumbezogene’ Identität – Koexistenz rivalisierender Paradigmen?“. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. St. Gallen 1995, S. 8f.
23 Hermann Werner/Erika Neuhäuser (wie Anm. 9), S. 9.
24 Ebd., S. 231.
25 Immanuel Fischer zit. nach Christel Köhle-Hezinger: „Der schwäbische Leib“. In: Christel Köhle-Hezinger/Gabriele Mentges (Hg.): Der neuen Welt ein neuer Rock. Studien zu Kleidung, Körper und Mode an Beispielen Württembergs. Stuttgart 1993, S. 59-80, hier S. 70.
26 Hermann Werner/Erika Neuhäuser (wie Anm. 9), S. 100.
27 Elke Hlawatschek, zit. nach Heidi Staib (wie Anm. 20), S. 129.
28 Zur Biographie Maria Gräfin von Lindens vgl. Hugo Franz-Karl Maria Freiherr von Linden (wie Anm. 19). Vgl. dazu Maria Gräfin von Linden: Erinnerungen der ersten Tübinger Studentin. Mit einem Vorwort von Gabriele Junginger. Tübingen 1991.
29 Maria Gräfin von Linden: Erinnerungen (wie Anm. 28), S. 125.
30 Vgl. Monika Bönisch: „sie zögen das eintönige Arbeiten in der Fabrik der Sorge für die Haushaltungsgeschäfte vor“. In: Christel Köhle-Hezinger/Walter Ziegler (Hg.): Kuchen – „Der Glorreiche Lebenslauf unserer Fabrik“. Weißenhorn 1991, S. 259-272.

Der schmale Weg, der zum Leben führt...

Über die kulturprägende Wirkung des Pietismus in Württemberg

Die 'Stillen im Lande' und der schmale Weg

„Gebet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige sind ihrer, die ihn finden.“¹

Das pietistische Programmbild *Der breite und der schmale Weg*, dem diese beiden Verse aus dem Matthäusevangelium zugrundeliegen, gehört bis heute zu den populärsten evangelischen Andachtsbildern.² Seine bekannteste Version wurde 1866 von Charlotte Reihlen³ entworfen und von der Evangelischen Gesellschaft⁴ in Stuttgart zunächst als handkolorierte Lithographie, später dann als Chromolithographie in hohen Auflagen produziert. Rund ein Jahrhundert lang wurden die Moralvorstellungen nicht nur der 'frommen' Württemberger durch diesen Massenartikel geprägt: „Das Zwei-Wege-Bild hing in Altwürttemberg in fast jedem Haus, es war der Hinweis, daß die Bewohner sich auch zu 'den Rechten' zählten.“⁵ *Der breite und der schmale Weg* bot also nicht allein pietistischen Kreisen alltägliche Orientierung, sondern war als Weltbild pietistischer Moral breiten Schichten der protestantischen Bevölkerung Württembergs von Kindheit an vertraut, auch durch die Predigten der Pfarrer und durch Kirchenlieder bekannt gemacht.⁶ Aufgrund der herausragenden Bedeutung, die dieses Andachtsbild für den

evangelischen Bevölkerungsteil des Landes hatte, liegt es nahe, entlang der beiden ungleichen Wege pietistisches Denken und Handeln aufzuschlüsseln, um auf diese Weise die kulturprägende Wirkung pietistischer Weltsicht in Württemberg zu verdeutlichen.

Ob in theologischer oder sozialgeschichtlicher Sicht – über kaum einen anderen Aspekt der württembergischen Kirchengeschichte ist vermutlich soviel geschrieben worden wie über den Pietismus.⁷ Natürlich ist es problematisch, in idealtypischer Form von *dem* Pietismus zu sprechen, der übrigens „allen lokalpatriotischen Wunschvorstellungen zum Trotz keine württembergische Erfindung [ist].“⁸ Es gab (und gibt noch immer) „eine Vielzahl pietistischer Gruppen und Gruppierungen unterschiedlichster Ausprägungen.“⁹ Der Einfachheit halber soll deshalb unter dem Sammelbegriff Pietismus eine Richtung innerhalb des Protestantismus verstanden werden,

„die mit dessen organisatorischer Einheit nicht bricht (wie der Separatismus), wohl aber zusätzliche eigene Organisationen und Institutionen bildet, die einen deutlich ausgeprägten subkulturellen Charakter tragen. Dieser Subkultur ist ein Werte-Kosmos zugeordnet, der eine eigene rigide Moral beinhaltet. Die ist definiert vor allem durch ihre scharfe Abgrenzung zur 'Welt'; die Definitionen selbst stammen vielfach von theologischen Laien, wobei die Unmittelbarkeit des Individuums zu Gott besonders betont ist, und werden als strenge Auslegung des 'Worts' verstanden. Als Garanten der subkulturellen Werte-Konti-

nuität sind Autoritäten ('Väter') wirksam, ein Literaturkanon (Erbauungsliteratur), besondere Zusammenkünfte (Erbauungstunden), die der Tradierung der Werte dienen, und andere mannigfache Eingriffe in Psyche und Verhalten der einzelnen Mitglieder (Sozialisation, 'Bekehrung', Sanktionierung durch 'göttliche' Eingriffe).¹⁰

Man hat die Pietisten oft 'die Stillen im Lande' genannt. Wörtlich genommen erweckt diese Zuschreibung den Eindruck, pietistisches Selbst- und Weltverständnis sei ausschließlich vom Rückzug in die Innerlichkeit bestimmt. Die pietistische Konzentration auf die eigene Psyche ist jedoch beileibe nicht ohne Auswirkungen auf die „Tugenden und Untugenden der Württemberger“¹¹ geblieben, sondern „das Still-

halten hat seine eigene Dynamik, das Schweigen seine eigene Sprache.“¹²

Mitteldinge

Der „Pietist“ konzentriert sich nie ausschließlich auf das Evangelium, sondern macht sich immer einen eigenen Reim auf die Welt. Ein elementares Anliegen pietistischer Frömmigkeit ist die methodische Lebensführung über die Zehn Gebote hinaus, wobei alle Lebensbereiche der Reglementierung unterliegen. Die Grundzüge dieser pietistischen (Gegen-)Kultur und Lebensweise werden auf dem Zwei-

Wege-Bild deutlich. Dort wird entlang des *breiten* Weges ein Kanon all dessen angelegt, was gemeinhin keiner religiösen oder gesellschaftlichen Normierung unterworfen ist, sondern in den Freiheitsspielraum des Einzelnen fällt: Wirtshaus, Theater, Fest, Tanz und Müßiggang. Die pietistische Sicht der Dinge setzt diesen „Adiaphora“ (Mitteldingen) jedoch konkrete Handlungsanweisungen und Verbote entgegen. Ohne die *Erklärung des Bildes Der breite und der schmale Weg, mit Anführung der auf dem Bilde meist nur angedeuteten Schriftstellen*¹³, die als achtseitige Beilage ebenfalls von der Evangelischen Gesellschaft vertrieben wurde, wäre allerdings dieses Weltbild pietistischer Moral für Bibelunkundige nur schwer zu verstehen.

Der breite Weg wird, so ist dort zu lesen, „wie der Herr Jesus sagt und auch unser Bild es bezeichnet“, durch eine weite Pforte eröffnet. Zu beiden Seiten des Eingangs „prangen die nackten Statuen zweier Hauptrepräsentanten der ungezügelter Lust“: Bacchus und Venus. Im eleganten Garten des Wirtshauses mit dem bezeichnenden Namen *Weltsinn* erfreut



„Der breite und der schmale Weg.“ Kolorierte Kreidelithographie. Stuttgart, um 1866.

man sich „einer angeblich ungetrübten Fröhlichkeit bei Gesang, Kartenspiel, Zeitungen, Essen und Trinken, auch wohl Schimpfen und Fluchen“. Gegenüber „gewährt auch die Venus ihre Befriedigung oder vielmehr Nichtbefriedigung“. Ein „Weib im Hurenschmuck“ steht dort, um den „vorübergehenden Jüngling zu verführen mit süßen Worten, welche hernach bitter sind wie Wermuth und scharf wie ein zweischneidig Schwert.“

„Der breite Weg beginnt nun. An vielen eifrigen Betretern desselben fehlt es nicht. Nach außen schön geebnet, finden sich rechts und links prächtige steinerne Gebäude, anmuthige Bäume, Pflanzen und freie Plätze, wie es auch an Anleitung zur Pflege der weltlichen Gesinnung, sowie an mancherlei Zerstreungen und Lustbarkeiten keineswegs mangelt. Denn da ist z.B. ein sehr besuchtes Theater, welches als eine Pflanzstätte feiner Bildung betrachtet wird; ebenso ein Conversationshaus mit seinen glänzenden Festsäulen und seiner selbst von anständigen Weltleuten getadelten Spielbank oder Spielhölle, als deren unseliges Opfer an einem der Fenster ein Gebenkter zu sehen ist (gleich dem Judas, welchen um seiner Gewinnsucht willen ein ähnliches Schicksal traf [...]).“

„Ungehorsam, Luxus, Unmäßigkeit“, so die Klage der Bilderklärung, würden „durch innerliche und äußerliche Reizmittel befördert“, „eine falsche Aufklärung“ bemächtigte sich der Gesellschaft. Auch an „sabbath-schänderischen Instituten“ fehle es nicht: Der „namentlich an Sonntagen von Alt und Jung sehr besuchte Gasthof zum Weltsinn“ trage deshalb auch die Inschrift „Sonntags-Entheiligung“.

„Aber ungeachtet aller erstrebten und auch genossenen Erden-Freuden und Vergnügungen wird doch das unersättliche Herz immer öder und unzufriedener, so daß es stets auf neue Ergötzungen und Befriedigungen bedacht ist, mögen sie ihm nun im erweiterten Besitzthum, oder im Berufe und der Handthierung, oder endlich in vermeintlicher unmittelbarer Befriedigung der Lust sich als erreichbar darstellen.“

Martin Scharfe hat darauf hingewiesen, daß es zu dieser Ikone des württembergischen Pietismus noch manches anzumerken gelte, „sowohl was verstohlen Angedeutetes als auch was beflissen Weggelassenes“⁴⁴ betreffe. Der Kanon der Handlungsanweisungen aber, der entlang der beiden ungleichen Wege vermittelt wurde, wurde für weite Teile der württembergischen Gesellschaft zum verbindlichen Regelwerk. Werfen wir dazu einen Blick auf den *schmalen* Weg: Über Kirche und Sonntagsschule führt der Weg zu „Leben und Seligkeit“ vorbei an Kinderrettungsanstalt und Diakonissenhaus, also pietistischen Institutionen par excellence. Vereine und Organisationen des öffentlichen Lebens und der Diakonie wie Bibelanstalt und Evangelische Gesellschaft, Basler Mission und Diakonissenanstalten, Schulen und Lehrerbildungseminare, Jugend- und Traktatvereine waren wichtige Vermittlungsagenturen pietistischen Gedankenguts.

„Der Einfluß all dieser Aktivitäten auf die Bevölkerung“, so Joachim Trautwein, „ist gar nicht abschätzbar. Man muß dabei bedenken, daß dies alles in einem Land geschah, in dem [...] die pietistisch-mystische Literatur fast ein Monopol innehatte, einem Land, in dem es in den Volksschulen fast nur religiöse Texte, d.h. im Regelfall die Bibel, als Grundlage für das Leben gab, einem



Das „Fünf-Brüder-Bild“ vereint Figuren des populären Pietismus, die fünf Habnschen Brüder: Johannes Schnaitmann (1767-1847), Anton Egeler (1770-1850), Johann Martin Schäffer (1763-1851), Immanuel Gottlieb Kolb (1784-1859) und als „primus inter pares“ Johann Michael Habn (1758-1819).

*Land, in dem es neben Staat und Kirche im wesentlichen nur pietistische 'Organisationen' gab, in denen sich eigenständige 'Eliten' bilden konnten.*¹⁵

Pietismus und Industrialisierung: keine kausale Beziehung

Wenn es die Genese des „schwäbischen Tüftlers“ zu erklären gilt, dann wird der Beitrag des Pietismus regelmäßig überschätzt. Wer in ihm die treibende Kraft der Industrialisierung Württembergs vermutet, bemüht gemeinhin Max Webers These, der zufolge das protestantische Ethos den „Geist des Kapitalismus“¹⁶ nachhaltig gefördert habe, und übersieht dabei, daß Weber nicht das lutherische, sondern das calvinistische Ethos meinte. Natürlich besteht zwischen Pietismus und Industrialisierung eine Korrelation, waren die pietisti-



Der pietistische Pfarrer Philipp Matthäus Hahn (1739-1790) war einer der Impulsgeber, jedoch nicht der 'Gründervater' der Industrialisierung der Region Zollernalb.

schen Gemeinschaften in durch die Industrialisierung nachhaltig geprägten Regionen besonders rege. Keinesfalls läßt sich diese Wechselbeziehung aber auf den Nenner einer kausalen Beziehung bringen, denn der Pietismus war *keine* unabdingbare Voraussetzung für die Industrialisierung. Sein Erstarren ist vielmehr als Reaktion auf die rapiden Modernisierungsprozesse zu verstehen, denen sich die mehrheitlich bäuerlich-traditionell geprägte Bevölkerung Württembergs ausgesetzt sah. Für sie wurde der Pietismus zur Krisenreligion, zur „kompensativen Ideologie“, die neue Orientierung bot in einer Welt, die aus den Fugen geraten war:

„Die Prinzipien der Lustfeindlichkeit, der Askese, der selbstgewollten Passion samt ihren kleinlich wirkenden Regieanweisungen für die Handhabung im Alltag“, so Martin Scharfe, „haben gerade im gesellschaftlichen System und Prozeß des 19. Jahrhunderts ihre Funktion.“¹⁷

Auch wenn der pietistische Pfarrer Philipp Matthäus Hahn (1732-1790), der von 1764 bis 1770 in Onstmettingen tätig war, durch seine genialen feinmechanischen Erfindungen zu einem wichtigen Impulsgeber der feinmechanischen Industrie der Region Zollernalb wurde – ihr 'Gründervater' war er gewiß nicht. Hahns feinmechanisches Interesse lag nämlich nicht in frühkapitalistischen Anwendungen, sondern im Faszinosum göttlichen Waltens in der Welt begründet. „Die Entfaltung des Rationalen“, so Hermann Bausinger, „war für ihn eingebettet und größtenteils eingebunden in das Netzwerk des Religiösen.“¹⁸

Im Gegensatz zur calvinistischen Prädestinationslehre zählte für den aus der lutherischen Landeskirche erwachsenden Pietismus die Akkumulation von Kapital zu den 'weltlichen' Dingen. Ein Blick auf die Motoren der Industrialisierung des Landes macht deutlich: Vielerorts legt das Kapital von calvinistisch geprägten Schweizern den Grundstein, schaffen Maschinen aus England die technischen Voraussetzungen für die Industrialisierung. Erst an dritter Stelle leisten einheimische Arbeitskräfte ihren Beitrag – auch, weil sie pietistisch sozialisiert und durch die internalisierte methodische Lebensführung für die modernen Zeiten präpariert sind. Pietistische Sozialisation mag also prägende Wirkung auf die Arbeitskräfte ausgeübt haben – in diesem Kontext der Industrialisierung kommt ihr ihre Bedeutung zu. Trotzdem: „Die Maschine“, so Mar-

tin Scharfe, „erzieht und prägt unerbittlicher als die ‘Stunde’.“¹⁹ Nicht allein deshalb ist es wichtig,

„der weitverbreiteten Meinung, das Pietist-Sein habe wirtschaftlichen Erfolg bewirkt, einen Falsifizierungsriegel vorzuschieben – was ja nicht gleichbedeutend ist mit einer Zurückweisung der Aussage, pietistische Askese etwa oder durch pietistische Sozialisation eingepflichtete Antriebe [...] hätten zuweilen individuellen wirtschaftlichen Erfolg begünstigt.“²⁰

Der Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine, Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700-1760); der Weber und Weingärtner Georg Rapp (1757-1847), der 1803 zusammen mit etwa 800 WürttembergerInnen nach Amerika auswanderte und in Pennsylvania und Indiana florierende Kolonien aufbaute; der badische Seidenfabrikant und gescheiterte Sozialreformer Karl Mez (1808-1877); der Gründer des Bruderhauses zu Reutlingen, Gustav Werner (1809-1887), der jedoch zeitweilig mit der Ablehnung durch die pietistisch dominierte Landeskirche zu kämpfen hatte – alle waren sie wirtschaftlich erfolgreich, alle waren sie Pietisten. Doch nicht das Pietist-Sein beförderte ihren Erfolg, sondern der Einsatz von Maschinen und die Entwicklung rationeller Produktionsweisen.

„Wie viele Pietisten“, so der ergänzende Hinweis Martin Scharfes, „fasten ihren irdischen Kampf als Gottesdienst auf, leisteten Konsumverzicht, legten sich über jeden Augenblick ihres Lebens Rechenschaft ab – und brachten es in ökonomischer Hinsicht doch keinen Schritt weiter (und zwar nicht nur, weil sie vielleicht ständig ihr letztes Scherflein für Äußere und Innere Mission, für die Brüder, für Werke christlicher ‘Liebestätigkeit’ opferten). Wenn das Motiv nicht da war, und wenn – vor allem – die Umstände nicht danach waren, hat noch keinem allein sein Pietistentum die Kapitalakkumulation beschert.“²¹

Die Internalisierung pietistischer Tugenden

Auf den ersten Blick erscheint die Zahl der etwa 50.000 Mitglieder pietistischer Gemeinschaften, von der Joachim Trautwein für das 19. Jahrhundert in Württemberg ausgeht²², zu gering, um hinter ihr eine kulturprägende Kraft vermuten zu können. Allerdings wurde die Internalisierung pietistischer Tugenden durch die WürttembergerInnen durch „ein ganz besonderes kulturelles Klima“²³ begünstigt, für das nicht nur die von Johann Valentin Andreae (1586-1654) Mitte des 17. Jahrhunderts angeregte Einführung des Kirchenkonvents nach dem Vorbild der calvinistischen Genfer Sittengerichte verantwortlich war (wie Werner Unselds Beitrag *Schaffenssparenputzen* in diesem Band zeigt), sondern auch „die Besetzung von Schlüsselpositionen im Kirchen- und Schulbereich durch obrigkeitshörige Pietisten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts“²⁴. Letzteres führte in den folgenden Jahrzehnten zu einer nachhaltigen Prägung des evangelischen Württembergs durch den „landeskirchlichen Pietismus“. Schon 1743 hatten die pietistischen Gemeinschaften durch das sogenannte Pietistenreskript ein, wenn auch juristisch reglementiertes, Heimatrecht in der Landeskirche erhalten.²⁵ Knapp einhundert Jahre später war – begünstigt auch durch die Gründungen der beiden württembergischen pietistischen Kolonien Korntal bei Stuttgart (1819) und Wilhelmsdorf



Ansicht von Korntal, um 1820. Ein Spötter versah die kolorierte Radierung mit handschriftlichen Kommentaren: Der Gemeindesaal wird zum „Schaaf-Stall“, links daneben steht der „Gasthof zum frommen Mann“.

bei Ravensburg (1824) – von ihrer einstigen gegenkulturellen Kraft nicht mehr viel übrig geblieben: Der Pietismus war kirchen- und staatstragend geworden. Was nicht ohne Folgen blieb, denn nun fanden sich „fromme Handlanger an den Schalthebeln der Macht“²⁶. Unter einer pietistisch dominierten Kirchenleitung um den Prälaten Sixt Carl Kapff (1805-1879) wurde über Kanzel und Konfirmandenunterricht subtil Einfluß auf die Württemberger genommen. Das pietistische Verlagswesen tat ein übriges, um die Internalisierung pietistischer Tugenden zu befördern. Nicht zuletzt auch durch die familiäre Sozialisation wurden diese (und werden bis heute) schließlich tradiert.

„1% oder 2% oder gar 5% Gemeinschaftsleute – das sagt noch wenig. Die Wirkung aber ist sehr, sehr viel breiter. Das liegt nicht nur an einer gewissen Attraktivität der Geschlossenheit des pietistischen Weltdeutungsmusters, die selbst Leute, die sich nicht exakt den Stundenleuten zugetan fühlen, affiziert; das liegt auch an der Langzeitwirkung von familiärer Sozialisation: Pietistische Erziehung wirkt unverkennbar bis ins dritte oder vierte Glied nach – nicht immer zum persönlichen Glück des Erben, dem die säkularisierten, vertrockneten, unflexiblen Hülsen bleiben.“²⁷

Joachim Trautwein sieht die die weitreichende Internalisierung pietistischer Tugenden auf „Besonderheiten in der Sozialstruktur Altwürttembergs“²⁸ begrün-



Gottes Wort studieren...
„Schtontd“ im alten Schulhaus in Hülben, um 1930.

det. Die kulturprägende Erbsitte der Realteilung steht seiner Ansicht nach in enger Verbindung zum württembergischen Pietismus, die Gleichheit der Erben suche – salopp formuliert – die Gleichheit vor Gott. Nicht allein das altwürttembergische Sozialsystem mit der im „alten Recht“ angelegten Tendenz zu kommunaler Selbstverwaltung und individueller Freiheit, sondern auch die elementare Schulbildung²⁹, die in Württemberg seit 1647 durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht garantiert wurde, sei den pietistischen Gemeinschaften entgegengekommen. Deshalb sei es verständlich, daß

„bei aller Armut die Eigenständigkeit, die Freiheit und das Selbstbewußtsein der mittleren und unteren ‘Schichten’ [die in der Tat die Träger des Pietismus württembergischer Prägung waren; Anm. d. Verf.] insgesamt und im einzelnen stärker entwickelt waren als in anderen Ländern.“³⁰

Die Lebensmaximen der Württemberger fänden sich im Pietismus wieder, ihre „Tugenden und Untugenden“³¹, so Joachim Trautwein an anderer Stelle, hätten durch den Pietismus eine kontinuierliche Weiterentwicklung erfahren. Deshalb spüre man

„in Württemberg, dem Land der Sparkassen, der Bau-sparkassen, der Eigenheime, der Versicherungen und der verarbeitenden Industrie einerseits die Folgen der geübten Realteilung, andererseits das Arbeits- und Berufsethos, das der Pietismus entscheidend mitgeprägt hat. Pointiert gesagt: Die württembergischen Charaktermerkmale ‘Eigenheim und Veredelungsindustrie’ sind direkte Abkömmlinge der Verbindung von ‘Realteilung und Pietismus’.“³²

War der Pietismus also wirklich derart nachhaltig an der Herausbildung einer ‘schwäbischen Mentalität’ beteiligt? Christel Köhle-Hezinger warnt in diesem Zusammenhang vor der Reproduktion von Stereotypen und Anekdoten: „Was läßt sich historisch mit Recht“, so ihre Frage, „materialiter, empirisch für den Pietismus [...] verbuchen, belegen, reklamieren?“³³



...und ein heiliges Leben führen.
Die Schlafkammer der Fellbacher Pietistin Marie Frech: Unter dem Schaffschurz die Werke von Michael Hahn.

Es sei zu unterscheiden zwischen Handlungsmustern spezifisch pietistischer Prägung und den Eigenheiten der unteren sozialen Schichten der bäuerlich-traditionell bestimmten (alt-)württembergischen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts. Auf den „gelebten, alltäglichen Pietismus gerade dieses Spektrums“³⁴ aber sei der Focus zu richten.

„Am Beispiel – konkreter – heiße das, nicht nur den Angesehenen, den Virtuosen und Gewinnern in der männlichen und weiblichen Ausprägung nachzugeben, sondern auch die Verlierer und Verliererinnen zu suchen und zu sichten: Die Langsamen, die scheinbar glücklos und mühsam Werkehnden, die Seufzenden, Klingläubi-

gen, die Nach- und Übereifernden. Ich meine die verkrampft um Vorbilder und Ziele sich mühenden, denen die Anstrengung ablesbar und zum Habitus wird – Spiegel ihrer Spannung zwischen Wollen und Nicht-Vermögen.“³⁵

Als wir in unseren Interviews nach Konstruktion und Konstrukteuren von Schwabenbildern fragten, fand sich das Stichwort „Pietismus“ nur selten unter den Antworten. Obwohl in einer säkularisierten Gesellschaft offensichtlich andere Aspekte der ‘Montagepläne’ des Schwaben in den Vordergrund treten und vom Pietismus durchdrungene Lebenswelten – wie im Haus der Marie Frech in Fellbach im Sommer 1996 so eindrucksvoll nachzufühlen war³⁶ – fast schon exotisch anmuten, ist der Pietismus „keine überholte Angelegenheit“³⁷, hat pietistische Weltsicht zumindest innerhalb der Evangelischen Landeskirche noch nicht an Einfluß verloren. Natürlich artikuliert sie sich nicht immer so medienwirksam wie Ende November 1996, als die Korntaler Brüdergemeinde sich weigerte, das neue Evangelische Gesangbuch einzuführen.

Anmerkungen

- 1 Matth. 7, 13f.
- 2 Zu Geschichte und Funktion evangelischer Andachtsbilder vgl. Martin Scharfe: *Evangelische Andachtsbilder*. Stuttgart 1968. Zu Ikonographie und Historizität des Bildes *Der breite und der schmale Weg* vgl. Martin Scharfe: *Zwei-Wege-Bilder*. Volkskundliche Aspekte evangelischer Bilderfrömmigkeit. In: *Blätter für württembergische Kirchengeschichte*. 90. Jahrgang. Stuttgart 1990, S. 123-144.
- 3 Charlotte Reihlen (1803-1868) war die Gründerin des Stuttgarter Diakonissenmutterhauses und wie ihr Mann, der Kaufmann Adolf Reihlen, Mitglied der pietistischen *Michael Hahnschen* Gemeinschaft.

- 4 Zu Geschichte und Wirkung dieser Vermittlungsagentur pietistischen Gedankenguts vgl. Martin Scharfe: Evangelische Andachtsbilder (wie Anm. 2), S. 67-70.
- 5 Joachim Trautwein: Pietismus – ein folgenreicher Sonderfall. Die pietistische Ethik und die Tugenden und Untugenden der Württemberger. In: Landeszentrale für politische Bildung (Hg.): Konfession – eine Nebensache? Stuttgart 1984, S. 105-133, hier S. 122.
- 6 Martin Scharfe: Zwei-Wege-Bilder (wie Anm. 2), S. 129-131. Scharfe verweist in diesem Zusammenhang auf das „alt-württembergische Kernlied“ *Zum Leben führt ein schmaler Weg*. Dessen erste Strophe lautet: „Zum Leben führt ein schmaler Weg,/ein ranker Pfad und enger Steg,/Nur in dem rechten Schrankenlauf/Gehts himmelauf;/Wovon nichts weiß der große Hauf.“ Ebd., S. 131.
- 7 1993 beschäftigte sich die Jahrestagung des Vereins für württembergische Kirchengeschichte mit dem Thema „Pietismus in Württemberg“. Vgl. Blätter für württembergische Kirchengeschichte. 94. Jahrgang. Stuttgart 1994.
- 8 Eberhard Gutekunst: Das Pietistenreskript von 1743. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte (wie Anm. 7), S. 9-26, hier S. 10.
- 9 Ebd., S. 9.
- 10 Martin Scharfe: Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Gütersloh 1980, S. 25f.
- 11 Vgl. Joachim Trautwein (wie Anm. 5), S. 123-132.
- 12 Martin Scharfe (wie Anm. 10), S. 141.
- 13 Die folgenden Passagen aus dieser Schrift zitiere ich nach: Martin Scharfe (wie Anm. 10), S. 84-87.
- 14 Ebd., S. 87.
- 15 Joachim Trautwein: Religiosität und Sozialstruktur. Stuttgart 1972, S. 38f.
- 16 Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (1904/1905). In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Band 1. Tübingen 1963, S. 17-206.
- 17 Martin Scharfe (wie Anm. 10), S. 88.
- 18 Hermann Bausinger: Uhren für die Ewigkeit. Philipp Matthäus Hahn – Theologe und Techniker. In: Ders.: Ein bißchen unsterblich. Schwäbische Profile. Tübingen 1996, S. 97-112, hier S. 111.
- 19 Martin Scharfe (wie Anm. 10), S. 128.
- 20 Ebd., S. 115f.
- 21 Ebd., S. 115.
- 22 Vgl. Joachim Trautwein (wie Anm. 15), S. 51. Im Jahre 1863 wären dies bei einer Zahl von rund 840.000 evangelischen Württembergern etwa 7-8% der evangelischen Erwachsenenbevölkerung gewesen.
- 23 Martin Scharfe: Die ‘Stillen im Lande’ mit dem lauten Echo. In: Hubert Ch. Ehalt (Hg.): Volksfrömmigkeit. Wien und Köln 1989, S. 245-266, hier S. 262.
- 24 Ebd.
- 25 Vgl. Eberhard Gutekunst (wie Anm. 8), S. 16-25. Vgl. dazu Von Gottes Gnaden. 250 Jahre württembergisches Pietisten-Reskript 1743-1993. Stuttgart 1993.
- 26 Martin Scharfe (wie Anm. 10), S. 157.
- 27 Martin Scharfe (wie Anm. 23), S. 262. Zur prägenden Kraft pietistischer Sozialisation vgl. Joachim Trautwein (wie Anm. 5), S. 116-121. Vgl. dazu Eckart Schultz-Berg: Jugendleben zwischen Gottesfurcht und Wirklichkeit. Erziehung und Sozialisation im pietistischen Dorf des ausgehenden 19. Jahrhunderts. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte (wie Anm. 7), S. 179-194.
- 28 Vgl. Joachim Trautwein (wie Anm. 15), S. 18-22.
- 29 Hans Medick hat jüngst am Beispiel Laichingens die überdurchschnittlich ausgeprägte Lesekultur pietistischer Milieus aufgezeigt. Vgl. das Kapitel „Erbauliche Lektüre und lutherischer Pietismus. Buchbesitz und Religiosität am Ende der frühen Neuzeit 1748-1820.“ In: Hans Medick: Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Göttingen 1996, S. 447-560.
- 30 Joachim Trautwein (wie Anm. 15), S. 20.
- 31 Vgl. Joachim Trautwein (wie Anm. 5).
- 32 Ebd., S. 129.

Schaffensparenputzen

Die württembergische Verbesserung der Sünder und die schwäbischen Produktivkräfte

Neben der Gemeinsamkeit der Sprache und eines in Krieg und Frieden von allen geteilten politischen Schicksals waren es vor allem religiöse, für den einzelnen verbindliche Vorstellungen und Einstellungen, die den Menschen in Württemberg eine spezifisch-historische, eine „schwäbische Identität“ gaben. Das württembergische Regiment von Landesherrn und evangelischer Landeskirche konnte nach der Reformation unter der Bevölkerung eine bis ins Detail gehende, religiös legitimierte „Gleichartigkeit der rituellen Lebensreglementierung“⁴¹ durchsetzen. Ein gewichtiges Erziehungsinstrument dabei waren die Kirchenkonvente, „eine Württemberg eigentümliche Lokalkirchenbehörde zur Ausübung von Kirchenzucht“⁴². Diese örtlichen Sittengerichte, die auch als „Kirchenzensur“ oder „Kirchenpolizey“ firmierten, kontrollierten engmaschig und flächendeckend von vor 1650 bis nach 1850 das württembergische Alltagsleben. Sie definierten nach staatskirchlich-kirchenstaatlichen Vorgaben über lange Zeiträume hinweg die Rahmen persönlicher Identität. Wer auch immer, was auch immer, wie auch immer: Jede Person, jede Tat, jedes Tun oder Unterlassen wurde kritisch beäugt und gegebenenfalls mit Strafsanktionen korrigiert. Die Kirchenkonvente nivellierten so landesweit lokal unterschiedliche Verhaltensspielräume und engten individuelle ein. Sie standardisierten das Verhaltensrepertoire der Leute, sorgten allerorts nach und nach für einen gleichförmigen Habitus, den nur ein fromm-ordentlich-tüchtig-

ehrlisches Subjekt, ein rechtschaffener Mensch, einer, der auch recht schafft, an den Tag legen konnte. Das Naturell der Schwaben, eine der ersten Natur implantierte zweite Natur, gewann Profil. „Der Schwabe“ ist in dieser Sicht also keine Fiktion, sondern ein historisches Produkt, dessen Entstehungsprozeß ebenso rekonstruiert werden kann wie seine Metamorphosen unter säkularisierten Bedingungen.

Sündenvermeidung

Die 1534 im Herzogtum Württemberg eingeführte Reformation hielt, bei allen Neuerungen, die revolutionär erscheinen mögen, an der Idee einer christlich beherrschten Gesellschaft fest. Luthers Forderung nach einer Freiheit der Gewissen meinte die Befreiung von einer priesterlichen Vermittlerinstanz, nicht eine dem Mittelalter noch ferne Religionsfreiheit, die auch das gottlos autonome Gewissen einschließt. Seligkeit zu erlangen wurde als ein selbstverständliches Anliegen aller, daher auch als eine gesellschaftlich zu bewältigende Aufgabe unterstellt. Erste Voraussetzung dafür war die Predigt des göttlichen Worts. Seine äußere Herrschaft ließ sich institutionalisieren, seine innere Herrschaft, eine Versöhnung und Gemeinschaft mit Gott, damit nicht erzwingen. Das religiöse Entschei-

dende blieb für Luther eine subjektiv-innerliche Angelegenheit, die sich auf eine *Vergebung* der Sünden konzentrierte.

Eine andere Heilsmethodik machte sich in Württemberg im 17. Jahrhundert bemerkbar. Sie zielte auf eine Verbesserung der Sünder und sah in einer planmäßigen *Vermeidung* von Sünden, d.h. in einer praktischen Heiligung des Lebens, den rechten Weg zur Seligkeit. Dies hatte Konsequenzen über den engeren Bereich von Religion und Kirche hinaus. Diese Art von Frömmigkeit modelte die überkommenen Regeln des Alltagslebens und die Einstellungen zu Arbeit und Besitz systematisch um und bereitete, unabsichtlich, die modernen Zeiten mit vor. Sie beförderte den württembergischen Prozeß der Zivilisierung, sie half mit, die schwäbischen Produktivkräfte, die heute zwischen Tugend und Syndrom gehandelt werden, zu entwickeln: *Schaffensparenputzen*.

Obrigkeit

Wenn nach protestantischer Sicht Kirche überall da ist, wo das göttliche Wort verkündigt wird, dann kam es den württembergischen Reformatoren zunächst darauf an, die alleinseligmachende Wahrheit in menschliche Wirklichkeit umzusetzen und ein Kircheninstitut zu schaffen, das eine Herrschaft des Wortes begründet und garantieren kann. Mit geistlichen Mitteln allein war ein protestantisches Kirchenregiment nicht aufzurichten, es mußte ein landesherrliches Interesse hinzukommen, das die Herrschaft einer reformatorischen Kirche stützte. So erfuhr das Verhältnis von weltlicher und geistlicher Gewalt in der Konstruktion von evangelischen Landeskirchen eine konkrete Neubestimmung. Darin sind die „zwei Reiche“, das weltliche und das geistliche, theoretisch zwar voneinander unabhängig, praktisch aber nur getrennte Kompetenzen im Herrschaftsapparat des neuformierten Territorialstaats. Dem Landesherrn als dem gewichtigsten Kirchenglied wird der christliche „Liebesdienst“ übertragen, für die äußere, mit dem „weltlichen Schwert“ durchsetzbare, neue Ordnung der Kirche zu sorgen. Er verhilft, durch Macht und Gesetz, dem geistlichen Wort in Predigt und Lehre zu nicht nur geistigen Wirkungen. Die Lan-

deskirche ihrerseits versteht sich als Staatskirche und übernimmt die bestehende gesellschaftliche Ordnung der Stände und Ämter, der Obrigkeiten und Untertanen als eine gottgewollte in die christliche Programmatik. Sie sichert dadurch der weltlichen Obrigkeit die Legitimität ihrer Herrschaft und den bedingungslosen Gehorsam der Untertanen.

„Welcher Obrigkeit soll man unterthan sein? Aller Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, sie sei recht- oder falschgläubig, fromm oder gottlos, hoch oder nieder. Man soll die Obrigkeit lieben, fürchten und ehren“³,

lernten noch in unserem Jahrhundert Württembergs evangelische Kinder aus ihrem Katechismus. Die Freiheit eines Christenmenschen, die die Reformatoren Württembergs politisch umgesetzt hatten,

„vermittelte dem Menschen zwar eine neue geistige Freiheit und ein neues Amtsverständnis, das auf der christlichen Gleichheit vor Gott gründet, überantwortete ihn – da diese Ordnung nicht auf die Welt ausgedehnt werden konnte – damit aber zugleich der Verfügungsgewalt der weltlichen Ordnung und band ihn in einer Ausschließlichkeit an die bestehende Sozialordnung, wie sie das Mittelalter nicht gekannt hatte.“⁴

Aus dem im Bauernkrieg gesteigerten Mißtrauen der Theologen gegen den „gemeinen Haufen“ unterblieb ein Kirchaufbau von unten, d.h. nach dem Gemeindeprinzip. Aufrichtung und Erhaltung der christlichen Lehre und Zucht verfielen der landesherrlichen Jurisdiktion: „In der Theorie regierte Christus und die Schrift in der Gemeinde, praktisch regierten die Landesherrn und die Theologen.“⁵ Bereits die württembergische *Große Kirchenordnung* von 1559 enthielt, „für den „Kirchenstaat“ Württemberg bezeichnend“ – wohl aber auch für die Staatskirche – „nicht wenig, was man nur in Regierungs- oder Polizeigesetzen suchen würde“⁶. Daß der Staat nach dem Wegfall der kanonischen Rechtsordnung nun mit seinen Zwangsmitteln für kirchliche Zucht und Ordnung sorgte, „rettet[e] formell die geistliche Liebesnatur der Kirchenordnung, sichert[e] ihr aber materiell die gleiche Wirkung, als ob sie das unmittelbar selbst bewirkte“⁷. Andererseits wuchs dem Staat als dem Inhaber des Kirchenregiments nun „eine gewisse Halb-

göttlichkeit“⁸ zu, die über das kirchliche Leben hinaus den Charakter des gesellschaftlichen Lebens in Württemberg auf lange Sicht bestimmten sollte.

Kirchenkonvente

Die reformatorische Neuordnung machte Württemberg zum „bestgeordneten lutherischen Kirchentum in Deutschland“⁹, zu einem protestantischen Spanien. „Das württembergische Volk war“, bilanziert die Calwer Kirchengeschichte die Zeit von Reformation und Gegenreformation, „kein unfreies, aber ein wesentlich patriarchalisch regiertes, polizeilich überwacht und bevormundetes Volk“¹⁰ – dies, obwohl eine strenge Sitten- und Kirchenzucht noch ausstand.

Während des Dreißigjährigen Krieges, der als Strafe Gottes für unchristliches Leben gedeutet wurde, und in der Zeit danach häuften sich die herzoglichen Mandate für sittliche Zucht und christliche Ordnung. Die Siebente Landesordnung von 1621 enthält u.a. ein Verbot der Karten-, Würfel- und Wettspiele, ein Verbot des Zu- und Volltrinkens, d.h. alles, was über eine „beschaidene Zech“ hinausging, Einschränkungen der Feierlichkeiten und der Geschenke zu Taufe und Hochzeit, ein Verbot von Fasnachtskleidern, Verbot von „Gastereyen, Schießwerck, Buppappen, ond Krämereyen“ auf Kirchweihen, eine restriktive Kleiderordnung, sowie einen „Laster ond Rugzedel“ mit Vergehen wie Gotteslästern, Zaubern, Wahrsagen, Teufelsbeschwören, Verschwendung, die den Gerichten anzuzeigen waren.¹¹ Mit der Einführung der Kirchenkonvente, 1642 in den Amtsstädten, 1644 landesweit, d.h. in jedem Pfarrort, erhielten diese und künftige Gesetzesbestimmungen ein wirksames Durchsetzungsinstrument. Den Vorsitz in diesem Gremium, das der „Erhaltung der Menschen, so durch Christi theures Blut erkaufte“, der Verbesserung der Sünder und der christlichen Disziplin dienen sollte¹², führten Vogt und Pfarrer (bzw. Schultheiß und Spezial) gemeinsam. Mehrere Beisitzer wurden von den Vorsitzenden bestimmt. In weltlichen Angelegenheiten übernahm der weltliche, in geistlichen der geistliche Beamte den Vorsitz. Neben der Aufsicht über Kirchen-, Schul-, Spital-, Heiligen- und Waisensachen, und neben der Vergabe von

... nach empfangener Absolution ist er ins Wirtsbaus gegangen, hat sich mächtig überweint, also daß er nimmer geben und stehen können, auch dabei gar übel geflucht bei den Heiligen Sakramenten, Donner und Hagel ... um einen Gulden gestraft (1682)

... hat seine Spielerkonsorten angegeben, daß neben ihm sein Bruder Martin, Hans Nill, jung Hans Lutz, Jakob Fauser, Schäfer und Balthas Nill gespielt, welches zum Öfieren verboten worden ... soll ein jeder 15 Kreuzer Strafe erlegen (1690)

... sind von dem Kirchenkonvent die drei ledigen Weibspersonen, weil sie mit Hans Haugen Dienstuben in der Scheuer auf dem Heu üppigen Scherz getrieben und demselben ungebührlicher Weise seine Hosen aufgelöst haben eine jegliche um ein Pfund Heller gestraft worden (1705)

... das Kegeln und Spielen an Sonn- und Feiertagen soll forthin nicht mehr gleich nach dem Gottesdienst angefangen, sondern bis um drei Uhr verschoben werden, um des Tages des Herrn willen, damit sie solches auch zu Hause bei den Büchern feiern mögen. Ein jeder Übertreter aber, Kegler und Kegelmeister soll um zehn Schillinge gestraft werden (1713)

... wird beklagt, daß er in der Kirche von der Emporkirche kleine Steinlein auf das Weibervolk herabgeworfen. Wird deswegen ins Zuchthäuslein geführt bis zur Abendtgelocke (1702)

... die Hausväter, so Lichtstuben in den Häusern halten, werden auch solcher Ungebühr halber aufgefordert und zur Abschaffung solchen Unwesens mit allem Eifer ermahnt (1700)

... ist angebracht, daß er im Wald, da er mit zwei Mägdlein im Gras gewesen, davon eines zur Erden niedergeworfen und ihr den Rock bis an den Gürtel aufgehebt. Wird deswegen bis Nacht in das Zuchthäuslein gesprochen (1698)

Auszüge aus Kirchenkonventsprotokollen der Pfarrei Ofterdingen, 1682-1723.

Kirchenstühlen fungierte der Kirchenkonvent vor allem als Sittengericht. Ein Spitzelsystem von sogenannten Deferenten, also von Petzern, von „Simsenläufern“, denen bei Verurteilung der von ihnen angezeigten Vergehen ein Drittel der Geldstrafen, das „Anbringdrittel“, zustand, sorgte dafür, daß der Konvent „ohnvermerkt“ Ohren und Augen immer und überall am Ort des Geschehens hatte.

Im feinmaschigen Netz der Überwachung blieben nun auch die kleinen und kleinsten Fische hängen. Sie wurden vor den unregelmäßig – mindestens einmal im Monat, meistens sonntags – tagenden Kirchenkonvent zitiert, um ermahnt oder mit Geld- und Arreststrafen (bis zu 48 Stunden) belegt zu werden. Schwere und wiederholte Vergehen wurden an die weltliche Gerichtsbarkeit weitergeleitet. Kontrolliert wur-

de die Regelmäßigkeit von Gottesdienst- und Abendmahlbesuchen, gerügt Schulversäumnisse und schlechte Kindererziehung. Verurteilt wurden Delikte von Säuerei, Völlerei, Üppigkeit und Unzucht, Sonntagsentheiligungen, Kartenspielen, nicht genehmigte Tänze und Lichtstubenausgelassenheiten. Verhandelt wurden Streitigkeiten zwischen Nachbarn und Eheleuten, schließlich wurde auch auf alle „Papisten, Calvinisten und Sektierer“ ein scharfes Auge geworfen. Nichts schien zu gering, um nicht doch erst seine Legitimität vor dem Kirchenkonvent erweisen zu müssen. Die Bevölkerung hat dieses Aufsichtsorgan erst nach mehr als zweihundert Jahren nicht mehr ernst nehmen müssen. „S' Kupferschmids Annele hat's Hemd verbrennt, jetzt müsset die Bube vor's Kirchenkonvent“¹³ – noch die Ironie bestätigt, was sie verspottet: Die verinnerlichte Allgegenwart des Kirchenkonvents und seine Kleinlichkeit, zu jedem Tatbestand einen Täter, eine individuell zurechenbare Verantwortlichkeit zu finden. Mit der Schaffung von Pfarrgemeinderäten 1855, endgültig mit dem Umbau der Staats- zur Volkskirche, der Bildung von Kirchengemeinden und Kirchengemeinderäten 1887, erlosch seine kirchliche Funktion, nachdem das weltliche Polizeistrafrecht schon zuvor Befugnisse an sich gezogen hatte.

Sozialdisziplinierung

Was sich in den Kirchenkonventen zeigte, war die abgewandelte Form eines Sittengerichts, wie es die Calvinisten im Genfer Consistoire entwickelt hatten. Johann Valentin Andreä (1586-1654) hatte für eine Einführung in Württemberg gekämpft, nachdem er 1611 die Genfer Verhältnisse kennengelernt und ihn die dortige „Harmonie der Sitten“ nachhaltig beeindruckt hatte. In seinen theologisch-literarischen Schrif-



Nachtkärze (Licht-, Spinn- oder Kunkelstube) gehörten in den Wintermonaten traditionell zum geselligen Zeitvertreib der Jugendlichen und Ledigen. Man traf sich in einer Stube, um Licht und Brennmaterial zu sparen, um Flachs und Wolle zu verspinnen und um, mehr oder weniger nebenher, Unterhaltung zu haben. Regelmäßige Höhepunkte in den Lichtstuben der Mädchen waren die Besuche der Burschen, bei denen Tanz, Musik und begrenzte Annäherungen zwischen den Geschlechtern von Haus aus geduldet waren. Die Kirchenkonvente sahen darin, wie auch in anderen Ausgelassenheiten und Lustbarkeiten, eine sündhafte „Schule des Santans“ und unterstellten die Nachtkärze mit Strafen und Verboten ihrer Kontrolle.

(Lithographie nach Krimel, um 1850)

ten kommt er danach immer wieder auf Modelle einer weltverwandeln den „Generalreformation“, auf eine zweite Reformation zu sprechen. Mit der *Christianopolis* entwirft er 1619 eine protestantische Diesseitsutopie, ein frommes Christiansburg.¹⁴ In dieser Idealstadt leben auserwählte Christen in einer gottgewollten, rational geregelten Ordnung. 1639 als Konsistorialrat in kirchlicher Führungsposition, schuf Andreä mit der *Cynosura Oeconomicae Ecclesiasticae Wirtembergicae* (einer Sammlung von Gesetzen und Verordnungen über die Amtspflichten der Pfarrer und zur Kirchenzucht) die Basis für das erste Kirchengesetzbuch in Württemberg. Die Bündelung verstreuter Gesetze und Verordnungen wollte den Wiederaufbau der im Dreißigjährigen Krieg heruntergekommenen religiösen und sozialen Ordnung anleiten. Die gesammelten Rechtsnormen

ließen sich nun systematisch handhaben, nach Bedarf ergänzen und als Instrument von Lehre und Disziplin gegen die Macht der Gewohnheiten einsetzen.

Hatte der rebellische Luther noch das kanonische Recht verbrannt und allein auf die rechte Theologie und Wortverkündigung gesetzt, so wurde die Verchristlichung der Welt nun wieder zu einem justitiablen Akt und zur Aufgabe der Polizei.

„Die christliche Existenz schien aufzugeben in einem ehrbaren Leben, und dieses Leben war bewirkt nicht durch die Predigt, sondern durch die Sitteninspektion.“¹⁵

Anders als das presbyteriale Sittengericht des Calvinismus, das sich aus gewählten Gemeindeältesten und Theologen zusammensetzte, ordnete sich der württembergische Kirchenkonvent nicht einem konsequenten Gemeindeprinzip unter, sondern fügte sich in das System staatskirchlich-kirchenstaatlich verfaßter Strukturen ein. Das aber machte aus dem calvinistischen Instrument christlicher Selbstbestimmung und -kontrolle in der Hand der Gemeinde ein Instrument der Disziplinierung in der Hand der Obrigkeit.

Das System der Kirchenkonvente festigte die Position der Obrigkeit vor Ort. Kontrolliert wurde nun nicht mehr nur punktuell, nicht nur dies und jenes, da und dort, dann und wann. Überwacht wurden alle Lebensäußerungen, jederzeit und überall. Herrschaft war nun auch *unter* den Leuten, unsichtbar, immer mitanwesend, omnipräsent: Der Territorialstaat setzte an, die zuvor bloß formell Beherrschten in reelle Untertanen umzuwandeln. Dazu mußten die lokalen, selbstgenügsamen Sitten und Gewohnheiten aufgebrochen, der einzelne seines angestammten kulturellen Hintergrundes verunsichert und sein Verhalten an extern vorgegebene Normen herangeführt werden.

Die Maßnahmen der Kirchenkonvente erzeugten mit Strafsanktionen den Druck zu einer methodischen Lebensführung, der dem Calvinismus inhärent, dem Protestantismus lutherischer Prägung aber fremd war. Die Prädestinationslehre und der Gedanke der Bewährung sorgten im Calvinismus von vornherein für eine religiöse Motivation, sich systematisch der Welt der Arbeit und der Gemeinschaft zuzuwenden, sich mit „Erdennarbeit dem Himmelslohne“ zuzukehren. Das Glaubensinteresse geht in diesem Konzept über die Aneignung der reinen Lehre weit hinaus, es reorgani-

siert die Alltagspraxis christlich-methodisch. Dagegen hat

„das Luthertum, das in allem Elend selig ist, [...] hier keine Systematik und nimmt die Empfindungen wie sie kommen, die Weltangst und den Weltüberdruß, aber auch den dankbaren Genuß der Gottesgaben; vom einen wie vom andern hängt nichts ab, da in der Rechtfertigung die Welt überwunden ist.“¹⁶

Die Kirchenkonvente impften den Württembergern die Ideale einer heiligen, reinen Gemeinde ein, zugleich wurde die calvinistisch weitreichende Konsequenz einer dann auch folgerichtigen Herrschaft dieser Gemeinde in sozialen und politischen Dingen jedoch gänzlich ausgeschlossen. So erfolgte die Besserung der Menschen um den Preis ihrer politischen und kulturellen Entmündigung und zugunsten eines allmächtig werdenden Staats. 1554 noch waren in Württemberg calvinistisch inspirierte Vorstellungen einer dezentralen Kirchenpolizei mit den Argumenten abgelehnt worden, es sei unmöglich, sämtliche Laster zu erfassen oder sie gar zu verhindern, man könne niemandem ins Herz schauen und man wolle kein neues Papsttum. Hundert Jahre später sind diese Bedenken ausgeräumt. Nun wird mit dem Programm der Kirchenkonvente „heimliche Aufmerk“¹⁷ verordnet, werden Schulmeister, Mesner, Gerichtsboten, Dorfschmiede, Brotbeschauer als informelle Mitarbeiter der Kirchenpolizei angeworben, da die im Konvent zu Gericht Sitzenden „mit alles sehen und observiren können“¹⁷. Statt auf *fides* allein, das Vertrauen auf einen gnädigen Gott, wird jetzt auf *pietas* gebaut, auf fromme Tugend und Wohlverhalten, auf die Furcht vor Gottes Zorn – ein Pietismus *avant la lettre*, dem noch fehlt, was der bewußte Pietismus später „erfindet“ und im 19. Jahrhundert, in Württemberg besonders erfolgreich, wie der Beitrag „Der schmale Weg, der zum Leben führt“ von Andreas Vogt zeigt, popularisiert: das fromme Subjekt.

Schaffen

Der Kirchenkonvent als Instrument der inneren Missionierung will „alle der pietät widerstrebende Laster

und Vntugenden [...] bevorab das darinnen angezogene wilde, barbarische Wesen außgereuttet⁴¹⁸ haben. Das Wilde und Barbarische ist das Wesensmerkmal der Volkskultur wie es in der Wahrnehmungsperspektive der Schriftgelehrten erscheint. Das ungeschriebene, eingespielte und von außen schwer durchschaubare Regelwerk, das den Einzelnen in die Gemeinschaft einfügt und das Handeln aller und jedermanns durch Tradition anleitet, ist auch ein Bollwerk gegen Einflüsse von außen, herrschaftliche wie fortschrittliche. Durch das Anlegen streng theologischer Maßstäbe entsteht das Bild einer sündigen, Sanktionen herausfordernden Gemeinde, die selber freilich ein ganz anderes Bild von sich, von Gott und der Welt hat, sich nach altem Herkommen, durch Recht und Glauben legitimiert sieht. Die Protokolle der Kirchenkonvente zeigen den Konflikt zweier Kulturen, spiegeln unterschiedliche Sichtweisen auf das, was der Fall ist, und was von Fall zu Fall vom Kirchenkonvent neu definiert wird. Da dem Kirchenkonvent kaum etwas verborgen bleibt, werden alle, bisher traditionell oder stillschweigend gelösten Wechselfälle des Lebens zu seinen potentiellen Problemfällen. Normierung, Kontrolle, Strafe befördern so eine Entwicklung, die einerseits als Sozialdisziplinierung beschrieben werden kann, die andererseits aber auch als Zivilisierung verstanden werden muß, ein komplexer Prozeß, in dem Verhaltenszumutungen verinnerlicht und zu einer rationalen Lebensführung systematisiert werden.

Dadurch, daß einzelne konkrete Handlungen immer wieder bestraft wurden, andere nicht, wurden Qualitäten ausgelesen, Tugenden gezüchtet, ein württembergisch-schwäbischer Volkscharakter modelliert. Dies betraf vor allem das öffentlich wirksame, das sichtbare Verhalten. Prämiert wurde ein Sozialcharakter, der spezifische Qualitäten *nicht* an den Tag legte: keine Ausschweifungen, keine Exzesse, keine Vergnügen und Lustbarkeiten, keinen Luxus, keinen festlichen Konsum; ein Sozialcharakter also, der alles vermied, was im Umgang mit Menschen und Dingen über das Notwendige und praktisch Nützliche hinausging oder im bösen Verdacht der „Kreaturvergötzung“ stand. Was an Lebensäußerungen ungestraft blieb war Arbeit, Werktag, Beruf, ein nun den ganzen Tag, das ganze Leben ausfüllendes Tätigsein. Zeigte man sich öffentlich, dann zeigte man sich schaffig. Weil das Überwachungssystem feinmaschig war und wenig Schlupflö-



Zum guten Namen trugen, im Zierrahmen der Urkunde festgehalten, Treue und Gottesfurcht, Fleiß und Sittlichkeit, Bescheidenheit und Ehrlichkeit, Nüchternheit und Sparsamkeit bei – Tugenden, die der württembergische Protestantismus mitformte und förderte. Diese Qualitäten, die der Dienstmagd Katharina Barbara Rinderknecht aus Herrenberg um 1840 Ehre machten, zeichneten später auch die Arbeitskräfte im Prozeß der Industrialisierung Württembergs aus. (Urkunde des Landwirtschaftlichen Vereins, Lithographie, unvollständig ausgefüllt, um 1840.)

cher bot, mußten die Schaff-Qualitäten im Interesse der sozialen Selbstbehauptung konstant und kontinuierlich an den Tag gelegt werden. Sie mußten zur zweiten Natur werden. Denn empfindlicher als der materielle Schaden durch Geld- und Arreststrafen konnte der Schaden auf der symbolischen Ebene von Ehre und Ansehen sein. Neben Besitz war Ehre der wichtigste Faktor für das Sozialprestige, unentbehrlich besonders für besitzarme Hausökonomien. In Verruf zu kommen konnte den Ruin bedeuten. Umgekehrt war durch den Anschein von Fleiß das symbolische Kapital der Ehre zu erhöhen und damit auch wirtschaftlich reelles Kapital zu gewinnen.

Das „viele G'schäft“ und das „Schaffen“, das man nun an den Tag legte, beinhaltete eine Arbeitsextensivierung, nicht zwangsläufig auch ein intensiveres Arbeiten und eine dadurch erhöhte Arbeitsproduktivität. Denn als „impression management“ gehorchte das Schaffen ja nicht einer religiösen Logik der Ertragssteigerung, nicht einer Ethik wie der calvinistischen, die am materiellen Reichtum Bewährung und Vorsehung abzulesen erlaubte. Das schwäbische „Schaffen“ war Resultat der Umverteilung der notwendigen, zweifellos harten Arbeiten auf den langen Tag, und erst wo vorzeitig die Arbeit auszugehen drohte – was nicht sein durfte, also auch nicht konnte – „machte“ man sich neues „G'schäft“. Da die natürlichen Ressourcen aber knapp und in kleiner Portionierung fest verteilt waren, blieben die Gegenstände der Bearbeitung auf das schon Bearbeitete beschränkt, das in einem zweiten, dritten, x-ten Durchgang wieder und wieder überholt, geflickt, gerichtet, geordnet, aufs Neue angeeignet, an dem herumgebosselt, -gebästel und -getüfelt werden konnte – ein Schaffen, bei dem Schaffig-sein und Sich-schaffig-geben, Arbeit und Zeitvertreib, ökonomischer Notbehelf, findiges Interesse und Selbstbestätigung eng beieinanderliegen.

Kehrwoche

Die unter dem Regiment der Kirchenkonvente antrainierten Handlungsmuster und Tugenden kamen der kapitalistischen, der in Württemberg spät einsetzenden industriellen Entwicklung im 19. Jahrhundert entgegen. Sie lieferten zähe, disziplinierte Arbeitskräfte, die durch ihren Lebensstil auf das kontrolliert-kontinuierlich-methodische Arbeiten, welches auch der industriellen Erwerbsarbeit eigen ist, gut eingestellt waren. Dieses Potential an Arbeitskräften war d e r Reichtum Württembergs an der Schwelle zur Industrialisierung. Zu seiner Ausbeutung bedurfte es freilich systematischer, nicht-bodenständiger Impulse: Erst durch staatliche Förderpolitik, erst mit ausländischem Kapital und mit importierten Maschinen kam die Industrialisierung des Landes in Gang. Die häufig überbetonte Pionierrolle des württembergischen Pietismus im Prozeß der Industrialisierung wäre hier zu relativieren: Pietisten haben weder mit akkumuliertem Kapital



Die Kehrwoche verpflichtete, symbolisch und rituell, auch jene auf die schwäbischen Tugenden des Schaffens und Besitzpflegens, die Arbeiter, nicht Schaffer, die Mieter, nicht Hausbesitzer, waren. Hinter dem Regiment der Sauberkeit und Hygiene stand ein öffentliches Interesse, das nicht mehr auf die heilige christliche Gemeinschaft baute, sondern auf die bürgerliche Gesellschaft setzte und sein Heil in Diesseitigkeiten suchte. Die Methodik der Sündenvermeidung konnte sich nun auch profanen Unreinheiten zuwenden und auch hier, um zumindest dem Schein nach dem Kreis der Ausgewählten zuzugehören, neue Leidenschaften entwickeln.

(Hängeschild, Holzstich und Letterndruck, auf Pappe aufgezogen, um 1890.)

noch mit systematisiertem Wissen die Industrialisierung vorbereitet.

Die Fabrikordnungen, das System der Löhne und polizeiliche Verordnungen ersetzten nach 1850 die Tugendwächter der Kirchenkonvente und hielten den Verhaltens- und Wertekanon unter bürgerlich-kapitalistischen Vorzeichen aktuell. Dort, wo der bürgerliche Schein sich trübte und das kleinbürgerliche Dasein in

häufig unzulänglichen städtischen Lebensverhältnissen und Wohnquartieren ins Proletarische zu kippen drohte, wurde neben anderen Konzepten zur innerlichen und äußeren Verbürgerlichung auch die Kehrwoche eingesetzt. Sie setzt Mietparteien voraus, die das Kehren im und vor dem Haus der Reihenfolge nach im wöchentlichen Wechsel zu besorgen haben. Die Kehrwoche, außerhalb Württembergs keine Institution und daher kaum Begriff, setzt aber auch ein tradiertes Verhältnis zum Haus voraus, das den Hausbewohnern, weil Nicht-hausbesitzern, verordnet werden mußte.

Sparen

Die schwäbisch-bäuerlich-traditionelle Einstellung „zum Sach“ – zu den materiellen Lebensgrundlagen, zu den Werkzeugen, Arbeits- und Lebensmitteln, das Haus eingeschlossen – ist alles andere als eine nur instrumentelle. Daß jeder und jede etwas besaß, dafür sorgte die Erbsitte der Realteilung. Sie zersplitterte das bäuerliche Gut, ließ Äckerle und Gütle in nicht nur sprachlicher Verkleinerungsform entstehen. Diese unter den erbenden Kindern oft allzu gerechte, ökonomisch jedoch fragwürdige Besitzaufteilung, setzte fast alle in den Besitz-Stand, d.h. in ein individuelles Verhältnis zu den durch Gottes Gnade gegebenen Gütern. Da der Mensch nur Verwalter, nicht Verschwen-der der gottgegebenen Güter zu sein hatte, ging er mit dem Besitz die Verpflichtung ein, das ihm Anvertraute ungeschmälert zu erhalten und zu pflegen, sich ihm dienend unterzuordnen. Der Gottgefällige sparte, bewahrte, schonte sein Hab und Gut. In dieser Konsequenz steht noch das 1781 erlassene Generalrescript gegen die „Übelhäuser“: Jeder, der Haus und Hof „verludern“ ließ, wurde mit Enteignung und Einzug zum Militär bedroht.¹⁹ Auch hier wirkte das Anbringdrittel. Die formelle Zwangsandrohung führte die schweren Folgen fehlender Ordnung – Folgen, die freilich auch über weniger formelle, ehrenrührige Verfahren bewirkt werden konnten – drastisch vor Augen und verstärkte das Schaffssyndrom. Jetzt ging es nicht nur um Ehre, sondern ums Eingemachte der Rechtschaffenheit, den Besitz. Zu der umtriebigen Sorge ums „Sach“ kam die abgründige der Besitzenden hinzu: Also wollte man

erst recht niemandem Anlaß geben, kompromittierende Beobachtungen „melden zu müssen“. Die Öffentlichkeit, das war das, was die Leute von einem dachten – und das konnte mitunter Haus und Hof kosten. Die Öffentlichkeit, das waren aber auch die Leute, die mit Zeichen von Ordnung-halten und Besitz-pflegen zu beschwichtigen waren.

Identität

„Schaffen“ und „Sparen“ – in diesen Tugenden spiegelt sich die schwäbisch-traditionale Daseinsbewältigung. Dabei muß die soziale und die religiöse Funktion dieses sichtbaren so-und-nicht-anders-Verhaltens, die der heutige, meist auf ein verselbständigtes ökonomisches Subsystem bezogene, meist an Qualitäten und Zahlen orientierte Sprachgebrauch von „Schaffen“ und „Sparen“ verdeckt, betont werden. Darnach wurden die eingespielten Handlungsmuster unter württembergischen Schwaben, aufgrund gleichartiger Sozialisation, sinnhaft verstanden. „Schaffen“ und „Sparen“ fungierten als kommunikative Ausdrucksmittel, mit der sich Schwaben im Alltag als Bewohner eines spezifischen symbolischen Universums wechselseitig als solche zu erkennen gaben – „eine nachdrückliche Form gegenseitiger Ermahnung“²⁰. Diese „Identität“ war eine öffentliche und zugleich gottgefällige Angelegenheit, also gesellschaftlich und kosmologisch eingebettet. Sie mußte brüchig werden, sobald die religiöse Weltdeutung nicht mehr monopolistisch über soziale und kulturelle Lernprozesse verfügen und für eine Gleichartigkeit der Selbst- und Weltauffassungen unter Schwaben sorgen konnte: Die Säkularisierung schuf pluralistische Bedingungen, unter denen „Identität“ mehr und mehr zu einem privaten Projekt – und Problem – werden konnte.

Putzen

Daß „Schaffen“ und „Sparen“ um „Putzen“ zur schwäbischen Tugendtriade erweitert werden kann, hat hi-

storische Hintergründe, die wesentlich erst nach dem Ende des Ancien Régime und der Kirchenkonvente im Gefolge der Industrialisierung Gestalt gewonnen haben. Inwiefern das Programm der Kirchenkonvente auch für spezifisch schwäbische Dispositionen zum „Putzen“ gesorgt hat, bleibt angesichts ästhetischer, hygienischer und politischer Wirklichkeitsdeutungen, die sich im 19. und 20. Jahrhundert *gegen* religiöse durch- und neben diesen im Alltag festgesetzt haben, eine schwierige, hier nur abstrakt zu beantwortende Frage. Die Ähnlichkeit der Sündenvermeidungs- und Heiligungsstrategie des schwäbischen Protestantismus mit den Schmutzbeseitigungs- und Reinlichkeitsbestrebungen unter säkularisierten Bedingungen legt die Annahme einer historischen Begünstigung nahe. Funktionale Äquivalenzen lassen sich zwischen dem Regiment der Kirchen- und dem einer zeitlich späteren Gesundheitspolizei ebenso ziehen wie auf der Ebene der Akteure, die sowohl im Schaffen und Sparen als auch im Putzen Verhalten habitualisieren, Erfahrungen systematisieren, für sich und für andere sichtbar eine als heilig erachtete Ordnung reproduzieren. Sicher scheint „Putzen“ noch keine hervorstechende Eigenheit des unter der Kuratel der Kirchenkonvente geformten schwäbischen Volkscharakters gewesen zu sein, „Schmutz“ keine sündhafte Untugend, kein Anbringdelikt. Berichte über Mist, Fäkalien, Unrat, Dreck und Kutter auf Gassen und Straßen ziehen sich beispielsweise in Stuttgart, das sich irrtümlich der Erfin-



*„Wenn i nix schaffe dät – was dätet do bloß d’Leut von mir denka.“
Wer d’ Gass’ kebrt, erntet nicht nur Kebricht. Auf den zusammengekehrten Dreck kommt es nicht unbedingt an, er ist in gewisser Weise nur Abfallprodukt einer symbolischen Interaktion, die vor dem Haus die Rechtschaffenheit von Haus und Person sichtbar hervorkehren will – eine Zeichensetzung, auf die sich Gleichartige verständigen und so gegenseitig bestätigen können.*

(Bietigheim-Bissingen, um 1980.)

derung der Kehrwoche im Jahre 1492 rühmt und sie 1988 tatsächlich abgeschafft hat, durch die Jahrhunderte hindurch. Auch Autoren, die sich um Konstruktion und Rekonstruktion eines schwäbischen Volkscharakter bemühen und denen eigentlich keine „Stammeseigenschaft“ entgeht, wie Gustav Rümelin (1863) oder Adolf

Rapp (1914)²¹, erwähnen noch nicht, was Peter Härtling erst nach 1945 als schwäbische „Leidenschaft“²² ausgemacht hat: Die Kehrwoche und in ihrem Bannkreis eine Sauberkeit, daß man auch vom Boden essen könnte. Der heilige Kosmos protestantischer Prägung abstrahierte einerseits von materiellen Umständen, das „geistliche Reich“ verlangte lautere und geläuterte, am „Wort Gottes“ reflektierte Motive des Handelns, und überließ die Regulierung der äußerlichen Dinge der weltlichen Obrigkeit, der andererseits Gehorsam zu leisten war. Für „Schmutz als etwas, das fehl am Platz ist“²³ scheint ein Regelungsbedarf erst spät und dann zunächst nur für bestimmte Plätze, für die Residenzstädte Stuttgart und Ludwigsburg, aufgekommen zu sein. Dies spricht für außerreligiöse Gründe, für staatliche und städtische, für ästhetische, hygienische, vaterländische

Interessen, die den öffentlichen Raum neu definieren und die Optik für Reinlichkeit schärfen.

Vom „Kehren“ ist ausdrücklich erstmals in der Herzoglichen Gassensäuberungsordnung vom 13. April 1740 die Rede, doch erst die Ordnung vom 6. August 1811 scheint vom Geist eines rituellen Kehrens, dem



Die Tugenden des Schaffensparenputzens bestimmten auf Seite der Frauen ungleich stärker den Wert einer Person, da sie hier immer auch als Berufsethos kultiviert und bewertet wurden. Zu heiraten und als „Gehilfin des Mannes“ den Haushalt führen, galt traditionell als der Frauenberuf. Eines seiner Vorzeigestücke war der Weißzeugkasten. Hier konnte sich das hausfrauliche Vermögen offenkundig und symbolisch Kapital verdienen.

(Schrankborten, um 1910)

Generationen von Schwaben verfallen sollten, beseelt zu sein:

„Es muß jeden Tag, den Sonntag ausgenommen, vom ersten April bis letzten September, des Morgens von fünf bis sieben Uhr, in den Monaten Oktober bis März aber von acht bis neun Uhr morgens gekehrt werden, bei einem Gulden Strafe [...] Sollte die Polizei ein außerordentliches Kehren für nötig finden, so hat jeder demselben sich sogleich zu unterziehen.“²⁴

Das strenge Regiment zeigte schon 1815 Wirkung:

„Übrigens werden die Straßen durch fleißiges Kehren und Wegführen des Gekehrten sowie im Winter des Eises rein und trockengehalten.“²⁵

Das könnte der Beginn einer neu-schwäbischen „Leidenschaft“ gewesen sein, die symbolisch und rituell den Lebtag von Schaffen und Sparen hervorkehren muß und so die alten Tugenden ins Licht einer neu konstruierten Öffentlichkeit setzt.

Anmerkungen

- 1 Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. 2. Auflage. Tübingen 1925, S. 220.
- 2 Calwer Kirchenlexikon, Band 1. Calw 1905, S. 937.
- 3 Auszug der katechistischen Unterweisung zur Seligkeit über den Brenzischen Katechismus, samt eingerückten Fragen und Antworten aus dem kleinen Katechismus des theuren Mannes Lutheri. Für die christliche Schuljugend gestellt und im ganzen Königreich Württemberg eingeführt. Reutlingen 1876, S. 165.
- 4 Richard van Dülmen: Reformation als Revolution. Frankfurt 1987, S. 37.
- 5 Ernst Troeltsch: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. 3. Auflage. Tübingen 1923, S. 518.
- 6 Calwer Verlagsverein (Hg.): Württembergische Kirchengeschichte. Calw und Stuttgart 1893, S. 388.
- 7 Ernst Troeltsch (wie Anm. 5), S. 517.
- 8 Ebd., S. 519.
- 9 Martin Brecht: Kirchenordnung und Kirchenzucht in Württemberg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Stuttgart 1967, S. 32.
- 10 Württembergische Kirchengeschichte (wie Anm. 6), S. 449.
- 11 August Ludwig Reyscher (Hg.): Sammlung der württembergischen Gesetze, Band 12. Tübingen 1841, S. 850-875.
- 12 Gen.-Rescript vom 29. Juli 1642. In: August Ludwig Reyscher (wie Anm. 11), Band 2, S. 427. Synodal-Schluß, betr. die Einrichtung der Kirchen-Convente von 1644. In: Reyscher, Kirchengesetze, Band 1, S. 316-323.
- 13 Hermann Fischer (Hg.): Schwäbisches Wörterbuch, Band 4. Tübingen 1914, S. 398.
- 14 Richard van Dülmen: Reformationsutopie und Sozietätsprojekte bei Johann Valentin Andreae. In: Ders. (Hg.): Religion und Gesellschaft. Beiträge zu einer Religionsgeschichte der Neuzeit. Frankfurt 1989, S. 70-89.
- 15 Martin Brecht (wie Anm. 9), S. 78.
- 16 Ernst Troeltsch (wie Anm. 5), S. 648.
- 17 August Ludwig Reyscher: Synodal-Schluß (wie Anm. 12), S. 320.
- 18 Ebd., S. 323.
- 19 Angelika Bischoff-Luithlen: Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten. Stuttgart 1979, S. 258f.
- 20 Mary Douglas: Reinheit und Gefährdung. Frankfurt 1988, S. 14.
- 21 Gustav Rümelin: Der württembergische Volkscharakter. Stuttgart 1986 (=Reprint aus: Ders.: Reden und Aufsätze, 3. Folge. Freiburg und Leipzig 1894.). Vgl. dazu Adolf Rapp: Die Ausbildung der württembergischen Eigenart. In: Archiv für Kulturgeschichte, Band 11. Berlin 1914, S. 196-240.
- 22 Peter Härtling: Die Kehrwoche. In: Schwäbische Curiosa. Tübingen 1974, S. 63-70.
- 23 Mary Douglas (wie Anm. 20), S. 52.
- 24 Zit. nach: Hermann Freudenberger: Schwabenreport. Stuttgart 1975, S. 25.
- 25 Zit. nach: Paul Sauer: Geschichte der Stadt Stuttgart, Band 3. Stuttgart 1995, S. 125.

Der „Schwäbische Volkscharakter“ wird konstruiert

Württembergische Oberamts- und Landesbeschreibungen des 19. Jahrhunderts

„Stamm und Eigenschaften der Einwohner“ in württembergischen Oberamtsbeschreibungen

„Der Münsinger ist, wie der Alpbewohner überhaupt, einfach, arbeitsam und religiös, er verbindet Gewerfleiß mit dem Feldbau und der Viehzucht“, so lesen wir in der 1825 erschienenen Beschreibung des Oberamtes Münsingen, bei der es sich übrigens um den zweiten Band innerhalb einer insgesamt 64 Bände und 22.270 Seiten starken Serie von Beschreibungen handelt.¹ Bemerkenswerterweise weist der Autor in einer Fußnote auf negative Zuschreibungen und deren Zusammenhang mit lokalen Rivalitäten hin:

„Anders werden die Münsinger freylich von den Urachern in ihrem Unwillen über Versuche derselben, sich vom Uracher Oberamte zu trennen, geschildert. Mit Lieb, sagen sie in einer Vorstellung an die Regierung vom J. 1648, ist nichts mit ihnen auszurichten, was ihnen gefällt das thun sie, weiter aber nicht, daher neben ihnen am Wagen der angelegten allgemeinen Contribution und Kriegslast so wenig als mit 2 ungleichen Ochsen fortzukommen ist.“²

Dem Zitat ist zwar zu entnehmen, daß die Quelle dem Jahr 1648 entstammt, ob und in welcher Form sich im Zeitraum von 177 Jahren das Verhältnis zwischen Münsingern und Urachern eventuell verändert hat, erfahren wir jedoch nicht; es wird vielmehr vorausge-

setzt, daß weiterhin Rivalität besteht. Allerdings spricht die Angabe beider Sichtweisen für die Detailfreude der Oberamtsbeschreibungen und ihr Streben nach umfassender Darstellung.

Die Kapitel der württembergischen Oberamts- und Landesbeschreibungen, aus denen die folgenden Zitate stammen, haben eines gemeinsam: Sie versuchen, in der Darstellung der Bevölkerung des Königreichs und den ihr zugeschriebenen Eigenschaften den württembergischen „Volkscharakter“³ zu ermitteln. Den Landesbeschreibungen lag ein interdisziplinärer Ansatz zugrunde, der auf Archäologie, Geographie, (Kunst-)Geschichte, Landeskunde, Vermessung, Volkskunde, Wirtschaft und Statistik basierte; letztere trat nach 1834 immer mehr in den Vordergrund. Dabei wurde in Oberamtsbeschreibungen durchaus differenziert; neben der Amtsstadt wurden sämtliche im Oberamt befindlichen Städte und Dörfer beschrieben, wobei oft Pfarrer, Lehrer oder Ärzte Auskünfte über ‘ihre’ Gemeinde erteilten.⁴ Die Methodik der Landesbeschreibungen des 19. Jahrhunderts war wissenschaftlich anerkannt, weshalb sie heute als „Vorbilder und Vorläufer der modernen baden-württembergischen Kreisbeschreibungen“⁵ gelten. Dennoch sind diese Beschreibungen vor ihrem wissenschaftstheoretischen und politischen Entstehungshintergrund zu betrachten; nicht zuletzt deshalb, weil sich Neuauflagen und Zitate aus den alten Exemplaren auch im 20. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuen.⁶

Eine Darstellung, die auf die aufklärerische Absicht ihres Verfassers schließen läßt, findet sich in der Beschreibung des Oberamtes Cannstatt von 1832:

„Die Einwohner, insbesondere die Weingärtner, zeichnen sich durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit vortheilhaft aus. Die Nähe zur Residenz drückt sich unverkennbar in einem mehr als gewöhnlichen Grade von Bildung aus.“⁷

Am Ende des Absatzes, der das Thema Religion behandelt, findet sich die Aussage:

„Aberglauben und die Neigung zum Mysticismus zeigt sich noch in den meisten Orten, in vielen gibt es Pietisten-Gesellschaften, Fellbach zählte früher viele Separatisten.“⁸

An dieser Stelle bietet sich ein Vergleich mit der Oberamtsbeschreibung von 1895 an, die zur Serie der zweiten Bearbeitung gehört. Unter der Überschrift „Volkscharakter. Lebensweise und Gebräuche. Volkssage.“ findet sich dort folgende Passage:

„Daß die um den Stammsitz des alten schwäbischen Herrscherhauses herum Wohnenden, soweit sie nicht neu zugewandert sind, wie die Mundart, so überhaupt das bekannte, oft geschilderte Stammeswesen der Schwaben vertreten werden, läßt sich erwarten; daß andererseits die große Veränderung, welche in den letzten Jahrzehnten, fast nirgends mehr als in unserem Bezirk, in der Beschäftigung eines großen Theils der Einwohnerschaft eingetreten ist, auch Aenderungen in Wesen und Leben derselben herbeigeführt, die Unterschiede zwischen Stadt und Land und unter den einzelnen Gemeinden mehr und mehr verwischt hat, ist selbstverständlich. Zu den altgerühmten Eigenschaften: Fleiß, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, Sparsamkeit bis zum Uebermaß, Untertthanentreue, bewährt von Herzog Ulrichs Tagen an bis weit in unser Jahrhundert hinein, religiöser, kirchlicher Sinn, milde Wohlthätigkeit, [...] sind andere getreten, die dem Freund des Volkes zu denken geben, aber ihn nicht ohne weiteres verzweifeln lassen müssen.“⁹

Hierin kommt einerseits die Erkenntnis des Autors zum Ausdruck, daß mit zunehmender Industrialisierung im Zusammenhang mit Migration auch eine fortschrei-

tende Urbanisierung stattfindet. Andererseits wird jedoch seine romantisch verklärende und rückwärtsgewandte Position deutlich. Ohne den letzten Nebensatz wäre in der Tat auf eine zukunfts pessimistische Haltung des Verfassers zu schließen. Wenn überhaupt eine neue Fassung der Oberamtsbeschreibungen erarbeitet und herausgegeben wurde, dann macht dies deutlich, daß Veränderungen durchaus registriert und für nennenswert befunden wurden.

Natürlich erschienen im 19. Jahrhundert auch in anderen Staaten vergleichbare Beschreibungen.¹⁰ Was aber, so ist zu fragen, hat von individuellen wissenschaftlichen Leistungen abgesehen dazu geführt, daß gerade Württemberg „gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der landeskundlich am besten erforschte Staat des deutschen Kaiserreiches“¹¹ war?

Im Zuge der napoleonischen Neuordnung des Landes waren zwischen 1806 und 1810 die 64 Oberämter gebildet worden. Das fiskalische Interesse seines Finanzministers Ferdinand Weckherlin¹² war einer der Gründe gewesen, die König Wilhelm I. dazu bewogen hatten, per Dekret vom 28. November 1820 eine Behörde zum Zwecke der Beschreibung der Oberämter zu schaffen. Mit der Leitung dieses *Statistisch-Topographischen Bureaus* und dem Auftrag,

„eine genaue und vollständige Landes-Volks- und Ortskunde von Württemberg zu liefern, und die in jedem Jahr hierunter sich ergebenden Veränderungen sorgfältig zu sammeln, so daß jede Regierungs-Behörde und jeder Württemberger fortlaufend eine richtige und umfassende Kenntniß von dem Zustande und den Verhältnissen des Vaterlandes sich zu schaffen, Gelegenheit habe“¹³

wurden der landeskundliche Forscher und Schriftsteller Johann Daniel Georg Memminger¹⁴ und der Regierungsrat Christian Kausler¹⁵ betraut. Königin Katharina hatte in Kauslers 1819 erschienener Beschreibung des Oberamtes Neuenbürg einen geeigneten Leitfaden gefunden, „nach dem sie ähnliche Beschreibungen von allen Oberämtern des Königreiches zu erhalten wünschte.“¹⁶

Neben dem *Statistisch-Topographischen Bureau* nahm sich noch eine zweite Institution der Stiftung einer württembergischen Staatsidentität an. Anlässlich der Gründung dieses *Vereins für Vaterlandskunde*, der in

enger Verbindung mit dem *Statistisch-Topographischen Bureau* stand und 1856 mit diesem verschmolzen wurde, hatte Karl Bohnenberger im *Württembergischen Jahrbuch für 1822* auf die Bedeutung der Landeskunde für die öffentliche Verwaltung hingewiesen:

„Die Vaterlandsliebe, der Gemeinsinn und der Volksgeist¹⁷, die bürgerliche Tüchtigkeit und das öffentliche Leben, das allgemeine und das Privatwohl leiden alle gleich sehr, wo es an Kenntniß des Vaterlandes fehlt, und die Staatsverwaltung selbst entbehrt mit ihr die kräftigste Stütze. [...] ‘Um ein Land gut zu regieren’, sagte schon Joseph II., ‘muß man es vor allen Dingen kennen’, und in der That kann weder Ordnung noch Zweckmäßigkeit in der Staatsmaschine herrschen, können die Schritte und Maßregeln der Regierung weder sicher noch wohltätig seyn, wenn nicht Kenntniß des Landes nach allen seinen Verhältnissen sie leitet. Kein Zweig der Staatsverwaltung kann diese Kenntniß missen, und wie sie sich selbst in diplomatischen Verhältnissen nicht ungestraft entbehren läßt, davon kann die Geschichte der vergangenen Zeiten Beispiele aufweisen.“¹⁸



Johann Daniel Georg Memminger (1773-1840) war der Herausgeber zahlreicher Oberamtsbeschreibungen.

fer, agrarische und gewerbeintensive Zonen, freie Magistratsverfassungen und herrschaftliche Gemeindeordnungen, bäuerliche Realteilungspraxis [...] und das Anerbenrecht [...], natürlich auch: protestantische und katholische Konfession und lokale jüdische Minderheiten.“

20

Von staatlicher Seite wurden also Versuche zur politischen Vereinheitlichung und Modernisierung des Landes unternommen. Friedemann Schmoll erklärt, auf welche Weise der bereits erwähnte *Verein für Vaterlandskunde* zur Stiftung einer württembergischen Staatsidentität beitragen sollte.

„Den Initiatoren dieses Vereins für Vaterlandskunde ging es neben politischer und administrativer vor allem um die ideologische Integration der heterogenen Bevölkerungsgruppen. [...] Es waren dies Integrationsstrategien, die die Bevölkerung nicht mehr nur als regierbare Untertanen konditionieren sollten, sondern auf ein aktives, emotional positives Verhältnis der Bürger – eben auf die ‘Vaterlandsliebe’ – zu ihrem Staat zielten.“²¹

Auch nach der napoleonischen Neugestaltung war die Bevölkerung des Königreichs Württemberg tatsächlich nicht so homogen, wie dies von staatlicher und intellektueller Seite gewünscht wurde.

„Wir haben“, so stellt Karl Bohnenberger in diesem Zusammenhang fest, „Alt- und Neuwürttemberger, Hohenloher, Elhwanger, Vorderösterreicher, Reichsstädter, und so weiter, aber noch haben wir kein württembergisches Volk; jeder Theil ist dem andern fremd.“¹⁹

Wolfgang Kaschuba beschreibt diese dem Königreich Württemberg in die Wiege gelegte Heterogenität folgendermaßen:

„Territorien mit sehr unterschiedlichen wirtschaftlichen Strukturen und vor allem mit unterschiedlichster politischer und kultureller Tradition kommen zusammen: große freie Reichsstädte und kleine reichsritterschaftliche Dör-

Ein Ort, an dem versucht werden sollte, den neuen Staatsbürger zu entwickeln, war die Schule. Inwieweit aber die ungleichen WürttembergerInnen sich vereinheitlichen, disziplinieren, erziehen und dabei insbesondere durch landeskundliche Darstellungen beeinflussen ließen, ist eine andere Frage. Man erhoffte sich jedenfalls einige Wirkung durch die neu geschaffenen Behörden und deren Arbeit, und landeskundlicher Unterricht war eine der Maßnahmen, die der Formung des „Sozialcharakter[s] durch Normen und Disziplinen“²² dienen sollten. Johann Daniel Georg Memmingers *Beschreibung oder Geographie und Statistik nebst einer Übersicht der Geschichte von Württemberg* sowie seine *Kleine Beschreibung oder Geographie und Geschichte von Württemberg nebst einer Einleitung in die allgemeine Erdkunde* wurden jedenfalls durch ein Dekret des Königlich Evangelischen Consistoriums vom 16. Juni 1820 an den württembergischen Schulen eingeführt. Von

„vermöglichern“ Eltern wurde erwartet, zumindest letztere für ihre Kinder anzuschaffen.²³

Der „Volkscharakter“ in den Landesbeschreibungen des Königreichs Württemberg

Nicht nur die Oberamts-, sondern auch die Landesbeschreibungen des Königreichs Württemberg beschäftigten sich intensiv mit dem vermeintlichen „Volkscharakter“ der württembergischen Untertanen. Wesentlichen Anteil an dieser ‚Konstruktion des Württembergers‘ hatte der Statistiker und Philosoph Gustav Rümelin (1815-1889).²⁴ Unter der Überschrift „Der Volkscharakter“ schreibt Rümelin in der 1863 erstmals veröffentlichten Landesbeschreibung *Das Königreich Württemberg*:

„Wenn wir nun unter Volkscharakter diejenigen psychologischen Merkmale verstehen, die uns bei der Vergleichung eines Volks mit andern Völkern als dessen Eigenthümlichkeiten entgegentreten und von denen wir annehmen, daß sie sich durch physische Fortpflanzung und den gesellschaftlichen Kontakt bei der Mehrzahl der Individuen konstant erhalten, so müssen wir zum voraus wahrscheinlich finden, daß derselbe in einem Zusammenhang mit dem geographischen und geschichtlichen Elemente, und zwar zu jenem in einem Verhältnis der Abhängigkeit, zu diesem im Verhältnis der Wechselwirkung steht.“²⁵

Rümelin attestiert dem Schwaben „Eigenartigkeit und Unbeugsamkeit des Charakters“ und den Unwillen, „sein Wesen in zwingende nivellierende Formen einzufügen“. Der „Trieb der freien individuellen Selbstentfaltung“ sei

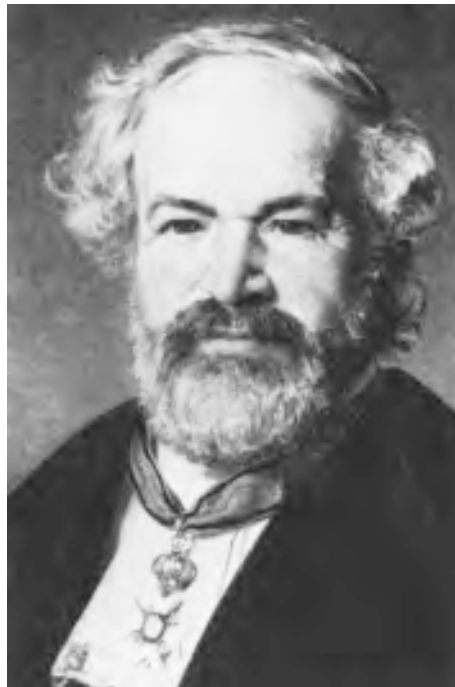
ihm ebenso eigen wie „Betriebsamkeit, Sparsamkeit“ und ein „mit Nachdenken verbundene[r] Fleiß“. Befassen sich andere Autoren – schon aufgrund der Erfassung zu militärischen Zwecken – ausschließlich mit den männlichen Württembergern, nimmt sich Rümelin auch der „schwäbischen Hausfrau“ an und stellt ihre gesellschaftliche Situation kurz dar.²⁶ Natürlich rühmt auch er in kurzer historischer Rückschau die „militärischen Stammeseigenschaften“ der Schwaben, ehe er den württembergischen Volkscharakter sozusagen in einen gesamtdeutschen Kontext stellt:

„Der ganze vorstehende Versuch einer Stammescharakteristik wird nun freilich den Eindruck machen müssen, daß die Merkmale, die hier als schwäbische Stammeszüge gelten, große Aehnlichkeit mit denjenigen haben, in welchen man häufig das ganze deutsche Volk gegenüber von andern Nationen zu charakterisiren pflegt. Die centrifugale Richtung, der reflektirende Ernst, der idealistische und ideologische Zug werden in der That auch in einer allgemeineren Zeichnung des Deutschen eine Stelle finden müssen. Wenn nun das obige Bild gleichwohl kein verfehltes sein sollte, so würde daraus folgen, daß man nicht mit Unrecht den Schwaben schon einen potenzierten Deutschen genannt hat, sofern einige der nationalen Eigenschaften, gute wie schlimme, beim Schwaben in noch etwas stärkerer Markirung hervortreten, als bei den andern Stämmen.“²⁷

Ist der Schwabe also, um mit Ernst Moritz Arndt zu sprechen, „der deutsche unter den Deutschen“?

Weitere Auflagen der Landesbeschreibung *Das Königreich Württemberg* folgten mit dem Hinweis, daß die Mehrzahl der Artikel der Erstausgabe von 1863 veraltet und das Buch zudem vergriffen sei. Daher erscheine nun

„ein neues, den Anforderungen der heutigen Wissenschaft und Bildung entsprechendes Werk [...], welches dabei



Gustav Rümelin (1815-1889) leitete von 1861 bis 1873 das „Statistisch-Topographische Bureau“ (das heutige „Statistische Landesamt“). 1870 wurde er zum Kanzler der Universität Tübingen ernannt.

und draußen, in Schule, Hans und Amt das Bedürfnis genauerer Kunde von Land, Volk und Staat Württemberg wieder für einen längeren Zeitraum befriedigen [können].“²⁸

Bei aller Konzentration auf Beschreibungen auf kommunaler Ebene (der Oberämter) und Landesebene (des Königreichs Württemberg) darf der gesamtdeutsche Aspekt der Landesbeschreibungen nicht übersehen werden. Die Ambivalenz zwischen territorialer und nationaler Dimension der gewünschten Identitätsstiftung²⁹ spiegelt sich in den Landesbeschreibungen wieder, die sich des „deutschen Volkes“ annahmen und in denen sich, zum Teil eindeutiger als in den bisher zitierten Werken, politische Hoffnungen und Forderungen manifestierten.³⁰ Die Verfasser dieser im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Beschreibungen beriefen sich entweder auf Rümelin oder fügten deutlich deutschnational gefärbte Wertungen bei, in denen nicht nur der Mythos des tapferen schwäbischen Kriegers weitertransportiert wird³¹, sondern auch die französischen Nachbarn mit stereotypen Negativzuschreibungen belegt werden.³²

Kontinuität?

„Die Schwaben sind sehr stark durch ihre Landschaft geprägt, also auf der Rauhen Alb droben, da wo das Leben karg, immer karg war, sind die Menschen vielleicht anders wie vielleicht in der Ebene. [...] Eine große Rolle spielt auch die Stammeszugehörigkeit – es gibt Schwaben, die Alemannen sind und Schwaben, die Franken sind.“³³

Diese Aussage findet sich in keiner Landesbeschreibung des 19. Jahrhunderts, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte, sondern fiel in einem unserer Interviews aus dem Jahr 1995. Dem Interviewten wäre wohl Unrecht getan, wenn man seine Aussagen auf diese wenigen Sätze reduzierte. Dennoch stehen sie meines Erachtens exemplarisch für ein Phänomen, für das sich nicht nur in vielen unserer Interviews, sondern neuerdings auch im Internet, in einer Newsgroup namens *s'Äffle ond s'Pferdle*³⁴ Belege finden lassen: Stereotype und Zuschreibungen, deren Konstruktion in den Ober-

amtsbeschreibungen mindestens 100 Jahre zurückliegt, tauchen im heutigen Kontext wieder auf.³⁵

Es gilt also zu untersuchen, welche Eigenschaften sich Menschen heute selbst zuschreiben und inwieweit sie tatsächlich davon beeinflusst werden, inwieweit also die historische Kontinuität dieser Bilder für die Herstellung schwäbischer Identität von Bedeutung ist. Das gewachsene Interesse an Archäologie oder das von Regina Römhild im Spannungsfeld von Fremdenverkehr und lokaler Selbstbehauptung konstatierte Phänomen *Histo(u)risismus* beweisen jedenfalls die „neue Sehnsucht nach dem historischen Ambiente“³⁶. Wenn wir uns aber darüber im klaren sind, daß sich nicht nur die Voraussetzungen regionaler Identität ständig wandeln, sondern auch das Konzept kultureller Homogenität problematisch ist, dürfte es kaum zu Verallgemeinerungen kommen, die Individuen auf wenige positiv oder negativ bewertete Eigenschaften reduzieren.

Anmerkungen

- 1 Eugen Reinhard: Oberamtsbeschreibungen und Kreisbeschreibungen. 175 Jahre amtliche Landesforschung im deutschen Südwesten. In: Ders. (Hg.): *Regionalforschung in der Landesverwaltung Stuttgart* 1995, S. 89-111, hier S. 94. Zur Entwicklungsgeschichte der württembergischen Oberamts- und Landesbeschreibungen siehe auch: Die amtliche Landesbeschreibung. In: *Statistisches Landesamt Baden-Württemberg* (Hg.): *150 Jahre amtliche Statistik in Baden-Württemberg*, Stuttgart 1970, S. 255-272.
- 2 Johann Daniel Georg Memminger (Hg.): *Beschreibung des Oberamts Münsingen*. Stuttgart 1825, S. 107.
- 3 Ich befasse mich hauptsächlich mit den Abschnitten der Oberamtsbeschreibungen, die den Titel *Der Volkscharakter* o.ä. tragen. Zum Begriff „Volkscharakter“ erklärt Andreas Hartmann: „Die Kategorie des Volkscharakters erweist sich als ein zentrales Forum der kultur- und ethnoanthropologischen Diskussion des 18. Jahrhunderts. Sie ist gleichsam ein Treffpunkt interdisziplinär geführter wissenschaftlicher Kontroversen und ein Ort der Vernetzung heterogener Fragestellungen.“ Andreas Hartmann: *Die Anfänge der Volkskunde*. In: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriß der Volkskunde*. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1994, S. 9-30, hier S. 20.
- 4 Zur Rolle der Volksschullehrer siehe auch: Arno Ruoff: *Blüten aus den Konferenzaufsätzen 1899/1900*. Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Hermann Bausinger zum 60. Geburtstag. Tübingen 1986, S. 5-8.

- 5 Eugen Reinhard (wie Anm. 1), S. 96. Reinhard zählt die Oberamtsbeschreibungen zu den „überragenden kulturellen Leistungen des 19. Jahrhunderts in Württemberg“. Ebd., S. 94.
- 6 Ebd., S. 95. Auch heute noch erscheinen Nachdrucke alter Bände in hohen Auflagen. Vgl. dazu Karl Heinz Schröder: Die amtliche Landesbeschreibung als kulturelle Leistung. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte. 33. Jg. 1974. Stuttgart 1976, S. 5-8, hier S. 8. Schröder weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß Inhalte aus Oberamtsbeschreibungen immer wieder ohne Quellenangabe in Ortsmonographien und Heimatbüchern auftauchen. Einerseits habe der Geograph Robert Gradmann dagegen bereits 1912 protestiert, andererseits werde, so Schröder, auf diese Weise heimatkundliches Wissen in die Bevölkerung getragen.
- 7 Johann Daniel Georg Memminger (Hg.): Beschreibung des Oberamts Cannstatt. Stuttgart 1832, S. 54.
- 8 Ebd.
- 9 Beschreibung des Oberamts Cannstatt. 2. Ausgabe. Stuttgart 1895, S. 181.
- 10 Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte. Stuttgart 1985, S. 8. Weber-Kellermann erwähnt die *Skizze zur Beschreibung eines Landdistrikts* (1802) des Kieler Professors Christian Heinrich Niemann (1761-1832). Vgl. dazu Kai Detlev Sievers: Fragestellungen der Volkskunde im 19. Jahrhundert. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, S. 31-50, hier S. 31-33.
- 11 Eugen Reinhard (wie Anm. 1), S. 95. Schon im 18. Jahrhundert kannte man in Württemberg sogenannte „Landbücher“. Siehe dazu: Die amtliche Landesbeschreibung. In: 150 Jahre amtliche Statistik in Baden-Württemberg (wie Anm. 1), S. 256.
- 12 Ferdinand Heinrich August von Weckherlin (1767-1828) war von 1820-1827 württembergischer Finanzminister.
- 13 Königlich württembergisches Staats- und Regierungs-Blatt. Stuttgart 1821. Zit. nach: Eugen Reinhard (wie Anm. 1), S. 89.
- 14 Johann Daniel Georg Memminger (Tübingen 1773 – Stuttgart 1840) war seit 1820 Leiter des *Statistisch-Topographischen Bureaus*. In den Jahren 1824-1838 wurden unter seiner Leitung 14 Oberamtsbeschreibungen herausgegeben.
- 15 Christian Kausler (Oberrot 1761 – Stuttgart 1822) war vor seiner Zeit als Regierungsrat in Stuttgart u.a. Oberamtmann in Neuenbürg gewesen.
- 16 Eugen Reinhard (wie Anm. 1), S. 90.
- 17 Zum Begriff „Volksgeist“ vgl. Kai D. Sievers (wie Anm. 10), S. 36f. Vgl. dazu Friedemann Schmoll: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Tübingen und Stuttgart 1995. „Was erst gestiftet werden sollte [der Volksgeist?; Anm. d. Verf.], wurde also als bereits existierend, allenfalls noch nicht bewußt geworden, behauptet.“ Ebd., S. 22.
- 18 Württembergisches Jahrbuch für 1822, S. 7f.
- 19 Ebd., S. 3f. Vgl. dazu F. Schmoll (wie Anm. 17), S. 20-24.
- 20 Wolfgang Kaschuba: Aufbruch in die Moderne – Bruch oder Tradition? Volkskultur und Staatsdisziplin in Württemberg während der napoleonischen Ära. In: Württemberg im Zeitalter Napoleons, Band 2. Stuttgart 1987, S. 669-689, hier S. 671.
- 21 Friedemann Schmoll (wie Anm. 17), S. 23f.
- 22 Wolfgang Kaschuba (wie Anm. 20), S. 686.
- 23 Eugen Reinhard (wie Anm. 1), S. 90.
- 24 Gustav Rümelin war 1861-1873 Vorstand des „Statistisch-Topographischen Bureaus“, das 1885 in „Statistisches Landesamt“ umbenannt wurde. Seit 1867 lehrte er Statistik und vergleichende Staatenkunde an der Universität Tübingen, zu deren Kanzler er 1870 ernannt wurde. Unter seiner Leitung wurde 1863 die Landesbeschreibung „Das Königreich Württemberg“ verfaßt, die in den Jahren 1882-1884 in einer überarbeiteten vierbändigen Ausgabe erschien.
- 25 Das Königreich Württemberg, Band 3. Stuttgart 1884, S. 239.
- 26 Die „schwäbische Hausfrau“, so Rümelin, bleibe „[...] mehr auf den häuslichen Kreis und den weiblichen Umgang beschränkt. Der norddeutsche Theetisch findet wenig Anklang und erscheint den Männern lästig. Die Unterhaltung der Männer wird hiedurch freier, vielseitiger, gehaltvoller, sie verzichtet aber auch mehr auf die gebildeten Formen und die feinere Geselligkeit. Beim weiblichen Theile hängen hiemit die vielgepriesenen Tugenden der schwäbischen Hausfrau zusammen, zugleich aber auch, daß höhere Geistesbildung der Frauen vielleicht seltener als in Norddeutschland ist, weil sie von den Männern weniger gesucht und gewürdigt wird.“ Ebd., S.245.
- 27 Ebd., S. 247.
- 28 Das Königreich Württemberg, Band 1. Stuttgart 1882, S. IIIf.
- 29 Vgl. Friedemann Schmoll (wie Anm. 17), S. 35f. Schmoll bezieht sich hier auf die „konkurrierenden Kulte von Gesamtnation und Einzelstaat“ in Württemberg. In diesem Kontext steht auch Wilhelm Heinrich Riehls (1823-1897) Kritik der deutschen „Kleinstatelei“. Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: Land und Leute. Stuttgart 1883.
- 30 In diesem Zusammenhang sei nochmals an Ernst Moritz Arndts Aussage erinnert, der Schwabe sei „der deutscheste unter den Deutschen“. Vgl. dazu Kurt Hassert: Landeskunde des Königreichs Württemberg. Leipzig 1903.
- 31 Ebd.
- 32 Besonders deutlich ist die positive Zuschreibung militärischer Eigenschaften bei Vollrath Hoffmann, der bereits 1836 württembergische Tapferkeit und Ausdauer „französischer Rohheit“ entgegenstellt. Vgl. Vollrath Hoffmann: Deutschland und seine Bewohner. Ein Handbuch für alle Stände, Band 2. Stuttgart 1836, S. 337.
- 33 Projektgruppe „Schwabenbilder“ am Ludwig-Uhland-Institut: Interview Nr. 11 (masch.). Tübingen 1996.
- 34 Zitat aus einer „message“ vom 22. März 1996: „Der Stamm der Sweben, von denen die Schwaben ihren herleiten, galt zur Zeit des Tacitus als der mächtigste in Deutschland.“
- 35 Vgl. dazu Michael Jeismann: Was bedeuten Stereotypen für nationale Identität und politisches Handeln? In: Jürgen Link/Wulf Wülfing (Hg.): Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität. Stuttgart 1991, S. 84-93. Jeismann sieht den Typus der gegenseitigen Abgrenzung durch Stereotype an keine historische Epoche gebunden, er tauche im Mittelalter ebenso auf wie im 19. und 20. Jahrhundert. „Die Aussagen sind gleichgeblieben, aber sie bedeuten zu den verschiedenen Zeiten nicht dasselbe.“ Ebd., S. 86.
- 36 Regina Römhild: Histo(u)rismus. Fremdenverkehr und lokale Selbstbehauptung. Frankfurt am Main 1990, S. 20.

So isch no au wieder

Zur Phylogenese des Schwaben

Den Schwaben gibt es nicht – und das sei eine seiner besten Eigenschaften, so spöttelte einst Hermann Bausinger, und diese Existenzbezweifelung rief noch nicht einmal einen Galilei auf den Plan, der die Lage mit einem klaren „Und es gibt ihn doch!“ zumindest prinzipiell bereinigt hätte. Es stellte sich heraus, daß diese Differenzverleugnung sogar in einer gewissen Traditionslinie steht. Theodor Griesingers Diktum wird zitiert: „im übrigen sieht der Schwabe einem anderen Menschen so ähnlich wie ein Ei dem anderen.“¹ Und auch Hermann Fischer nivellierte in seiner schwäbischen Literaturgeschichte die Stammesmentalität: Die Konfession sei

„unendlich wichtiger, als die Zugehörigkeit zu einem schwäbischen oder fränkischen oder alemannischen oder irgendeinem der sogenannten Stämme, über die noch kein Mensch etwas Gescheites zu sagen gewußt hat. Wie gegenstandslos sind die mit großem Ernst angestellten Betrachtungen, ob Schubart ein Franke oder ein Schwabe sei!“²

Gegen diese Gleichmacherei wird mit verschiedenen Begründungen mehr oder weniger heftig Stellung bezogen. Es gibt mittlerweile einen ganzen Katalog von Charakteristika, die den Schwaben nachgesagt werden und die Robert Gradmann so zusammenfaßt:

„Sämtliche Beurteiler sprechen sich in weitgehender Übereinstimmung etwa so aus: Mit dem Bayern teilt der Schwabe den Zug zur Einfachheit; nur äußert er sich etwas

anders. Man liebt auch hier klare Verhältnisse und spricht sich gerne offen aus, leicht zu offen. In fremden Diensten wird den Schwaben Ordnungsliebe und Zuverlässigkeit nachgerühmt. Der Zug zur Einfachheit äußert sich auch darin, daß man auf die abgeschliffenen Formen des gesellschaftlichen Verkehrs weniger Ordnung legt und daher dort, wo solche Formen üblich sind, leicht schüchtern, schwerfällig, unbeholfen, trocken und schweigsam erscheint. Stark ist die Ablehnung gegen alle Aufmachung, alle Groß- und Feintuerei; man liebt es, mehr zu sein als zu scheinen. Damit hängt es auch zusammen, daß Hoch wie Niedrig die Mundart des Volkes redet. Vor allem ist der Schwabe durch und durch Individualist. Er geht gern seine eigenen Wege, schließt sich schwer an, läßt sich nicht leicht imponieren und auch nicht gerne befehlen. Von dem einmal als richtig erkannten Entschluß ist er schwer abzubringen, am wenigsten durch Drohungen oder durch Berufung auf überlegene Autorität oder gar durch die Rücksicht auf den eigenen Vorteil; daher der Ruf der 'Dickköpfigkeit'. Dazu kommt als Drittes ein oft hervorgehobener Zug zur Innerlichkeit. Ein stilles, in sich gekehrtes Wesen ist vielen Schwaben eigen. So ist Schwaben auch das Land der schwerblütigen Grübler und Spintistierer, der Idealisten und Ideologen, der Pietisten und Sektierer geworden.“³

Das ist eine Art Katalog der schwäbischen Eigenschaften, zugleich eine Rezeptur, die angibt, welche Ingredienzien nötig sind, um einen Schwaben anzurühren. Die wichtigsten Essenzen sind dabei: Naivität, die auch

Friedrich Theodor Vischer als grundlegend begriff⁴, Dickköpfigkeit, Innerlichkeit und mehr sein als scheinen, eine Art des Understatements, die wie das Grüblertum auf die pietistischen Quellen zurückgeführt wird.

Intellektuell höher hängt die Schwabenspezifik der Germanist Heinz-Otto Burger in einem 1932 erstveröffentlichten Werk über *Schwabentum in der Geistesgeschichte – Versuch über die weltanschauliche Einbeit einer Stammesliteratur*.⁵ Die noble Spielart einer Stammes-tümelei de Luxe wird in einem Grußwort Hermann Hesses offenbar, der den praktisch unveränderten Nachdruck nach dem Krieg legitimiert:

„Ein Schwabe, der den Gang durch dieses Buch getan hat, darf wohl stolz sein auf sein Volk und seine Vorfahren und sich mit verantwortlich fühlen für die Erbschaft und den weiteren Gang des schwäbischen Geistes, ohne den Deutschland und die Welt um so viel Edles ärmer wäre.“⁶

Burgers Argumentation beginnt mit einer merkwürdigen Zuschreibung. Das „Entweder-Oder“ sei „der Wahlspruch nördlichen Menschentums.“⁷ Dagegen der Schwabe, auch er empfinde

„die Gegensätze des Denkens und Wertens [...], aber, statt nun einen von beiden zu vernichten, sie vielmehr mit einem ‘Sowohl-Als-Auch’ oder ‘Weder-Noch’ oder gar gleichzeitig auf beide Arten zu ‘versöhnen’ sucht.“⁸

Burger zitiert eine Anekdote über Ludwig Uhland, der bei Diskussionen um seinen Standpunkt gefragt, häufig geantwortet habe: „Jede Sache hat halt ihre zwei Seiten“, ein abwägender Relativismus, der auch eine vulgäre Wirtshausform kennt, die ebenso bedächtig wie empathisch in die andere Seite einzufühlen verspricht: „So isch no au wieder.“ Dieser alles hinterfragende und selbstzweifelnde Schwabe kann so gesehen

„niemals irgend einen ausschließlichen oder alles beherrschenden Primat anerkennen, ihm fehlt jeder Fanatismus“⁹.

Es riecht schon förmlich nach Hegel und seiner dialektischen „Aufhebung“ von Widersprüchen – deren eine Version des Aufhebens im Sinn von Aufbewahren ja auch nur im schwäbischen funktioniert.

Der Tübinger Philosophieprofessor Theodor Haering hat zu Hegels 100. Todestag „die Lehre von der dialektischen Struktur alles Lebens für die begriffliche Fassung eines Grundzugs“ gekennzeichnet, „der in diesem Ausmaße, in dem er bei Hegel vertreten ist, gewiß als der sublimierteste Ausdruck besonderer schwäbischer Eigenart bezeichnet werden darf.“¹⁰

Der Sinn für das „Sowohl-Als-Auch“ sei ein Zeichen, ein zweites die Negation, das

„Weder-Noch! Dann bedeutet für ihn wahrer Wert und eigentliches Ziel der Erkenntnis ein ‘Ganz-Anderes’ jenseits der Erscheinungsgegensätze: die Indifferenz oder Identität. [...] Diese ‘Einsheit’ stellt ein bestimmendes Urbild im schwäbischen Geiste da. Man mag das seine mystische Veranlagung nennen.“¹¹

Der Hegel ist in diesem Modell nicht nur Schwabe, sondern der Schwabe ist auch Hegel im Sinne dieses „Sowohl-Als-Auch“! Das hat eine grüblerische und bedächtige Seite:

„Daß er im tiefsten Grund zu allem ja und zu allem nein sagen muß, macht den Schwaben schwerfällig in seinem geistigen Gebaren. Er kann nur mit Mühe zum Ausdruck bringen, was er eigentlich meint, und so wirkt er leicht unklar und verbohrt. Ihm selbst dagegen kommen die anderen flach und naiv vor; haben sie äußerlich leichtes Spiel mit ihm, so fühlt er sich doch ihnen innerlich überlegen und weiß sich nicht ohne einen gewissen Dünkel ‘heblingen (heimlich) gescheit’.“¹²

Im Sinne des Entweder-Oder hat Otto Borst sein Rebellenbuch dagegen gesetzt.¹³ Er entlehnt sein Motto bei Hermann Kurz: *Die Schwaben*.

„Es liegt in unserem Charakter, daß wir nicht leicht Dinge und Personen trennen; daher jene Schroffheit in politischen Fragen; denn wer das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit daran hängt, für den gibt es keinen Ausgleich, keine Versöhnung.“¹⁴

Also doch Fundamentalismus und Rechthaberei? Zumindest Borsts Einleitungsrhetorik nimmt den Versöhnungsschwaben, der „Ganzheit und Einsheit“ fordere und fördere auf 's Korn¹⁵. Er sammelt und beschreibt Wirklichkeitsfanatiker, die weit abrücken vom Mörikeschen „Meint'halb, so ist der Welt ihr Lauf“. Johann Valentin Andreae, Christian Friedrich Daniel Schubart, Johann Jacob Moser, Friedrich Theodor Vischer, Georg Herwegh und andere sind Borsts Bannerträger der Unbotmäßigkeit, Zeugen einer ungrüblerischen „vita activa“; ein dialektisch paniertes Burger-Schwabe würde nach dem dritten Viertele dagegen brummeln: „So isch no au wieder“; und Umland würde zu dieser Rebellenversion gleichfalls seinen Standard-Satz beisteuern können: „Jedes Ding hat zwei Seiten“, also der Schwabe auch, aber auch das unterscheidet ihn nicht von anderen Zwei- oder Mehrseitern.

Das „Entweder-Oder“ als Perspektive der Schwabenexistenz scheint jedenfalls wenig brauchbar zu sein, nicht nur weil es norddeutsch ist, sondern weil es auch zu radikalen Antworten führt, siehe Bausinger. Das „Sowohl-Als-Auch“ scheint uns für die Fundamentierung des Schwäbischen besser geeignet, bietet es doch die Möglichkeit nicht nur Widersprüche aufzuheben, sondern Widersprüchliches als Wesenszug zu akzeptieren.

Soviel jedenfalls ist klar, Adam war kein Schwabe, irgendwelche Vermischungen und Filiationen müssen stattgefunden haben, bevor der Schwabe sich ausmeldete. In manchem Schwabenlob wird diese Genese sehr weit zurück verlegt; der Museologe und Archäologe Siegfried Junghans hat eine solche Sammlung mit alemannischen Geschichtlein mit *Wir Schwaben. Sieben Fabeln zum Beginn schwäbisch-alemannischer Geschichte* überschieden und den Kriegeruhm dieser Urschwaben gerühmt: „mit den Sweben könnten sich nicht einmal die unsterblichen Götter messen.“¹⁶ Auch bei Christian Gottlob Barth werden diese Urschwaben als mächtige und angsteinflößende Riesen beschrieben:

„Es waren kräftige Leute von riesenhaftem Körperbau, mit gelblichem Haar, blauen Augen und erschrecklichem Blick, den selbst ihre wilden Nachbarn fürchteten; ihre Freude war der Krieg, und in Friedenszeiten die Jagd.“¹⁷

Den Rückgriff in die graue Vorzeit lernte jeder schwäbische Jugendliche in der Identifikation mit Rulaman,

dessen Sippenroman spätestens mit der Konfirmation zum Pflichtrepertoire in jeder Südwestsozialisation gehörte, aber durch seine vorgermanische Verortung und seine ungermanische Niederlage nicht nur heroisierende Klarheit über die Ahnenschaft lehrte, sondern auch für chronologische Verwirrung sorgte.

Deshalb ist für die Stammbaumgärtner ein anderer Verweis noch wichtiger geworden: Tacitus Germanenkunde wird in dieser Gründerzeit-Imaginologie gerne als Kronzeuge angerufen:

„Die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten werden von den Männern im Wirtshaus erörtert; auch hierin ist der Schwabe der echte Nachkomme des von Tacitus geschilderten Germanen. [...] Hier wird in kleiner Münze fast mehr Geist verausgabt, als in den meisten Büchern, welche die Schwaben jedes Jahr in die Welt senden.“¹⁸

Bei Schubart heißt es voller Bewunderung:

„daß die Sueven schon seit und vor Cäsars Zeiten die tapfersten und streitbarsten Männer waren: – Wer wird das läugnen?“¹⁹

Im Roman *Siegwart, eine Klostergeschichte*²⁰, einem zeitgenössischen Bestseller von Johann Martin Miller wird von der Freude des Titelhelden bei der Cäsar-Lektüre berichtet: Sein Herz schlug höher

„bey der Schilderung der männlichern Deutschen und besonders der nervichten Sueben, ihrer patriarchalischen Lebensart.“²¹

Dieser Rückgriff auf die Vorzeit mischt auch ungeeignet Epochen:

„Unter allen Nationen auf der Erde ist vielleicht die schwäbische die einzige, die den Sitten der alten Germanen, in Absicht ihrer Wohnart und Regierungsformen am meisten ähnlich geblieben [...]. Vielleicht, wenn Karl der Grosse wiederkäme: so würde er sein Vaterland nirgendwo mehr erkennen, als in Schwaben.“²²

Damit ist vorformuliert, was später Ernst Moritz Arndt in den Mund gelegt wurde, der Schwabe sei der „Deutscheste der Deutschen“. Eine interessante Versöhnung des Regionalismus mit dem Nationalismus in einem

Zustand des Auserwählseins, ein gelobtes Land gewissermaßen. Auch das wird als Denkfigur nicht nur in der Kernerschen Schwabenhymne „Preisend mit viel schönen Reden“ eingebracht, dieses rhetorische Muster verwendet auch Barth als Initial in seiner *Geschichte von Württemberg*.²³ Das prächtige und von Hans-Martin Decker-Hauff mit einem angemessenen Nachwort versehene Buch beginnt so:

„Der geneigte Leser muß vor allen Dingen wissen, daß es zwei gelobte Länder in der Welt gibt, das eine ist das Land Canaan oder Palästina, das andere ist Württemberg. Das glauben wenigstens viele ehrliche Württemberger, besonders solche, die von andern Ländern außer dem Namen nicht viel mehr wissen als irgendeinen abschreckenden Umstand.“²⁴

Barth legt dieser immerhin ironisch abgefederten Größenfantasie sogar noch argumentativen Brennstoff nach: „Indessen so weit gefehlt ist’s denn doch nicht, Württemberg mit Canaan zu vergleichen.“

Er verweist auf entsprechende Größe und äußere Gestalt „namentlich seiner Gebirge“, Milch und Honig gibt es ebenfalls in Fülle, nur daß man sie bei „uns“ nicht fließen läßt, „sondern aufhebt“²⁵. Er beschwört aber noch eine weitere Ähnlichkeit zwischen den Bewohnern Canaans und Württembergs:

„daß nämlich die Schwaben, wie die Juden einst, ihren Nachbarn zum Gespötte dienen, so ist wenigstens soviel gewiß, daß sie diesen Spott nur dann verdienen würden, wenn sie sich desselben schämen wollten; und wenn ihre belächelte Einfalt mit der Empfänglichkeit zusammenhängt, sich durch die ewige Weisheit belehren zu lassen und die Sprache Canaans zu lernen, so kann ihnen dieß nur zum Ruhme gereichen.“²⁶



Die Sieben Schwaben

Riesen, die dem Gespött dienen, Dickköpfe, die die Sprache Canaans lernen – da ist es wieder, das „Sowohl-als-auch“, unser Leitmotiv. Nach einer Hochschätzung im Mittelalter hatten die Schwaben, zumindest was die Bilder von ihnen anlangt, abgewirtschaftet. Albrecht Keller zeigt, wie der „Umschlag“ mit dem Zerfall des Reiches in Beziehung steht: Aus dem heldenhaften Recken, der die Hohenstauffer rauhaut, wird der „thumbe Schwab“.²⁷ Vor allem seine militärische Kompetenz wird fortwährend in Frage gestellt, der Vorwurf geht bis zur Feigheit, wie das Debakel der Schlacht von Lucca am Anfang des 14. Jahrhunderts begründet wurde.²⁸ Dazu paßt die Geschichte von den Sieben Schwaben, die ein Hase in die Flucht schlägt und die von Ludwig Aurbacher popularisiert wurde. Noch nach der Schlacht bei Roßbach spottete Johann Wilhelm Ludwig Gleim in seinen Kriegsliedern²⁹:

*„Willkommen war die dunkle Nacht.
dem Schwaben, der mit einem Sprung
Mit berganstehendem Haar,
Von Rosbach bis nach Amelung
In seiner Heimat war.“³⁰*

Die Negativbilder vom Angsthasen und vom dummen Schwaben³¹ waren weit verbreitet:



Der schwäbische Bauer – mutig erschrocken: „S’ söl bani in mir, daß i koin G’schpenstli fürcht, aber über da Chilchhof, wans nachtet, gang i do net.“

„Die Schwaben müssen unschuldiger Weise viele Histörchen von sich ausbreiten lassen; sie sind aber so klug, daß sie selbst solche zur Belustigung der Gesellschaft erzählen, und sich neben anderen Nationen mit gleichem Rechte oder Unrecht an den Schweizern wieder zu erholen pflegen.“³²

Die Abwehrmechanik wird hier sehr anschaulich gezeigt: Daß man sich selbst als „Loser“ verspottet, ist ein bewährtes Mittel. Wahrscheinlich noch beliebter ist die projektive Rache, die einen imaginären Tölpel, der einem zumindest unterlegen ist, der aber besser noch die ganze Torheit der Welt in sich vereint, erschafft. Das ist die passive Reaktionsbildung – in Würt-

temberg ging man aber auch aktiv gegen das schlechte Image an.

In einer bemerkenswerten publizistischen Kampagne puschte man den Schwaben hoch. Wie das funktionierte, hat Gunter Volz bestens informiert dargestellt.³³ Er zeigt, wie in verschiedenen Periodica aus Schwaben Product-Management und Imageverbesserung zugunsten eines positiven Schwabenbilds gefördert wurde. Dabei sind verschiedene Strategien zu unterscheiden. Die einfachste ist gleichfalls die eigene Erhöhung durch Abwertung des Fremden: Der gehässige Pfeil trifft in erster Linie die entwicklungsmäßig überlegenen Sachsen. 1776 erscheint eine Apologie der Schwaben in Schubarts Deutscher Chronik:

„Mein Herr! Sie sind ein Schwabe, und ich auch. Es freut mich herzlich, daß Sie Teutschland als ihr Vaterland lieben, [...] aber ich bitte Sie, zuweilen noch besonders auf Ihr eigentliches Vaterland, Schwaben Rücksicht zu nehmen [...] Wir haben uns, ob wir wohl den Franzosen näher sind als die Obersachsen, vor dem Leichtsinne der Franzosen und ihre Fratzen bisher ziemlich rein erhalten – Gott bewahr uns ferner davor!“³⁴

Schon zwei Jahre davor warnte Schubart: „Freu dich nicht deiner Verfeinerung, Sachse! Du bist fremder, und nicht deutscher Art.“ Der verfeinerten, welschen Art wird das eigene, autochtone, echte und unverfälschte entgegengehalten. In einem Gedicht über Schwabemädel heißt es dementsprechend:

„Ich Mädchen bin aus Schwaben,
Und braun ist mein Gesicht;
Der Sachsenmädgen Gaben
Besitz ich freilich nicht.
Die können Bücher lesen,
den Wieland, und den Gleim;
Und ihr Gezier und Wesen
Ist süß, wie Honigseim.
[...]
Fein bin ich nicht und schlau;
Doch kriegt ein braver Schwabe
An mir ‘ne brave Frau.“³⁵

Der Mangel an Bildung wird in Natürlichkeit umgedeutet, im Rückgriff auf den (welschen) Rousseau. Der Vorwurf der literarischen Einöde kommt nicht von irgendwo, ebenso die spürbare kulturelle Rückständigkeit, die einerseits den Vergleich Schwabens mit Boötien³⁶ nahelegte, andererseits das verhaßte Sachsen in die Nähe Athens rückte. Die Boötier verteidigten ihre Eigenart und lobten ihre Landsleute die allenthalben das Nützliche suchen:

„Ein Schwabe liebt das Schöne, wenn es zugleich nützt; er schätzt das Erhabene, wenn es Gott und die Religion angeht; tändeln kan er nur, so lang er jung ist; [...] scherzen wenn es Zeit ist; lesen aber nur, was wahr, oder neu oder nützlich ist.“³⁷

Weshalb auch die „Brodwissenschaften“ die anerkanntesten seien:

„Die Weltweisheit, die Rechtsgelehrsamkeit, die Gottesgelahrtheit, die Arzneykunst, die Haushaltungskunst, die Handlung, der Ackerbau, die Kriegskunst, das sind Dinge vor die Schwaben.“³⁸

Was man hatte, machte einen stolz und hieß einen auf alles andere hinabsehen. Johann Georg Zimmermann wußte schon 1768:

„Jede Nation ist mit sich selbst vorzüglich zufrieden, und betrachtet in mehr oder weniger Absichten jede andere Gesellschaft von Menschen als Geschöpfe einer schlechteren Art.“³⁹

Ein anderer – auch häufig begangener Weg – war die Hervorhebung der anderen Seite, die unter oder hinter der gerügten Eigenschaft dem Kritiker verborgen blieb.

„Aber freylich kann man, wenn man chicaniren will, auch des Bauren Einfalt der Sitten, sein robes, unpolirtes, grobes Wesen, seine Arbeitsamkeit, dumme Pferdegeduld, seine Gewissenhaftigkeit und Treuberzigkeit Dummheit nennen, oder wie man will.“⁴⁰

Das unermüdliche Bemühen der schwäbischen Publizistik um die kulturelle Rehabilitierung hatte sichtbaren Erfolg bei der Wiedergewinnung eines Stammestolzes. Die Image-Production wirkte langsam aber sicher. Der Berliner Schriftsteller Friedrich Nicolai stimmte in seiner Reise durch Deutschland eine wahre Lobeshymne auf den schwäbischen Menschen an.⁴¹ Er schätzte dessen „Gemächlichkeit, Zufriedenheit und Ruhe“ und ebenso seine moralischen Werte:

„Dabey ist eine gewisse Treuberzigkeit und ein unbefangenes Wesen bey ihnen, dasselbst nichts von Arglist hat und sie bey andern auch nicht vermuthet.“⁴²

An weiteren Wesenszügen wird gerühmt:

„deutsche Treue und Redlichkeit, eine auffallende Rube, welche zum Denken disponirt, und bey vielen ungewohnter Scharfsinn und Fleiß.“⁴³

Der Schwabe löst sich langsam vom Archetyp des „etwas rückständigen Candide“, die schwäbische Publizistik ist das wesentliche Instrument eines schwäbischen Stammesaktivismus, der einen schweren Minderwertigkeitskomplex niederringt und durch eine neuen „ethnischen Patriotismus“ ersetzt. Damit entfaltet sich

ab 1780 ein literarischer Frühling, der mit Schiller seine erste Blüte bekommen sollte.

Um die Wegstrecke vom Boötierland zum Hort der Dichter und Denker zurückzulegen, war einige Anstrengung notwendig. Einige Jahrzehnte später prahlten die Schwaben mit dem Geist in ihren Reihen:

„Der Schelling und der Hegel,
Der Schiller und der Hauff,
Das ist bei uns die Regel,
das fällt uns gar nicht auf!“



Peter Bamm erklärte das zum „arrogantesten Vers der deutschen Literatur“ – weil er den ersten Vers von Eduard Paulus nicht kannte:

*„Wir sind das Volk der Dichter,
Ein Jeder dichten kann,
Man seh nur die Gesichter
Von unsereinem an!“⁴⁴*

So isch no au wieder!

Anmerkungen

- 1 Karl Napf: Der neue Schwabenspiegel. Stuttgart 1989, S. 10.
- 2 Schwäbische Literatur im 18. und 19. Jahrhundert. 2 Bde. Tübingen 1899 und Tübingen 1911. Anmerkungen im Bd. von 1911, S. 169.
- 3 Robert Gradmann: Süddeutschland 1. Stuttgart 1931, S. 206 „Auch die Schwaben sind von ihrer Eigenart stark überzeugt“.
- 4 Hermann Bausinger: „Voelklein schwer zu begreifen...“ Friedrich Theodor Vischer und die Schwaben. In: Suevica. Beiträge zur schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte, Bd. 5. Stuttgart 1989, S. 55-63. „Will man den Sinn des Wuerttembergers in ein kurzes Wort zusammenfassen: es ist, was der unloesbarste Widerspruch scheint, das Moment der Reflexion in sich, des freien und kritischen Selbstbewusstseins in der Form der Naivitaet“, Ebd., S. 56.
- 5 Heinz-Otto Burger: Die Gedankenwelt der großen Schwaben. Tübingen und Stuttgart 1951. Kaum veränderter Nachdruck der Erstausgabe, Stuttgart 1932.
- 6 Ebd., S. 9.
- 7 Ebd., S. 11.
- 8 Ebd., S. 12.
- 9 Ebd., S. 13.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd., S. 15.
- 12 Ebd.
- 13 Otto Borst: Die heimlichen Rebellen. Stuttgart 1980.
- 14 In: Ludwig Bauer (Hg.): Schwaben wie es war und wie es ist. Karlsruhe 1842, S. 379f.
- 15 Borst (wie Anm. 13), S. 11.
- 16 Ulm 1988, S. 12.
- 17 Christian Gottlob Barth: Geschichte von Württemberg, neu erzählt für den Bürger und Landmann. Nachdruck der Erstausgabe von 1843. Stuttgart 1986, S. 24.
- 18 Rudolf Krauss: Schwäbische Literaturgeschichte in 2 Bden. Freiburg 1897, S. 14.
- 19 Deutsche Chronik 1774, S. 14. Zit. in Gunter Volz: Schwabens streitbare Musen. Schwäbische Literatur des 18. Jahrhunderts im Wettstreit der deutschen Stämme. Stuttgart 1986, S. 99.
- 20 Leipzig 1776.
- 21 Miller S. 311, zit. bei Volz (wie Anm. 19).
- 22 Chronologen 6, S. 86f. Ein periodisches Werk von Wilhelm Ludwig Wekhrlin. zit. bei Volz (wie Anm. 19), S. 227f.
- 23 Vgl. Anm. 17.
- 24 Ebd., S. 1.
- 25 Ebd., S. 2.
- 26 Ebd., S. 4.
- 27 Einzelheiten bei Albrecht Keller: Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg 1907.
- 28 Die Ehre der Schwaben, aus der alten und mittleren Geschichte gerettet. Augsburg 1774. zit. nach Volz (wie Anm. 19), S. 80.
- 29 Kriegs- und Siegeslieder der Preussen von einem preussischen Grenadier. Berlin 1758.
- 30 Ähnlich die Romanze (Junker Hans aus Schwaben) von J. Fr. Löwen (1717-1771). Der Schwabe ist ein Hasenfuß, der sich in einer Schlacht des 7jährigen Kriegs blamiert.
- 31 Volz (wie Anm. 19), S. 77.
- 32 Johann Georg Keyssler: Neueste Reisen durch Deutschland ... Hannover 1751. Bd. 1, S. 11.
- 33 Vgl. Anm. 19.
- 34 Ebd., S. 33.
- 35 Deutsche Chronik 1775, S. 639f. Zit. bei Volz (wie Anm. 19), S. 35.
- 36 Die Boötier galten im Altertum, besonders in Athen, für derb, schwerfällig, geistig stumpf und unempfänglich für das Schöne.
- 37 Balthasar Haug: Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben. Ulm und Leipzig 1762, S. 42f. Zit nach Volz (wie Anm. 19), S. 138.
- 38 Ebd., S. 42
- 39 Johann Georg Zimmermann: Vom Nationalstolz. Zürich 1768, S. 47. Zit. nach Volz (wie Anm. 19), S. 91.
- 40 Deutsche Chronik 1776, S. 100.
- 41 Christoph Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. Berlin und Stettin 1783-1795, Bd. 9, S. 135.
- 42 Ebd., S. 136.
- 43 Nicolai (wie Anm. 41), Bd. 10, S. 78.
- 44 Gustav Roeder: Württemberg. Vom Neckar zur Donau. Nürnberg 1972, S. 4.



*„Typisch schwäbisch, ha, do isch
vielleicht: Zuerscht amol a bissele
denken, und no vielleicht wieder
verwerfen und no nomol denken
und no saga.“*

(Straßenumfrage Stuttgart. Mann, ca. 60 J.)

Wie Schwaben Schwaben sehen

Die Konstruktion von Schwabenbildern in der Genremalerei des 19. Jahrhunderts

Ein Gemälde von Robert Heck aus dem Jahre 1862 (Abb. 1) zeigt uns eine kleine Gruppe schwäbischer Landleute in der Reutlinger Stadtkirche – andächtig in sich vertieft. Die drei Frauen und der kleine Junge im Vordergrund tragen bäuerliche Tracht.

Dieses Bild zeigt anschaulich damals vorherrschende Vorstellungen von schwäbischen Eigenschaften, wie eine bestimmte Art der Frömmigkeit und Sittlichkeit, die verbunden war mit ländlicher Lebensart.

Doch diese Vorstellungen blieben nicht auf das 19. Jahrhundert beschränkt. Sie wurden unter anderem durch die schwäbische Genremalerei bis in unsere Zeit transportiert und existieren deshalb teilweise noch heute in unseren Köpfen.

Die Gemälde dieser Zeit entsprechen Konstrukten, deren Bedingungen aus der Situation des 19. Jahrhunderts verstanden werden müssen, die wiederum auf ältere Entwicklungen zurückzuführen sind.

Historische Bedingungen

Eine besondere Rolle spielte dabei in Württemberg der Pietismus.¹ Er zeigte hierzulande eine calvinistisch orientierte Ausprägung: Während für Luther Religion eine „subjektiv-innerliche Angelegenheit“ war, die sich auf Vergebung der Sünden durch einen gnädigen Gott konzentrierte, forderten die nach calvinistischem Vor-

bild als soziale Kontrollinstanz eingerichteten Kirchenkonvente die Vermeidung der Sünden und weckten die Furcht vor Gottes Zorn.



Abb.1 Robert Heck: *Schwäbische Landleute in der Reutlinger Stadtkirche* (1862). Öl auf Leinwand, 161 x 123,5 cm. Staatsgalerie Stuttgart



Abb. 2 Caspar Kaltenmoser: Schwäbische Familienszene in Betzinger Tracht (1863). Öl auf Leinwand, 88 × 66,5 cm. Volksbank Horb am Neckar.

Abb. 3 Robert Heck: *Reiseprediger Gustav Werner bei einer Scheunenpredigt in der Albstraße in Reutlingen* (1862). Öl auf Leinwand, 155 × 134 cm. Staatsgalerie Stuttgart.

Durch ein System von Bestrafungen wurden bestimmte Qualitäten und Tugenden verinnerlicht – wie Fleiß, Sparsamkeit und Unterordnung, die zum Maßstab für die Beurteilung des religiös-sittlichen Lebenswandels wurden. Der „württembergisch-schwäbische Volkscharakter“, der sich durch diese Werte herausbildete, bezog sich dabei in seinem Handeln stets auf die Öffentlichkeit.²

Die angesprochenen „schwäbischen“ Eigenschaften wurden im 19. Jahrhundert vor allem durch Bilder mit dem Motiv „ländliche Idylle“ vermittelt. Diese waren beliebte Dekoration für bürgerliche Wohnhäuser. Dargestellt war eine heile Welt, die der selektiven Wahrnehmung der Künstler entsprang. Sie präsentierten lediglich ausgewählte Ausschnitte des bäuerlichen Alltags, die bestimmten Erwartungshaltungen entsprachen – denen des im 19. Jahrhundert aufstrebenden Bürgertums. Die Auszüge aus dem „Volksleben“ bo-



Abb. 4 Theodor Schütz: *Mittagsgebet bei der Ernte* (1861). Öl auf Leinwand, 108,5 × 172,5 cm. Staatsgalerie Stuttgart.

ten dem Bürger die Möglichkeit, seine (seinem Wunschdenken entsprechende) Wirklichkeit darauf zu projizieren.³ Folge dieser selektiven, ausschnittshaften Darstellung ist die Überbetonung bestimmter postulierter Eigenschaften des Schwaben und somit eine Einschränkung der Sichtweise.

So sind viele der in den Bildern der schwäbischen Maler dargestellten Personen eigentlich Bürger im Bauerngewand (Abb. 2). Die Bilder spiegeln die Sehnsucht nach einer heilen Welt wider, die aufgrund der fortschreitenden Industrialisierung und ihren Folgen verloren gegangen zu sein schien. Dementsprechend zeigen die Bilder Arbeit im Einklang mit der Natur, sie vermitteln eine als „natürlich“ deklarierte Sittlichkeit und Frömmigkeit. Die Genrebilder des 19. Jahrhunderts präsentieren eine Bäuerin, die als hingebungsvolle Ehefrau und Mutter das bürgerliche Ideal der Frau verkörpert. Sie widmet sich ihrem Kind auf eine Weise, die der bürgerlichen Vorstellung von Erziehung entspricht. Beide sind eingebettet in die als harmonische Großfamilie empfundene Sozialform des „ganzen Hauses“⁴, bei der davon ausgegangen wurde, daß ihr Zusammenhalt in emotionalen Bindungen begründet liegt.

Dieses Modell wurde jedoch der sozialen Realität der Landbevölkerung nicht gerecht. Weder die ökonomischen Zwänge innerhalb einer Hausgemeinschaft und Ehe, noch die harte Arbeit der Frauen und Kinder wurde thematisiert.

Zu erklären ist die Sehnsucht nach einer „heilen Welt“ aus der Flucht vor einer zunehmenden Entfremdung des Menschen von der Natur aufgrund gleichzeitiger Technologisierung und Industrialisierung. Dabei nahm auch die Angst vor den sich organisierenden Arbeitern zu. Klassenunterschiede wurden in den Bildern jedoch nicht thematisiert.

Nicht zuletzt dienten solche Bilder auch dazu, die bürgerlichen Vorstellungen und Realitäten als Norm festzusetzen und zu verbreiten.

Die Bilder des schwäbischen Landlebens dürfen jedoch nicht als *reine* Fiktion betrachtet werden. In vielerlei Hinsicht geben sie Aufschluß über die Landbevölkerung im 19. Jahrhundert. Dazu gehört auch das Tragen von Trachten. Zwar ist zum Beispiel an den Bildern der Betzinger Malschule zu erkennen, wie die Betzinger Tracht beschaffen war. Jedoch wird auf den Bildern meist der Eindruck erweckt, als trüge die bäu-

erliche Bevölkerung diese Kleidung ständig, obwohl dies nur noch zu besonderen Anlässen der Fall war.

Die Betzinger Malschule

Seit ca. 1850 kamen immer wieder Maler⁵ in das zwischen Reutlingen und Tübingen gelegene Betzingen, das seit 1861 bequem mit der Bahn zu erreichen war; Besucher kamen sogar aus dem Ausland – ein Indiz dafür, daß auch eine Verbreitung der Bilder außerhalb Schwabens stattfand. Die Anziehungskraft des Dorfes machte das unverfälschte Landleben aus, das man hier noch vorzufinden glaubte – repräsentiert durch die Betzinger Einwohner in ihrer malerischen Tracht (Abb. 1):

„Im schönen Schwabenlande, an [...] der Echaz, welche in kaum dreistündigem Laufe über hundert Fabriken und Mühlen treibt, liegt die Perle der Trachtendörfer, Betzingen, dessen Bewohnern und Bewohnerinnen weder die Nähe der [...] Reichsstadt Reutlingen, noch das viel weiter entfernte studentenreiche Tübingen das Mindeste in Tracht und altbergebrachter Gewohnheit anhaben konnte; ja selbst die drei im Dorfe liegenden Fabriken und die sonst alles gleichmachende Eisenbahn, welche hier eine Haltestelle hat, konnten dem Grundwesen dieser originellen und in ihrer Tracht so eigentümlich schönen Dorfbewohner eine Aenderung nicht abringen, und so lobnt sich heute noch wie vor Jahrzehnten ein Besuch bei diesem prächtigen Menschenschlage.“⁶

Man sah in den Bildern jedoch nicht das Leben in Betzingen, sondern das unbeschwerte Dasein in einem imaginären schwäbischen Dorf.⁷ Entsprechend wurden die Bilder konstruiert. Somit wurde das Bild des Trachtenträgers zum Repräsentanten des schwäbischen Bauerntums.

Die in Betzingen entstandenen Bilder erfreuten sich großer Beliebtheit. Sogar das württembergische Königshaus unter Wilhelm I. erwarb 1861 das Gemälde „Reiseprediger Gustav Werner bei einer Scheunepredigt in der Albstraße in Reutlingen“ (Abb. 3) von Robert Heck (1831-1889), einem der Begründer der Betzinger Malschule.

Die Betzinger Genrebilder fanden ihre große Verbreitung in ganz Deutschland ebenfalls als Nachstiche in illustrierten Zeitungen wie zum Beispiel der „Gartenlaube“, „Daheim“, „Über Land und Meer“ oder der „Illustrierten Zeitung Leipzig“. So wurden die Bilder auch einer breiten Bevölkerung bekannt, die sich Gemälde nicht leisten konnte.

Auch die Veräußerung in das Ausland trug zur Verbreitung und Bestätigung bestimmter Aspekte des Schwabenbildes bei. So wurden zum Beispiel zwei Gemälde von Robert Heck, 1866 „Der Einzug des neuen Pfarrers“ nach Australien, und 1868 „Spinnstube in Schwaben“ nach Amerika verkauft.

Besonders eindringlich reproduziert und tradiert auch Theodor Schüz (1830-1900), ein wichtiger Vertreter der Betzinger Malschule, die vorgestellten Schwabenbilder. Aufgrund seines Wechsels an die Düsseldorfer Akademie wurden diese auch außerhalb der schwäbischen Grenzen verstärkt bekannt. Von ihm bevorzugte Motive haben oft einen religiösen Hintergrund, es finden sich zum Beispiel viele Konfirmations-szenen oder Friedhofsbilder. Auch die Erntedarstellungen zeigen seine religiöse Motivation und sind Ausdruck einer schwäbisch-pietistischen Haltung, die durch seine Kindheit in einem schwäbischen Pfarrhaus geprägt wurde. Eines von Schüz' Hauptwerken, das „Mittagsgebet bei der Ernte“ (1861) (Abb. 4), demonstriert seine religiöse Einstellung auf anschauliche Weise. Besondere Aufmerksamkeit verdient die im Schatten des Apfelbaumes andächtig um das Mittag-mahl versammelte Personengruppe. Der Vergleich mit einer Anbetungsszene drängt sich hier auf. Auffallend ist die Madonnenhaftigkeit der Bäuerin, wie auch das Lamm im Vordergrund als Verweis auf das „Lamm Gottes“ interpretiert werden kann⁸. Der Psalmtext (Ps 104, 27-28) schließlich, mit dem Schüz den Rahmen des Gemäldes versah⁹, macht die religiöse Bedeutung des Bildes unübersehbar. Daß Schüz durch den schwäbischen Pietismus geprägt wurde, zeigt das Nebeneinander von Arm und Reich – von ärmlich gekleideten Kindern und der Bauernfamilie, deren Wohlstand an ihrer Kleidung abzulesen ist – das als gottgewollte Ordnung verstanden wird.¹⁰

Die religiöse Grundhaltung wird durch die im Bild vermittelte Stimmung unterstützt. Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde dazu festgestellt:

„[...] auch er will in seinen sorgfältig gemalten Bäumen und Äpfeln, in seinen Getreidefeldern und blauen verdämmerten Fernen, in seinem Lichterspiel unter dem Baume uns zeigen, aus welch feinem Stoff unser Herrgott diese Welt gewoben hat, daß ihrer Farben Schein am Sommertag in der Erntegluthitze, am Feierabend um die Abendglocke, am goldenen Herbsttag im weinfrohen Neckarland – mehr ist als farbiger Schein – lebendiges, sinngefülltes Sein.“¹¹

Dieses Zitat zeigt, daß Theodor Schüz auch zu dieser Zeit noch Verbreitung und Anerkennung erfuhr. In der „Sammlung farbiger Volkskunstblätter“¹² wird er also als Maler hervorgehoben, der die Anekdote zum Träger höherer allgemeiner Lebenswerte umgestaltet: „Was Theodor Schüz seinen eigenen Platz in dieser Gruppe sichert, ist der seiner Schwabenart entsprechende religiöse Unterton, der seine Hauptbilder alle begleitet.“ Seine Malerei soll ein Gegengewicht zur Moderne bilden: „Und jenseits des grauen Alltags soll uns und unsre Volkskunstfreunde der Schwabe Theodor Schüz ein wenig entführen. Wenn wir fragen: war das einmal so, wie es der Pfarrersohn dargestellt hat? – so müssen wir sagen: Ja. So war einmal das Landleben in Schwaben. Wir sehen durch die Hülle dieser Bauerngewandung hindurch aber die Psyche, die Menschenseele, die von ihrem Sehnen nach einem von Gottes Natur begleiteten einfachen Dasein nicht lassen kann.“

Seine Bilder wurden somit auch noch nach seinem Tod als Darstellungen einer ehemals vorhandenen Wirklichkeit verstanden.

Noch in den 30er Jahren wurden Schüz und die Maler der Betzinger Malschule, zum Beispiel in den Reutlinger Geschichtsblättern¹³, aus der gleichen Grundhaltung heraus rezipiert.

1996 gilt Schüz noch immer als Vermittler „des Schwäbischen“. In der Staatsgalerie Stuttgart kann der Besucher unter dem „Mittagsgebet bei der Ernte“ (Abb.4) folgenden Text lesen:

„Wie aus dem Bilderbuch ist die Szene auf den ersten Blick arrangiert. Einträchtig betet die bäuerliche Familie im Schatten eines großen Apfelbaums, scheinbar vollkommen eins in Dank und Gottergebenheit. Neben der Idylle begrüßt eine Gruppe lärmender Feldarbeiter einen verspäteten Schnitter, der sich den Schweiß von der Stirn wischt.“

*Harte Arbeit, frohe Rast, stille Einkehr – die malerisch ge-
glückte Verknüpfung dieser Themen traf und trifft die
kulturellen und religiösen Wurzeln der Schwaben*
[Hervorhebung durch die Autorinnen]. *Bei genauerem Hin-
sehen fallen die Widersprüche in dem vom Pietismus ge-
prägten Weltbild auf. Die unerschütterliche Religiosität und
die daraus abgeleiteten moralischen Privilegien hängen
unauflöslich zusammen mit dem statischen Gegensatz von
Armut und Reichtum – im Geistigen wie im Materiellen.*“

Ist die Frage nach „dem Schwäbischen“ also immer noch von Interesse? In Bezug auf die Rezeption der Genrebilder des 19. Jahrhunderts ist dies wohl eher zu bejahen. Sie scheinen noch heute entsprechend gedeutet zu werden und ihre Spuren in den gegenwärtigen Schwabenbildern hinterlassen zu haben. Denn die unter anderem von den Malern produzierten Vorstellungen von einem religiösen, sittlichen und vor allem bäuerlichen Schwaben scheinen noch immer in den Köpfen vieler Menschen festzusitzen und festgesetzt zu werden.

In Bezug auf die aktuelle Kunstszene hat die Frage nach „dem Schwäbischen“ allerdings an Bedeutung verloren. Die Bildtradition des Genrebildes hat sich in ihrem Charakter und in ihrer Aussage bis heute dahingehend verändert, daß sich „das Schwäbische“ nicht mehr vor allem an Motiv und Art der Darstellung festmachen läßt, sondern sich – wenn überhaupt – über Landschaft und Tracht vermittelt. Damit mündete das schwäbische Genrebild in eine allgemeine Richtung ein und zeigt nur noch Darstellungen von idealisiertem Landleben.

Diese, so kann man vermuten, schürt heute, wie vor hundert und mehr Jahren, die Sehnsucht nach einer Welt, in der Mensch und Natur eng verbunden sind, die harmonisch und geordnet zu sein scheint. Darstellungen des schwäbischen Landlebens könnten hierfür als Vorbilder dienen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. den Beitrag von Andreas Vogt *Der schmale Weg, der zum Leben führt* in diesem Band.
- 2 Vgl. Werner Unseld: Die schwäbische Verbesserung der Sünder. Vom Kirchenkonvent zur Kehrwoche. In: Landeskirchliches Museum Ludwigsburg (Hg.): Zwischen Kanzel und Kehrwoche. Glauben und Leben im evangelischen Württemberg. Ludwigsburg 1994, S. 141-149.
- 3 Dies entspricht zwar einer allgemeinen Tendenz dieser Zeit. Jedoch bietet das schwäbische Landleben hierfür besonders gute Bedingungen. Neben seinen malerischen Trachten könnte die Tatsache eine Rolle spielen, daß Württemberg im 19. Jahrhundert zu 3/4 Agrarland geblieben war und somit als Prototyp einer bäuerlichen Gesellschaft galt.
- 4 Die Sozialform des „ganzen Hauses“ umfaßte die Gesamtheit der menschlichen Beziehungen und Tätigkeiten im Haus. Unter seinem Dach lebende Personen – Hausvater/Hausmutter, Kinder, Ausgedinge, Gesinde und Inleute – waren durch rein ökonomische Beziehungen verbunden. Dem „ganzen Haus“ stand der Hausvater vor, der die im Haus lebenden Menschen schützte und für sie haftete. Vgl. dazu: Brunner, Otto: Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“. In: Ders.: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte. Göttingen 1956, S. 33-61.
- 5 Ebenso gab es Malerinnen, die in Betzingen an Malkursen teilnahmen. Über den Blick von diesen Künstlerinnen auf Schwäbisches, die sich vermutlich wie ihre männlichen Kollegen mit dem bäuerlichen Genre beschäftigt haben, ist aber wenig bekannt. Dies ist vermutlich auf die allgemeine Situation der Frauen im 19. Jahrhundert zurückzuführen. Man(n) ging davon aus, daß sie nicht in der Lage waren, wirklich künstlerisch tätig zu sein. Sie galten lediglich als Dilettantinnen und daher ist heute über ihre Persönlichkeiten und Werke nichts bekannt.
- 6 Gartenlaube, 1871; zitiert nach: Museum 'Im Dorf' Betzingen, S. 120.
- 7 Museum 'Im Dorf' Betzingen, S. 133.
- 8 Malerei und Plastik des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet von Christian von Holst. Katalog der Staatsgalerie Stuttgart. Stuttgart 1982, S. 138.
- 9 Der Psalmtext auf dem Rahmen des Bildes lautet: „Es wartet alles auf Dich, daß Du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit, wenn Du ihnen gibst, so sammeln sie, wenn Du Deine Hand aufthust, werden sie mit Gut gesättigt“.
- 10 Vgl. Anm. 8.
- 11 Koch, David: Theodor Schüz. In: Sammlung farbiger Volkskunstblätter. Stuttgart o. J. [nach 1905].
- 12 Vgl. Anm. 8.
- 13 Reutlinger Geschichtsblätter, Jahrgang 1965, Neue Folge Nr. 2. Reutlingen 1965.

Zwischen „Schwäbisch Arkadien“ und „Musterländle“

Bilder eines Landes in Landschaftsmalerei und Fotografie

Schwabenbilder in den Köpfen von Schwaben und Nichtschwaben nehmen mitunter sehr konkrete Formen an, wenn abstrakte Stereotypisierungen und Zuschreibungen mit realen Bildern unterlegt werden. An der Festsetzung bestimmter Wertungen und Einschätzungen der ‘schwäbischen’ Landschaft hatten (und haben bis heute) die visuellen Medien Malerei und Fotografie wesentlichen Anteil. Die Bildbände, die alljährlich in großer Zahl nicht nur zur Weihnachtszeit erscheinen, reproduzieren einen Kanon von ganz bestimmten Motiven schwäbischer Landschaften und Sehenswürdigkeiten, der längst bekannt ist und sich kaum verändert. Diese ‘schwäbischen Ikonen’ ragen aus der Vielzahl schwäbischer Ansichten heraus, obwohl die Verlage in der Auswahl der Bildmotive natürlich der Tatsache Rechnung tragen, daß sich das Bild des Landes nicht allein aus der Schwäbischen Alb und ihren Sehenswürdigkeiten – Schloß Lichtenstein und Burg Hohenzollern an erster Stelle – konstituiert. Ohne den Beitrag von Landschaftsmalerei und Fotografie hätten aber diese beiden ‘Ikonen’ der Schwäbischen Alb zu ebensolchen wohl schwerlich werden können. Denn das Repertoire an Bildern, aus dem sich die gängigen Hochglanzbildbände bedienen, hat eine Vorgeschichte: Das vom kollektiven schwäbischen Bewußtsein quasi für naturgegeben gehaltene Bild des Landes – nicht nur die stereotyp reproduzierten Bilder seiner Bewohner – ist erst im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte

entstanden, es wurde von den Vermittlungsagenturen Malerei und Fotografie konstruiert, montiert, reproduziert.

Nun sei hier gewiß nicht die pitoreske Schönheit des Trauschlosses Lichtenstein gelehnet oder der vielzitierte Reiz der „blauen Mauer“ der Schwäbischen Alb bestritten, dem schon Eduard Mörike in seinem *Stuttgarter Hutzelmännlein* verfiel. Doch mußten der Lichtenstein und andere Fixsterne am schwäbischen Bilderhimmel von Malern und Fotografen erst entdeckt, mußte die *Zauberhafte Schwäbische Alb*¹ erst popularisiert werden. Wenn also heute Aussichts- und anderen Punkten der Schwäbischen Alb noch immer schwäbische Identität stiftende Bedeutung zugeschrieben wird, so ist dies nicht zuletzt ein deutliches Indiz für den nachhaltigen Erfolg der zahlreichen ‘Schwabenbildner’ des 19. und 20. Jahrhunderts.

Gleichwohl ist der Wandel, dem die Bilder schwäbischer Landschaft unterlagen, beträchtlich. Seit dem 19. Jahrhundert hat jede Maler-, später dann jede Fotografengeneration versucht, die schwäbische Landschaft ins rechte, dem Zeitgeschmack genehme Licht zu rücken. Das Bildrepertoire wird zwar schon im frühen 19. Jahrhundert festgelegt, doch oszillieren seine Sichtweisen seither zwischen Klassizismus und Romantik, Tradition und Moderne, empfindsamem Naturidyll und Zivilisationslandschaft, eben zwischen „Schwäbisch Arkadien“ und „Musterländle“.

Das Bild eines Landes entsteht – Landschaftsmalerei des schwäbischen Klassizismus

Der Fundus der Landschaftsmotive, aus dem sich die ‘Schwabenbildner’ unserer Tage bedienen, wird in Württemberg in den Jahrzehnten um 1800 angelegt. Herzog Carl Eugen (1728-1793) hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Militär- und Kunstakademie von europäischem Rang aufgebaut, die 1781/82 als *Hobe Carlsschule* sogar zur Universität erhoben, nach seinem Tod 1794 aber wieder geschlossen wurde.² Bereits 1761 hatte der Herzog eine *Académie des Arts* nach französischem Vorbild gegründet, die unter der Leitung seines *premier peintre* Nicolas Guibal (1725-1784) stand. Seit 1770 entstand in mehreren Schritten eine Militärakademie auf Schloß Solitude, in die die Kunstakademie eingegliedert wurde. Mit der Rückkehr des Hofes nach Stuttgart wurde die Militär- und Kunstakademie in die Kaserne beim Neuen Schloß verlegt. Die Bildhauer und Maler, die an der Akademie bzw. der *Hoben Carlsschule* lehrten und arbeiteten, zählen zu den bedeutendsten Künstlern des schwäbischen Klassizismus: Der Bildhauer Johann Heinrich Dannecker (1758-1841), die Maler Philipp Friedrich Hetsch (1758-1838), Eberhard Wächter (1762-1852), Christian Gottlieb Schick (1776-1812) und Johann Baptist Seele (1774-1814).

Die unmittelbare Anbindung der Carlsschule an den Hof prägte die württembergischen Künstler und ihre Kunst nachhaltig; der Anspruch, den Herzog Carl Eugen an seine Stipendiaten stellte, gebot Studienaufenthalte in Paris und Rom, den internationalen Kunstzentren der Zeit. Kein Wunder also, daß die schwäbische Kunst des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts und

mit ihr die Landschaftsmalerei französisch-italienischen Einflüssen unterlag; die klassische Landschaftsmalerei, die Nicolas Poussin (1594-1665) und Claude Lorrain (1600-1682) in Italien begründet hatten, war auch in Württemberg stil- und geschmacksbildend geworden. Nicht die getreue Wiedergabe einer bestimmten topographischen Situation, wie sie in Ansichten und Veduten bis dahin angestrebt worden war, sondern die idealistische Überhöhung der Landschaft stand nun im Mittelpunkt des Interesses der Landschaftsmaler und ihrer Auftraggeber. In den Portraits schwäbischer Landschaft erblickte man jetzt „arkadische, heroische, schwäbische Landschaften“³. In der „Synthese von Idealität und Realität“⁴ sollte sich die schwäbische Landschaftsmalerei über die „Nachahmung des Wirklichen zum Idealischen erheben“⁵.

Von 1761 bis 1794 unterrichtete der aus Berlin stammende Adolf Friedrich Harper (1725-1806) das Fach Landschaftsmalerei an der *Académie des Arts* bzw. an der *Hoben Carlsschule*. Durch den in Frankreich und Rom ausgebildeten Maler und seinen Schüler Joseph Anton Koch (1768-1839), der sich 1791 allerdings (wie schon 1782 der Carlsschüler Friedrich Schiller) dem strengen Drill der Einrichtung durch Flucht entzogen hat-



Ein stimmungsvoller Hymnus auf die schwäbische Heimat: Gottlob Friedrich Steinkopffs identitätsstiftende Ansicht der Grabkapelle Königin Katharinas auf dem Rotenberg (nach 1825).

te, wurden in Stuttgart jene Geschmacksnormen gesetzt, die auch für die schwäbischen Landschaftsmaler der zweiten und dritten Generation um Johann Jakob Müller von Riga (1765-1832), Gottlob Friedrich Steinkopf (1779-1860) und Louis Mayer (1791-1843) bindend waren.

Der gebürtige Stuttgarter Steinkopf, der nach erfolgreichen Jahren in Wien und Rom seit 1821 wieder in seiner Heimatstadt tätig war, hat mehrere Hauptwerke der schwäbischen Landschaftsmalerei geschaffen. Im Auftrag von König Wilhelm I. entstanden für das 1822-29 erbaute Schloß Rosenstein drei großformatige Gemälde mit Ansichten des Neckartals, deren Blickfang jeweils ein von Hofbaumeister Giovanni Salucci (1769-1845) errichtetes Gebäude ist: *Die Kapelle auf dem Rotenberg* (1825), *Blick auf Schloß Rosenstein und das Neckartal* (1828) und schließlich *Blick auf Schloßchen Weil* (1830). Durch druckgraphische Wiedergaben wurde die große Popularität dieser Bilder noch gesteigert: „Derart waren heimatliche Regionen in der bildenden Kunst zuvor nicht gefeiert worden.“⁶



„Welch ein herrlich Land mein eigen, muss mir's erst der Maler zeigen?": 1828 verwandelte Gottlob Friedrich Steinkopf das Neckartal bei Schloß Rosenstein in die römische Campagna.

„Schwaben, Schwaben allzumal!“

Steinkopf, der die Wertschätzung des Königs genoß und 1833 eine Professur an der Stuttgarter Kunstschule erhielt, komponierte seine Ansichten des Neckartals als heitere Pastoralen: „Eine schöne, friedliche Welt ist sein Ideal, das die Zeitgenossen und folgende Generationen noch lange begeistern sollte.“⁷ Die Aura, die nach zeitgenössischer Meinung seine Bilder umgab, zeigt sich am deutlichsten in der Ansicht der Grabkapelle für Königin Katharina (1788-1819) auf dem Rotenberg bei Cannstatt, für deren Bau Wilhelm I. die Stammburg des Hauses Württemberg hatte abtragen lassen. Obwohl das Gemälde im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, gibt eine erhaltene Aquarellzeichnung, die Steinkopf als Vorlage für die lithographische Reproduktion des Gemäldes angefertigt hatte, Aufschluß über die Intention des Künstlers, einen „stimmungsvolle[n] Hymnus auf die schwäbische Heimat“⁸ zu entwerfen. Schon beim Blick auf die Figuren im Vordergrund ist die Botschaft des Bildes offensichtlich: Ein alter Mann weist seine Enkelin andachtsvoll auf das Mausoleum der frühverstorbenen Königin hin; die Kinder, die mit ihrer Mutter von der Obsternte heimkehren, wenden ihren Blick ebenfalls zur Kapelle.

„Die Sonne steht gerade hinter dem kronenartigen Grabbau, so daß dieser wie von einer Glorie umgeben ist. Mit den Mitteln der Landschaftsmalerei gestaltet Steinkopf indirekt eine Verklärung der allgemein verehrten Toten.“⁹

Auch vor Steinkopfs *Blick auf Schloß Rosenstein und das Neckartal* wähnt sich der Betrachter weniger im Herzen Württembergs, denn in der römischen Campagna.

„An erhöhtem Ort, dort wo Steinkopf sonst seine griechischen Tempel als krönende Akzente platziert, liegt hier in kristalliner Klarheit der klassizistische Bau, der jenen nachempfunden ist. [...] Geschult in Rom an Beispielen klassischer Landschaftskunst, geübt im Arrangieren entsprechender Bildelemente, wie Flußläufe, Küsten, Tempel und Bäume, verwandelt Steinkopf das nachbarliche Tal unversehens in ein Stück schwäbisches Arkadien.“¹⁰

Die identitätsstiftende Aura dieses Bildes inspirierte auch den Dichter Gustav Schwab, der Steinkopfs Gemälde 1828 u.a. folgende Zeilen widmete:

„Zarter Ueberflug von Licht,/Das aus frühem Nebel bricht!/Welch ein Thal aus fernen Landen/ist vor meinem Blick erstanden? [...] Nein, es ist kein fernes Thal,/ Schwaben, Schwaben allzumal!/Welch ein herrlich Land mein eigen,/Muss mir's erst der Maler zeigen?“¹¹

Neben Steinkopf trugen auch die Maler Johann Jakob Müller von Riga und Louis Mayer zur Popularisierung des schwäbischen Landschaftsbildes bei. Müller von Riga, der bereits 1811 zum Hofmaler ernannt worden war, ließ sich offensichtlich vom gleichnamigen historischen Roman Wilhelm Hauffs inspirieren, als er um 1826 das Gemälde *Der Lichtenstein* schuf. Zumindest mutet sein (Ideal-)Bild der mittelalterlichen Burganlage wie eine Illustration der Einleitung des populären Romans an:

„Wie ein kolossaler Münster-turm steigt aus einem tiefen Albtal ein schöner Felsen frei und kühn empor. Weitab liegt alles feste Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weggespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt oder eine Wasser-

flut [...] abgespült. [...] Wie das Nest eines Vogels auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Turmes gebaut, hing das Schloßchen auf dem Felsen.“¹²

Auch Louis Mayer war an der visuellen Popularisierung des Lichtensteins beteiligt. Der gelernte Kaufmann kam auf Umwegen zur Landschaftsmalerei und wurde 1824 Steinkopfs Schüler. Obgleich künstlerisch nicht in gleichem Maße begabt wie sein Lehrer, erlangte Mayer mit seinen Gouache-Vorzeichnungen zu den Stahlstichen in Gustav Schwabs 1838 erschienenen *Wanderungen durch Schwaben* große Popularität und trug damit zweifellos seinen Teil zur Bildung eines Kanons genuin 'schwäbischer' Ansichten bei, an den sich Maler, Zeichner und Fotografen auch in späterer Zeit gebunden fühlten.

Es ist also keine Übertreibung, wenn der Kunsthistoriker Max Schefold von der „Entdeckung der Schwäbischen Landschaft“¹³ in den ersten Jahrzehnten des



Johann Jakob Müller von Riga: *Der Lichtenstein* (um 1826).
Inspiziert durch Wilhelm Hauffs Roman nimmt der renommierte Landschaftsmaler den erst ein Jahrzehnt später erfolgten Neubau der Burg Lichtenstein bildlich vorweg.

19. Jahrhunderts spricht. Zeichner wie der überaus produktive Friedrich August Seyffer (1774-1845), seit 1822 Verwalter des Königlichen Kupferstichkabinetts, bereisten das Königreich kreuz und quer und hatten so wesentlichen Anteil an seiner visuellen Erschließung.

„Welcher zunehmenden Beliebtheit sich die schwäbische Landschaft bei den Kunstfreunden erfreut, dafür zeugen die Ausstellungen des Württembergischen Kunstvereins in den Jahren von 1827 bis nach 1850, auf denen in rasch zunehmendem Maße gerade Landschaftsbilder mit heimischen Motiven erscheinen und leicht Käufer finden.“¹⁴



Der Lichtenstein. Stahlstich (um 1837) nach einer Vorlage von Louis Mayer. Als Schöpfer der Illustrationen für Gustav Schwabs „Wanderungen durch Schwaben“ hatte Louis Mayer - vor allem hinsichtlich der visuellen Popularisierung des Lichtensteins - wesentlichen Anteil an der Ausbildung genuin 'schwäbischer' Ansichten.

Druckgraphische Popularisierung

Im Zusammenhang mit Louis Meyers Illustrationen für Gustav Schwabs *Wanderungen durch Schwaben* sind zugleich jene druckgraphischen Medien genannt, die die Popularisierung 'schwäbischer' Ansichten beförderten und somit ganz entscheidend zur Zementierung bestimmter Schwabenbilder beitrugen: Lithographie und Stahlstich. Nach 1820 wurden die druckgraphischen Techniken des Kupferstichs und der Radierung nahezu vollständig von der 1798 von Aloys Senefelder entwickelten Lithographie (Steindruckverfahren) verdrängt, die eine billige und einfache Möglichkeit der Reproduktion auch großformatiger Vorlagen ermöglichte und neben der sich um 1840 nur der Stahlstich für wenige Jahre halten konnte. Die zahlreichen lithographischen Anstalten, die sich seit 1807 in der Residenzstadt Stuttgart etablierten – allen voran der Ebnersche Kunstverlag, mit dem Johann Friedrich Ebner (1748-1825) eine Dynastie von Verlegern und Kunsthändlern begründet hatte – hatten wesentlichen Anteil an diesem Prozeß.¹⁵

Der Zeichner und Lithograph Eberhard Emminger (1808-1885)¹⁶ aus Biberach, einer der vielen Mitarbeiter des Ebnerschen Verlages, beschließt die Reihe der bedeutenden schwäbischen Künstler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich auf das Landschaftsfach spezialisiert hatten. Schon als Lehrling in der Ebnerschen Anstalt stellte Emminger sein künstlerisches Talent unter Beweis: 1825 fand seine Serie von Ansichten des Bodensees reißenden Absatz und wurde „bis zur vollständigen Abnutzung der Steine“¹⁷ aufgelegt. 1832 gelang ihm – bezeichnenderweise mit der lithographischen Reproduktion der Gemälde Steinkopfs für Schloß Rosenstein – ein weiterer Publikumerfolg, der ihm ein königliches Stipendium einbrachte. Im Gegensatz zu dieser Reproduktion einer schwäbischen Ideallandschaft präsentiert eine um 1846 nach einer Vorlage von Christian Friedrich Leins entstandene und gleichermaßen populäre Lithographie Emmingers ein neues Bild der schwäbischen Heimat: Schloß Rosenstein erhebt sich nun majestätisch über dem Tunnel der gerade eröffneten Eisenbahnlinie Heilbronn-Friedrichshafen. Der Eisenbahnbau war eine Initialzündung für die Industrialisierung des Landes, deren Möglichkeiten nun durch Emminger in das würt-

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird durch lithographische Reproduktionen - nicht selten „bis zur vollständigen Abnutzung der Steine“ - der Grundstock des bis heute gültigen ‘Schwabensbilder’-Repertoires gesetzt. Eberhard Emmingers Lithographie (1832) popularisierte Gottlob Friedrich Steinkopfs „Blick auf Schloß Rosenstein und das Neckartal“.



Ein frühes Beispiel für die Wandlungsfähigkeit der ‘Schwabensbilder’ im Spannungsfeld zwischen ‘schwäbisch Arkadien’ und ‘Musterländle’: Eberhard Emmingers kolorierte Lithographie nach einer Vorlage von Christian Friedrich Leins (um 1846) integriert die Möglichkeiten der Industrialisierung in das schwäbische Heimatbild.



tembergische Heimatbild integriert werden – ein seltenes Indiz also für die schon früh einsetzende Wandlungsfähigkeit der ‘Schwabensbilder’.

Von einer anderen technischen Revolution des 19. Jahrhunderts war Emminger unmittelbar selbst betroffen. Mit einem bestechenden Detailrealismus, der viele seiner Panoramen, topographischen Ansichten und Veduten aus Württemberg auszeichnet, versuchte er nach der Jahrhundertmitte auf die revolutionären Ent-

wicklungen auf dem Gebiet der Bildreproduktion zu reagieren, die der visuellen Popularisierung der schwäbischen Landschaft ungeahnte Möglichkeiten eröffneten: Daguerreotypie¹⁸ und (wenig später) Fotografie traten nun ihren Siegeszug an.

„Ansichten aus Schwaben“ in der Fotografie

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beförderte die Fotografie die Herausbildung eines Kanons von ‘schwäbischen’ Ansichten. In Tübingen z.B. führte der Fotograf Paul Sinner (1838-1925) seit 1867 ein über die Grenzen der Universitätsstadt hinaus bekanntes Atelier, das zu den führenden Adressen in Württemberg zählte.¹⁹ Sinner betätigte sich nicht nur als Portaitfotograf, sondern vertrieb schon früh Erinnerungsmotive von Tübingen und seiner Umgebung.²⁰

„Entsprechend dem aus der gesellig-gesellschaftlichen Ausflugspraxis entstandenen Kanon darstellungswürdiger Orte wie Niedernau, Bebenhausen, Lichtenstein, Wasserfall bei Urach, Wurmlinger Kapelle, Hohenzollern‘ wurden solche Ansichten [...] angeboten und damit vor allem dem zeitweilig in der Stadt lebenden akademischen Publikum Rechnung getragen. [...] Die Fotografien hielten damit nicht nur Ansichten zur Erinnerung an einen Besuch der Stadt fest, sondern sie präparierten auch bestimmte Perspektiven und luden zur Besichtigung eben jener Ausflugs- und Aussichtspunkte ein.“²¹

Neben den überaus populären *Szenen aus dem schwäbischen Volksleben*²², die er in bester folkloristischer Tradition der Betzinger Malschule²³ produzierte, verdankte Sinner seinen Erfolg als Fotograf und Verleger vor allem seiner *Sammlung schwäbischer Baudenkmale und Kunstbarkeiten*.²⁴ Dieses Mappenwerk, das seit 1876 erschien, zeigt, daß Sinner

„nicht nur Bildchronist, sondern Gestalter einer Kulturregion war: Spätromantische Vorstellungen von Land, Kunst und Leuten in ‘Schwaben’ sind nicht zuletzt sein Werk und fanden in seiner Arbeit lebendigen Ausdruck.“²⁵

Sinner beschränkte sich jedoch nicht auf württembergische Kunstschatze, sondern vertrieb auch Motive aus dem seit 1850 preußischen Hohenzollern und aus Baden. Damit erweiterte er „den Begriff einer ‘vaterländischen’ Kultur des Königreichs Württemberg hin zur Darstellung der Kunst- und Kulturgeschichte einer Region, nämlich: Schwaben.“²⁶ Seine Intention, nicht nur eine kunsthistorische Dokumentation, sondern vor-

nehmlich ‘schwäbische Identität’ stiften zu wollen, wird augenfällig in den Aufnahmen „zweier Burganlagen [...], die für Württemberg, Schwaben und das Deutsche Reich ihre je spezifische Bedeutung hatten“²⁷: Lichtenstein und Hohenzollern.

Bei seinen Lichtenstein-Aufnahmen konnte sich Sinner auf die seit Jahrzehnten gültige Bildtradition berufen; Johann Jakob Müller von Riga, Louis Mayer oder Friedrich August Seyffer hatten das Repertoire der Ansichten (und Sichtweisen) der Burganlage längst festgelegt:

„Kaum eine Reihe von Lithographien und Stahlstichen entsteht, in der nicht der Lichtenstein vertreten ist. Fast noch größer wird das Interesse nach dem Umbau des Schlosses durch Carl Alexander Heideloff 1839.“²⁸

Graf Wilhelm von Urach, der als Vorstand des Württembergischen Altertumsvereins zugleich auch einer der „Promotoren des Historismus im Königreich“²⁹ war, hatte nach Plänen dieses renommierten Architekten anstelle der abgegangenen mittelalterlichen Burganlage eine „Ritterburg im edelsten Style des Mittelalters“³⁰ errichten lassen – selbstverständlich inspiriert durch Wilhelm Hauffs populären Roman. Obschon der Lichtenstein, dem Willen des Bauherrn entsprechend, zu einem dynastischen Denkmal des Hauses Württemberg wurde, war der

„Erfolg dieser historistischen Architektur [...] jedoch weniger ein unmittelbar politischer, als vielmehr die Herausbildung einer schwäbischen Attraktion: Wegen ihrer – literarischen – Geschichtlichkeit, ihrer Lage, ihrer Form und ihrer Ausstattung [...] wurde die Burg [...] zu einem beliebten Zielpunkt für Touristen.“³¹

Durch seine Aufnahmen wurde Sinner gleichermaßen „Wegbereiter und fotografischer Chronist“³² der Entwicklung des Lichtensteins zu einer schwäbischen Attraktion. Auch in der Zeitschrift des 1887 gegründeten *Schwäbischen Albvereins* wurden Sinners Lichtenstein-Ansichten veröffentlicht, was die Popularität des Bauwerks durch alle Bevölkerungsschichten hindurch mit Sicherheit gesteigert hat.

Auch Sinners Aufnahmen der in den 1860er Jahren errichteten Burg Hohenzollern waren mit hoher Symbolkraft belegt. Sie beschworen die „Aura der



Ein Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit: Durch Paul Sinners populäre Motive wird der Lichtenstein im kollektiven schwäbischen Bildgedächtnis endgültig zur 'Ikone'. Der Lichtenstein. Fotografie von Paul Sinner, Tübingen (spätes 19. Jht.).

Anciennität“ und unterstrichen die „dynastisch-historischen Anspielungen“³³, die den Stammsitz der preußischen Könige und Kaiser des Zweiten Deutschen Kaiserreiches auszeichneten. Die bildliche Darstellung des Hohenzollern sollte so die Tradition und die Einheit des Reichs und „die Bedeutung des Kulturraums *Schwaben*“ symbolisieren:

„Wir haben also hier schon die Regentenhäuser von Grossbritannien und Irland, von Braunschweig und Hannover, sowie das von Preussen und den beiden Hohenzollern mit ihren Ursprüngen in Schwaben. Sodann das württembergische Regentehaus selbst und auch das von Baden, insofern dieses von den Herzögen von Zähringen und diese von den Grafen von Urach abstammen, haben ihre Ursitze und diese beiden noch jetzt ihre Heimath in Württemberg und dem Schwabenlande.“³⁴



Die „Aura der Anciennität“: Burg Hohenzollern. Fotografie von Paul Sinner, Tübingen (spätes 19. Jht.).

„Die Traumlandschaft der Schwaben“

Die Deutungsmuster, mit denen die Bilder schwäbischer Landschaft im 19. Jahrhundert noch belegt wurden, haben sich gewandelt, zu alten sind neue Bedeutungsebenen hinzugekommen. Beförderten die Ideallandschaften des schwäbischen Klassizismus und die Fotografien Paul Sinners nicht nur die Konstruktion einer kulturellen Region, sondern vornehmlich die Stiftung eines (württembergischen) Nationalstaats, so sind die ‘Schwabensbilder’ unserer Tage als Versuch einer visuellen Musealisierung der schwäbischen Landschaft zu verstehen. Im ‘High-Tech-Musterlände’ scheint jedenfalls ein nicht unerheblicher Bedarf an visueller Selbstvergewisserung zu bestehen: Mit steter Regelmäßigkeit bringen namhafte Verlage neue Bildbände mit vermeintlich „einzigartigen“ Ansichten auf den Markt, die die „Faszination“ und das „Zauberhafte“ der Schwäbischen Alb beschwören. Unter der Vielzahl der Suevica im Sortiment schwäbischer Buchhandlungen rangieren Bildbände an erster Stelle der Beliebtheitsskala³⁵; sie tragen mit Sicherheit zur Kompensation von Modernisierungserfahrungen und -ängsten bei. Die *schwäbische Alb*, vor nicht allzu langer Zeit noch die *raube* geheißen, mutiert zur „Traumlandschaft der Schwaben“³⁶. Die Alb wird zum Mythos: Ihre bildliche Idealisierung steht in der Tradition der Landschaftsmalerei des frühen 19. Jahrhunderts, aus der suggestiven Kraft der Hochglanzbilder spricht die bürgerliche Sehnsucht nach dem romantischen Naturidyll.

Die Aura von Schloß Rosenstein – von Gottlob Friedrich Steinkopf 1828 ins Idealische erhoben und als ebensolches Idealbild schwäbischer Landschaft in der Stuttgarter Staatsgalerie zu bewundern – wird heute dagegen von B 10 und Stuttgart 21 gleichermaßen in Mitleidenschaft gezogen,

„statt freier Neckarwindungen gibt es einen begrügten Flußlauf, statt dörflicher Idyllen und lieblicher Talauen Verkehrsschneisen und Industrieanlagen als Kernstücke des 'mittleren Neckarraumes' – die wirtschaftliche Blüte hat die landschaftliche weitgehend verdrängt.“³⁷

Diese Modernisierungserfahrungen sind es wohl, die den Bildern schwäbischer Landschaft und insbesondere der Schwäbischen Alb eine neue Bedeutungsebene verleihen – zwischen „Schwäbisch Arkadien“ und „Musterländle“.

Anmerkungen

- 1 So der Titel eines 1996 im DRW-Verlag erschienenen Bildbandes von Thomas Pfündel und Eva Walter.
- 2 Vgl. Hans-Martin Maurer: Herzog Carl Eugen und seine Hohe Schule. In: Christian von Holst (Hg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770-1830 (Aufsätze). Stuttgart 1993, S. 13-27; Wolfgang Uhlig: Die künstlerische Ausbildung an der Hohen Carlsschule. Ebd., S. 47-59.
- 3 Jörg Becker: Arkadische, heroische, schwäbische Landschaften. Spielarten der Landschaftsmalerei zwischen Harper und Steinkopf. In: Schwäbischer Klassizismus (wie Anm. 2), S. 245-254.
- 4 Ebd., S. 245.
- 5 Ebd.
- 6 Christian von Holst (Hg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770-1830 (Katalog). Stuttgart 1993, S. 421.
- 7 Ebd., S. 422.
- 8 Ebd., S. 421.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd., S. 422.
- 11 Gustav Schwab: Das Neckarthal bei Cannstatt. Auf eine Landschaft von Steinkopf. Zit. nach: Schwäbischer Klassizismus (wie Anm. 6), S. 460.
- 12 Wilhelm Hauff: Lichtenstein. Zit. nach: Axel Burkarth: Von der Hohen Carlsschule bis Bernhard Pankok. In: Claus Zoege von Manteuffel (Hg.): Kunst und Künstler in Württemberg. Das 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1996, S. 23-104, hier S. 49.
- 13 Max Schefold: Alte Ansichten aus Württemberg, Band 1. Stuttgart 1956, S. 80.
- 14 Ebd., S. 84.
- 15 Ebd., S. 101-103.
- 16 Vgl. Rudolf Henning/Gerd Maier: Eberhard Emminger. Süddeutschland nach der Natur gezeichnet und lithographiert. Stuttgart 1986.
- 17 Axel Burkarth (wie Anm. 12), S. 51.
- 18 Jacques Louis Mandé Daguerre hatte die nach ihm benannte Vorform der Photographie 1837 in Paris vorgestellt.
- 19 Wolfgang Hesse: Ansichten aus Schwaben. Kunst, Land und Leute in Aufnahmen der ersten Lichtbildner und des Fotografen Paul Sinner (1838-1925). Tübingen 1989.
- 20 Vgl. den Beitrag *Reiseandenken und Postkarten aus dem Schwabenland* von Carsten Kohlmann in diesem Band.
- 21 Wolfgang Hesse (wie Anm. 19), S. 44f.
- 22 Ebd., S. 50-66.
- 23 Vgl. den Beitrag *Wie Schwaben Schwaben sehen* von Sylvia Hartig und Ulrike Künste in diesem Band.
- 24 Wolfgang Hesse (wie Anm. 19), S. 80-93.
- 25 Ebd., S. 5.
- 26 Ebd., S. 83.
- 27 Ebd., S. 91.
- 28 Max Schefold (wie Anm. 13), S. 90.
- 29 Ebd.
- 30 Julius Bernhard: Reisehandbuch durch Württemberg und die angrenzenden Länderstriche der Nachbarstaaten. Stuttgart 1863. Zit. nach: Wolfgang Hesse (wie Anm. 19), S. 91.
- 31 Ebd., S. 91-93.
- 32 Ebd., S. 93.
- 33 Ebd.
- 34 Julius Bernhard (wie Anm. 30). Zit. nach: Wolfgang Hesse (wie Anm. 19), S. 93.
- 35 Allein die Buchhandlung Osiander, Tübingen, ermittelte für die zurückliegenden Jahre folgende Verkaufszahlen: Wolfgang Alber/Eckart Frahm/Otto Stadler: *Schwäbische Alb*. Hamburg (Ellert & Richter) 1996: 163 Exemplare seit 1996. Ernst Waldemar Bauer/Petra Enz: *Hinter der Blauen Mauer*. Stuttgart (Theiss) 1993: über 2000 Exemplare seit 1993. Hermann Baumhauer/Joachim Feist: *Schwäbische Alb*. Stuttgart (Theiss) 1996: 120 Exemplare seit 1996. Gottlob Eisenhardt: *Geliebtes Schwaben – Unterwegs im Ländle*. Leinfelden-Echterdingen (DRW) 1991: 273 Exemplare seit 1991 (2. Auflage 1996). Thomas Pfündel/Eva Walter: *Faszination Schwäbische Alb*. Leinfelden-Echterdingen (DRW) 1993: 107 Exemplare seit 1993. Thomas Pfündel/Eva Walter: *Zauberhafte Schwäbische Alb*. Leinfelden-Echterdingen (DRW) 1996: 45 Exemplare seit 1996. Ich danke der Geschäftsleitung der Osianderschen Buchhandlung für die Informationen.
- 36 Thomas Pfündel/Eva Walter: *Rauhe Alb*. Stuttgart 1990, S. 8.
- 37 Schwäbischer Klassizismus (wie Anm. 6), S. 422.

Postkarten und Reiseandenken aus dem Schwabenland

1912 veranstaltete die Württembergisch-Hohenzollerische Vereinigung für Fremdenverkehr in der Landeshauptstadt Stuttgart unter der Schirmherrschaft von König Wilhelm II. eine große *Schwäbische Landesausstellung für Reise- und Fremdenverkehr*.¹ Diese Sonderausstellung sollte im Interesse der Fremdenverkehrswerbung auf die „Vorzüge und Sehenswürdigkeiten“ aufmerksam machen, „die das Schwabenland [Württemberg und Hohenzollern] dem Erholungsbedürftigen, Vergnügungsreisenden und Wanderer zu bieten vermag.“² Fast alle Fremdenverkehrsvereine aus Württemberg und Hohenzollern waren bei dieser Sonderausstellung vertreten. Gezeigt wurden unter anderem „Landschafts- und Städtebilder“, „Erzeugnisse der Reise- und Verkehrsliteratur“ sowie „für das Schwabenland charakteristische Industriezweige, Volkstrachten usw.“ Eine künstliche Albgrotte „mit Durchblick zum Diorama *Blick auf Schloß Lichtenstein*“ und eine „Schwäbische Trinkstube“ mit „Ausschank von Kessler-Sekt und württembergischen Weinen“ waren besonders beliebte Attraktionen dieser Sonderausstellung in Stuttgart.

Um die Jahrhundertwende wurden Württemberg und Hohenzollern durch den Ausbau der Infrastruktur immer besser für den Fremdenverkehr erschlossen. In einem zeitgenössischen Reisehandbuch lobte man besonders die „Einführung der 15 Tage gültigen und die Benützung aller Züge gestattenden Landesfahrkarten in Württemberg.“³ Auch im *Schwäbischen*

Wanderbuch wurde in dieser Zeit auf das dichte Verkehrsnetz in Württemberg hingewiesen:

„Die Eisenbahn ist für den heutigen Wanderer ein geschicktes und unentbehrliches Hilfsmittel, das ihn mit Leichtigkeit in die Lage setzt, sogar bei bemessener Zeit Wanderungen in den entferntesten Landesgegenden auszuführen.“⁴

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde das Reisen für das Bürgertum immer billiger und populärer.⁵ Bereits in der Frühzeit der bürgerlichen Reise entwickelte sich ein starkes Interesse an Reisebildern und Reiseandenken unterschiedlichster Art wie z.B. Landschafts- und Trachtenbildern oder Darstellungen von „landestypischen“ Genreszenen.⁶ Diese sogenannten „Veduten“, meistens Kupfer- oder Stahlstiche, wurden bereits in den ersten Reiseführern als empfehlenswerte Reiseandenken erwähnt.⁷ Auch die Reiserouten wurden durch eine Fülle von Reiseführern und Wanderbüchern systematisiert.⁸ Durch die Zunahme des Fremdenverkehrs entstand auch in Württemberg und Hohenzollern eine starke Nachfrage nach Postkarten und Reiseandenken, auf die die Fremdenverkehrsindustrie mit einer breiten Produktpalette reagierte. Die Massenproduktion von Postkarten und Reiseandenken mit schwäbischen Motiven beeinflusste auch in Württemberg die Entwicklung regionaler Stereotypen und wirkt in den Produkten der Fremdenverkehrsindustrie fort.



Foto-Postkarte aus dem Betzinger Postkartenverlag W. Krieg & Co. (vor 1900).



Lithographie „Gruss aus dem Schwobeland“ aus dem Verlag der Buchhandlung Palm in Reutlingen (um 1900).

„Die touristische Wahrnehmung eines Landes, seiner Natur, Architektur und seiner Menschen“, so der Volkskundler Ulrich Nussbeck, „ist geprägt durch feste Bilder vom Land, vorformuliert unter anderem durch Reiseberichte, Photographien, Filme, Reiseführer und Ansichtskarten.“⁹

Insbesondere die Postkarte kam dem Bedürfnis des bildungsbürgerlichen Reisepublikums sehr entgegen, mit einigen wenigen Zeilen die Daheimgebliebenen zu grüßen oder eine Erinnerung an die besuchten Landschaften und Sehenswürdigkeiten mitzunehmen.¹⁰ Um 1875 begann die Druckindustrie mit der Produktion von Bildpostkarten, die man als typisches Erzeugnis der Gründerjahre des wilhelminischen Kaiserreiches bezeichnen kann. Bereits 1879 wurden von der Reichspost 122.747.000 Postkarten befördert. Ständige Fortschritte in der Drucktechnik ermöglichten viele verschiedene Gestaltungsarten wie z.B. Postkarten mit Prägedruckverfahren, mit Plüsch- oder Metallfolien, Sand, Mineralstaub, mechanischen Elementen oder sogar mit Blütenduft. 1904 hatten sich bereits 280 Firmen im Deutschen Reich ausschließlich auf die Bildpostkartenproduktion spezialisiert. Die zunehmende Beliebtheit der Bildpostkarte spiegelte sich auch in einer weit verbreiteten Sammelleidenschaft in Kreisen des Bildungsbürgertums wider. Die Postkarten, die man aus der Ferne erhielt oder die man als Erinnerungstücke von eigenen Reisen wieder mit nach Hause gebracht hatte, wurden in Sammelalben aufbewahrt und präsentiert. Um die Jahrhundertwende trat schließlich die Werbefunktion der Bildpostkarte immer stärker in den Vordergrund. Da die Postkarten in hohen Aufla-



Ein Tourist bei der Motivsuche im Schwabenland. Lichtdruckpostkarte aus dem Kunstverlag Kocher in Reutlingen (um 1900).



Lithographie „Schwäbische Volkstrachten“, Gebr. Metz Verlag, Tübingen (ca. 1890).

gen gedruckt und verschickt wurden, entsprachen sie gesellschaftlichen Wahrnehmungsweisen und reproduzierten weit verbreitete Stereotype.¹¹ Die Fremdenverkehrsindustrie standardisierte die Bildikonographie

der Postkarten in den meisten Fällen. Viele Postkarten zeigen, so der Volkskundler Uli Schwarz, „vor dem stets strahlend blauen Himmel die jeweilige Sehenswürdigkeit.“¹² Diese Form der Bildkomposition entspricht auch bei den heutigen Bildpostkarten einer „Touristenideologie“ von Unberührtheit und Ursprünglichkeit, die von diesen Bildern erwartet werden. Die „Sehenswürdigkeiten“ sind genau festgelegt, „Einheimische“ tauchen als „dekorative bunte Folkloremenschen“ oder als „pittoreske Typen“ auf.¹³

Einer der bedeutendsten Produzenten von Postkarten mit schwäbischen Motiven war der Photograph Paul Sinner (1838-1925), der 1865 einen „Kunstgewerbe- und Photographieladen“ in Tübingen eröffnete.¹⁴ Sinner spezialisierte sich u.a. auf die Photographie schwäbischer Volkstrachten, die „für die Reisenden gleichsam der Inbegriff fremder Kultur“¹⁵ waren. Die Photographien Siners wurden beispielsweise 1873 auf der Weltausstellung in Wien gezeigt und entwickelten sich auch als Postkartenmotive zu einem besonders beliebten Reiseandenken aus dem Schwabenland. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren die Volkstrachten eigentlich fast überall schon verschwunden, wurden dann aber als „Symbol ökonomischer und nationaler Wertvorstellungen“¹⁶ im Zeitalter der Industrialisierung und des Wilhelminismus wiederbelebt. Wolfgang Hesse sieht daher in der Begeisterung für Siners Photographien und Postkarten mit schwäbischen Volkstrachten einen „Grundzug kultureller Orientierung des Bürgertums im 19. Jahrhundert“, da „die überlieferten ländlich-ständischen Trach-

ten den Zusammenhalt der unterschiedlichen gesellschaftlichen Interessen ästhetisch formulieren und bewerkstelligen sollten.“¹⁷ „Einigkeit und Stabilität“, die in der Industrialisierung verloren zu gehen schienen,

sollten mit der Wiederbelebung der verschwindenden Volkstrachten in einer historischen Inszenierung aufrechterhalten werden.¹⁸ Diese „Heimatideologie“ stand für einen „selbstbestimmten Regionalismus, die Überschaubarkeit kleinräumiger Verhältnisse, die Beharrung auf den Grundsätzen des Förderalismus, die stark retrospektiven Charakter hatten.“¹⁹ Die Volkstrachten sollten daher vor den zerstörerischen Veränderungen des Industriezeitalters geschützt werden und wandelten sich – nicht zuletzt auch durch den 1903 gegründeten *Verein zur Erhaltung der Volkstrachten in Schwaben* – zur Vereinskleidung von Trachtenvereinen. Außerdem trat ein Bedeutungswandel der Volkstrachten von der ortstypischen Kleidung eines Dorfes zum Markenzeichen für eine ganze Region wie das Schwabenland ein.

Viele Fotomotive für die Postkarten von Paul Sinner entstanden in dem Dorf Betzingen bei Reutlingen, wo aus einigen Genremalern seit Beginn der 1860er Jahre auch die sogenannte „Betzinger Schule“ entstanden war.²⁰ Wie die Gemälde beeinflussten auch die Photographien und Postkarten von Paul Sinner ein Bild vom bäuerlichen und bodenständigen Schwaben in ländlicher Volkstracht, das auch von der Fremdenverkehrswerbung verwendet werden konnte. „Der ‘Trachtenmensch’“, so der Volkskundler Uli Schwarz, „zeugte für Tradition, Gesittetheit, Religiosität und Naturverbundenheit, allerdings nur der von bestimmten



Kolorierte Lichtdruckpostkarte „Im Lichtkarz“ aus der Serie „Schwäbisches Volksleben“ des Photographen Paul Sinner (um 1900).



Weinglas zur Erinnerung an den Besuch auf Schloß Lichtenstein.

Regionen.⁴²¹ Die Photographien und Postkarten von Paul Sinner wurden hauptsächlich für den Kunst- und Andenkenmarkt produziert und in einigen Buch- und Schreibwarenhandlungen in Stuttgart, Reutlingen und Tübingen vertrieben. Die meisten Postkartenmotive entstanden als Studioaufnahmen. Die Volkstrachten verloren auf diese Weise ihren ortstypischen Hintergrund und konnten ganz beliebig funktionalisiert werden. Der Hauptzweck dieses Bildgenres war eindeutig die „Befriedigung nostalgischer Sehnsüchte“⁴²² des städtischen Bildungsbürgertums. Die Konstruktionstechnik dieser Studioaufnahmen von Paul Sinner wird besonders bei den für den Postkartenmarkt aufgenommenen *Szenen aus dem schwäbischen Volksleben* deutlich. Sinner fotografierte für diese Postkarten Trachtenträger aus verschiedenen Dörfern, stattete sie mit allerlei bäuerlichen Geräten aus seinem Studiofundus aus und unterlegte die so entstandenen *Szenen aus dem schwäbischen Volksleben* mit mundartlichen Dialogen oder Kommentaren. Besonders wichtig war für den Fotografen Sinner natürlich die ästhetische Wirkung seiner Bilder, weshalb er auch immer nur die Festtags-trachten aufnahm und sich für die gewöhnliche Alltagskleidung der Dorfbewohner nicht interessierte. Die beliebte-

sten Motive dieser *Szenen aus dem schwäbischen Volksleben* waren hauptsächlich Darstellungen von Gesprächen, Liebesszenen, Streitereien und Tölpelhaftigkeiten mit scherzhaftem Charakter. Die Stadtbürger konnten sich auf diese Weise über die Dorfbauern amüsieren.

Die Hochkonjunkturphase der Postkarten lag in der Zeit zwischen 1895 und 1918. Mit der Zunahme von Telefonanschlüssen und dem Aufkommen bebildeter Druckerzeugnisse wie der Illustrierten ließ das Interesse an den Postkarten deutlich nach. Postkarten mit stereotypen Darstellungen aus dem Schwabenland aber waren auch weiterhin sehr beliebt und finden sich mit dem sogenannten *Lied der Schwaben* bis heute auf den Produkten der Postkartenindustrie.

Reiseandenken in Massenproduktion entstanden wie die Postkarten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Bereits auf der Schwäbischen Landesausstellung für Reise- und Fremdenverkehr wurden 1912 Reiseandenken wie z.B. „gerahmte Schaustücke mit Sommer- und Winterlichtbildern“ oder „perspektivische Holzbilder“ vorgestellt. Außerdem wurden den Reisenden „12 schwäbische Landestrachten auf Figuren“ und das „Besticken von Fuhrmannskitteln für Kinder“ angeboten. Die Fremdenverkehrsindustrie produzierte für



Wandkachel mit dem „Lied der Schwaben“ zur Raumdekoration.



das Reisepublikum eine ganze Fülle von verschiedenen Reiseandenken.²³ Meistens werden auch heute noch „typische“ Sehenswürdigkeiten – Landschaften, Bauwerke, Volkskultur – durch moderne Reproduktionstechniken in allen Größen, Materialien und Preislagen wiedergegeben. Fotos von Landschaften wie der Schwäbischen Alb oder von Bauwerken wie dem Schloß Lichtenstein werden auf Birkenbrettern, Wandtellern, Bierkrügen oder Gläsern aufgezogen. Die Formen dieser Reiseandenken sind meistens identisch, oft wechseln nur die Bilder und Schriftzüge, die von den Produzenten einfach ausgetauscht werden. Die meisten Reiseandenken werden aber nicht ihrer Funktion entsprechend verwendet, sondern dienen eigentlich nur als Repräsentationsobjekte wie z.B. Schlüsselbretter, Korkenzieher, Aschenbecher, Salz- und Pfefferstreuer, Bierkrüge oder auch Kissen. Kulturelle Merkmale

eines Landes oder einer Landschaft werden von der Reiseandenkenindustrie zu charakteristischen Symbolen einer Region standardisiert. Massentourismus und Massenproduktion sind auf diesem Gebiet eng miteinander verbunden, so der Volkskundler Konrad Köstlin, „denn immer muß Individualität mit den Mitteln der Massenkultur hergestellt werden.“²⁴ Konrad Köstlin spricht daher auch von einer „durchgängigen Struktur“ der Reiseandenken, „die sowohl Auskunft über das Verhältnis des Reisenden zu dem bereisten Land wie über seine Rolle zu Hause gibt.“²⁵ Wichtig sind vor allem die Erkennbarkeit und der Symbolwert des Reiseandenkens. Eines der häufigsten schwäbischen Souvenirs ist das sogenannte „Lied der Schwaben“, das hauptsächlich als Wandteller in vielen Souvenirgeschäften angeboten wird. In diesem Gedicht werden viele Stereotype über die Schwaben widergespie-



Ein Motiv mit Tradition: „Die sieben Schwaben“. Links eine zeitgenössische Farbpostkarte aus dem Gebr. Metz Verlag, rechts eine Lithographie aus dem Postkartenverlag Junginger in Stuttgart, wie sie vor ca. 90 Jahren vertrieben wurde.

gelt und mit entsprechenden Bildern vom „Häusle bauen“ bis zum „Spätzle essen“ illustriert. Die zahllosen Wandteller, aber auch Postkarten mit diesem Lied belegen anschaulich, daß das Reiseandenken und die Postkarte als Produkte des modernen Massentourismus immer das konstruierte Bild einer Region widerspiegeln, da sie stets kommerziell orientiert sind, der Erwartungshaltung des Käufers entsprechen und die vorhandenen Klischees reproduzieren.

Anmerkungen

- 1 Württembergisch-Hohenzollerische Vereinigung für Fremdenverkehr (Hg.): Bunte Blätter aus Württemberg und Hohenzollern. Ausstellungskatalog aus Anlaß der unter dem Protektorat seiner Majestät des Königs von Württemberg stehenden Schwäbischen Landesausstellung für Reise- und Fremdenverkehr vom 1. April bis 10. Juni 1912. Stuttgart 1912.
- 2 Ebd., S. 82.
- 3 Redaktion der Union-Führer (Hg.): Württemberg und Hohenzollern. Reisehandbuch. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1896, S. III.
- 4 Generaldirektion der Kgl. Württemb. Staatseisenbahnen (Hg.): Schwäbisches Wanderbuch. Eisenbahn- und Wanderführer durch Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart/Berlin/Leipzig o. J., S. X.
- 5 Karin Walter: Postkarte und Photographie. Studien zur Massensbild-Produktion. (=Veröffentlichungen zur Volkskunde, Band 56). Würzburg 1995, S. 213
- 6 Ulrich Nußbeck: Schottenrock und Lederhose. Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees. (=Kleine Schriften des Museums für Volkskunde, Heft 14). Berlin 1994, S. 53.
- 7 Uli Schwarz: Andenken und Photographie – Zeichen im Alltag. In: Margit Berwing/Konrad Köstlin (Hg.): Reise-Fieber. Begleitheft zur Ausstellung des Lehrstuhls für Volkskunde der Universität Regensburg. (=Regensburger Schriften zur Volkskunde, Band 2). Regensburg 1984, S. 78-99, hier S. 78f.
- 8 Walter (wie Anm. 5), S. 214.
- 9 Nußbeck (wie Anm. 6), S. 53.
- 10 Gerhard Kaufmann: Die Postkarte im Spiegel der Kultur und Gesellschaft. In: Ders./Robert Lebeck (Hg.): Viele Grüße. Eine Kulturgeschichte der Postkarte. Dortmund 1985, S. 399-457, hier S. 404.
- 11 Walter (wie Anm. 5), S. 212.
- 12 Schwarz (wie Anm. 7), S. 84.
- 13 Ebd.
- 14 Wolfgang Hesse: Ansichten aus Schwaben. Kunst, Land und Leute in Aufnahmen der ersten Tübinger Lichtbildner und des Fotografen Paul Sinner (1838-1925). Tübingen 1989, S. 50.
- 15 Ebd.
- 16 Ebd., S. 53.
- 17 Ebd., S. 51.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd., S. 52.
- 20 Vgl. hierzu den Beitrag *Wie Schwaben Schwaben sehen* von Sylvia Hartig und Ulrike Künste in diesem Band.
- 21 Schwarz (wie Anm. 7), S. 83.
- 22 Hesse (wie Anm. 14), S. 61.
- 23 Schwarz (wie Anm. 7), S. 96.
- 24 Konrad Köstlin: Souvenirs im Lebensmuseum. In: Hermann Bausinger u.a. (Hg.): Ums Leben sammeln. Ein Projekt. Tübingen 1994, S. 186-203, hier S. 201.
- 25 Konrad Köstlin: Souvenir. In: Wolfgang Alber u.a. (Hg.): Übriges. Kopflose Beiträge zu einer volkskundlichen Anatomie. Utz Jeggle zum 22. Juni 1941. Tübingen 1991, S. 131-141, hier S. 133.

Die Kunst des Spagats

Der Schwäbische Sängerbund zwischen Vaterland und Heimatland im 19. Jahrhundert

Württemberg ist nicht gerade bekannt für große Komponisten oder Musiker. Schon ein kurzer Blick in die württembergische Musikgeschichte macht klar, daß sich die musikalische Kultur in der Regel auf Importe für den Bedarf des Stuttgarter Hofes beschränkte. Der einzige nennenswerte Beitrag Württembergs zur Musikgeschichte ist demnach die „Erfindung“ des evangelischen Choralsatzes durch den württembergischen Hofprediger Lukas Osiander im Jahr 1586. Um so mehr erstaunt es, daß im 19. Jahrhundert eine Entwicklung einsetzt, die gerade in Württemberg ihre nachhaltigste Resonanz hatte: die Entstehung des Sängeresens.

Bereits wenige Jahre nach der Gründung der ersten Gesangsvereine durch den Schweizer Hans Georg Nägeli entstanden ab 1824 in ganz Württemberg eine große Zahl von Liederkränzen. Bereits 1827 wurde in Plochingen das erste deutsche Liederfest abgehalten, 1849 entstand der Schwäbische Sängerbund als erste und lange Zeit führende Verbandsgründung in Deutschland. Allerdings waren diese Männergesangsvereine nie nur eine Institution künstlerischer Unterhaltung, sie waren immer auch stark politisch ausgerichtet. Neben der Turnerbewegung und studentischen Verbindungen waren die Sänger die zentralen Vertreter des deutschen Nationalismus.

Gerade in Süddeutschland wurden die Liederkränze von breiten bürgerlichen Kreisen getragen. Diese Liederkränze stellen mit ihren Kulturveranstaltungen

im 19. Jahrhundert einen nicht zu unterschätzenden Teil des öffentlichen Lebens dar. Sie waren – vergleichbar den heutigen Medien – meinungsbildend, natürlich im Sinne einer bürgerlichen Meinung. Diese bürgerliche Meinung war in Württemberg überraschend schnell in staatstragende Strukturen eingebunden. Während nach dem Hambacher Fest 1832 auch in Württemberg Sängervereine und ähnliche Vereinsaktivitäten unterbunden wurden, hatte sich das Verhältnis in den folgenden Jahren so deutlich verbessert, daß an den Feierlichkeiten zum 25-jährigen Regierungsjubiläum König Wilhelms 1841 bereits 70 Liederkränze beteiligt waren. Diese zunehmende Einbindung der bürgerlichen Kreise in den Staat Württemberg erzeugte neben dem eigentlichen national deutschen Selbstverständnis zugleich eine Verpflichtung gegenüber Württemberg. Diese ambivalente Ausrichtung zeigt sich zum Beispiel an der differenzierten Bezeichnung „Vaterland“ für Deutschland und „Heimatland“ für Württemberg, welche in den Festreden des Schwäbischen Sängerbundes zu dieser Zeit immer wieder auftauchen.

Auffällig an den Aktivitäten der Liederkränze ist die immer wiederkehrende Verbindung zu schwäbischen Dichtern. Bereits in der Gründungssatzung des Stuttgarter Liederkränzes von 1824 ist die Abhaltung einer jährlichen Schillerfeier zur Finanzierung eines Schillerdenkmals in Stuttgart vermerkt. Unter den Gründungsmitgliedern des Stuttgarter Liederkränzes befanden sich übrigens Gustav Schwab und Wilhelm Hauff, Ludwig Uhland wurde Ehrenmitglied. Auch im Schwäbischen

Sängerbund war Uhland Ehrenmitglied, zudem wurde nach Uhlands Tod die Errichtung des Uhlanddenkmals in Tübingen durch den Schwäbischen Sängerbund initiiert.

Diese Verbindung der schwäbischen Dichterschule mit dem Sängeresen findet auch im Repertoire ihren Niederschlag. Es sind keineswegs – im Gegensatz zu „klassischen“ Liedversionen – die großen Dichterklassiker, die das Repertoire prägen. Den größten Anteil haben romantische Dichter national deutscher Ausrichtung. Absoluter Spitzenreiter ist Ludwig Uhland, ebenso vertreten sind Kerner, Schwab und Mörike. Die schwäbischen Dichter haben – gemessen am Bevölkerungsanteil in Deutschland – in diesem Repertoire einen erstaunlich hohen Anteil.

Es gibt also eine zweifache Verbindung. Einerseits stehen gerade die schwäbischen Romantiker dem Sängeresen personell sehr nahe. Die schwäbischen Romantiker stammten wie die Sänger überwiegend aus bildungsbürgerlichen Kreisen.¹ Andererseits scheint sich die Form ihrer Poesie besonders für eine Vertonung in eher populären Formen zu eignen. Es ist weniger eine zarte, subtile Lyrik, sondern ein kraftvoller, leicht pathetischer Stil.

Es zeigt sich aber gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß es zwar eine reale Verbindung zwischen Romantikern und Sängern gibt, beide aber keineswegs gleichgesetzt werden können. Schon die Benennung der „Schwäbischen Dichterschule“ um Uhland als „Schwäbische Romantiker“ ist ja nicht unumstritten. Sie bezieht sich eigentlich nur auf die Jugendjahre der Dichter. Für die späteren Werke, vor allem aber für die zunehmende Einbindung in bürgerliche nationale Kreise, aber auch für das von Heinrich Heine kritisierte Erstarren des romantischen Pathos drängt sich ein anderer Begriff auf: der des Bieder-

meier. Wohl nicht ganz ohne Grund leitet sich der Biedermeier-Begriff von den 1855 veröffentlichten Gedichten des schwäbischen Schulmeisters *Gottlieb Biedermeier*² ab. Es erübrigt sich also zu betonen, wer damit gemeint ist. In diesem Begriff vereinigen sich (klein)bürgerliches Selbstverständnis, national deutsche Gesinnung und zugleich selbstgenügsame Provinzialität. Sicherlich wird der durchaus polemisch gemeinte Begriff dem Gesamtwerk dieser Künstler nur un-

zureichend gerecht, aber er charakterisiert sehr bezeichnend das Umfeld, in dem diese Werke rezipiert wurden, und für das vielleicht diese Werke auch zum Teil entstanden sind.

Gleichwohl präsentiert dieses biedermeierliche Weltbild nur einen Ausschnitt bürgerlicher Kultur. Gerade das Bürgertum, Beamte und Honorationen wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch zunehmend in den Staat Württemberg integriert, sei es im Rahmen der kommunalen Verwaltung, in den staatsnahen Vereinen, z.B. den Wohltätigkeits- und den landwirtschaftlichen Vereinen, oder auch beim Militär. Hier entwickelte sich zu dieser Zeit ein staatsbürgerliches, fort-

schrittsorientiertes, „modernes“ Selbstverständnis. Dieses Verständnis setzte deutlich andere Schwerpunkte als das biedermeierliche Programm – doch bedeutet dies keineswegs, daß für das individuelle Weltbild nur das eine oder das andere Programm in Frage kam, vielmehr waren in der Regel beide Formen latent aktiv. Trotzdem handelt es sich aber um zwei verschiedene Weltbilder; jedes setzte entsprechend eigene Zeichen und Monumente bzw. formte eigene Identifikationsangebote aus. Während die staatsnahe Idee verstärkt auf „Modernität“, Innovation und Gewerbeentwicklung abzielte³, orientierte sich die biedermeierliche Idee eher an kontinuierlichen Werten, am „alten Recht“ und an bereits bewährten Größen aus den ei-



Biedermeierliche Selbstgenügsamkeit oder Heroen des deutschen Vaterlandes? Göppinger Liederkränz 1843.

genen bürgerlichen Reihen. Und wer böte sich da eher an als die Dichturfürsten um Schiller und Uhland.

Wichtig ist, daß es sich keineswegs um prinzipiell gegensätzliche individuelle Weltbilder, auch nicht um gesellschaftliche Fraktionen handelt, sondern jeweils um gesellschaftliche Diskurse, die sich sowohl in Befürwortern als auch in Gegnern des jeweiligen Weltbilds spiegeln, bzw. auch deren Handlungen beeinflussen. Obwohl diese beiden diametralen Weltbilder individuell durchaus vereinbar waren, bildeten sich doch Institutionen aus, die eine der beiden Optionen gewissermaßen repräsentierten, und eine der wichtigsten dieser Institutionen war eben der Schwäbische Sängerbund.

Die Neigung, sich im Glanze großer Dichter zu sonnen, war eigentlich keineswegs nur eine Eigenart des württembergischen bürgerlichen Selbstverständnisses.⁴ Daß sich bürgerliche Kreise an den Leistungen von Geistesgrößen orientieren, findet sich zu der Zeit in ganz Deutschland. Und zuerst galt der Stolz natürlich z.B. dem deutschen Dichter Schiller. Seine Herkunft aus Württemberg spielte dagegen noch keine große Rolle. Im Zuge der nationalen Einigkeitsbestrebungen galt das Interesse den Heroen einer deutschen Kultur. Erst die gescheiterte Einigung 1848 brachte hier – in Verbindung mit dem zunehmenden Erfolg der deutschen Mittelstaaten – einen nachhaltige Veränderung. Die Idee des deutschen Reichs war in weite Ferne gerückt. Dafür forderte das zunehmend erfolgreiche Königreich Württemberg mehr und mehr Loyalität.

Württemberg hatte – wie auch Bayern oder Baden – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen betont eigenständigen politischen Kurs zwischen Preussen und Österreich gesteuert. Zugleich wurden zum Teil schon unter König Friedrich, unter König Wilhelm I. dann konsequent und zügig die Grundlagen für ein modernes Staatswesen geschaffen. Diese Modernität beruhte nicht nur auf einer einheitlichen Verwaltung und einheitlichen Rechtsgrundsätzen, Voraussetzungen waren ebenso ein einheitliches Territorium sowie eine einheitliche Bevölkerung. Und wo es diese einheitliche Bevölkerung nicht gab, wurde nachhaltig daran „gearbeitet“. Das klingt zunächst widersprüchlich, denn gerade in dieser Zeit setzen ja auch die Landesbeschreibungen ein, die vor allem die Vielfaltigkeit beschreiben. Aber gerade die Verlagerung auf

den Bereich der „Kultur“ ermöglichte es, existente Differenzen zu überdecken. Während also die Bevölkerung einerseits einer einheitlichen und kontinuierlichen Konditionierung ausgesetzt war, mit dem Ziel, sich selbst als Württemberger wahrzunehmen, entstanden andererseits typische Symbole und Bezugspunkte für diese württembergische Selbstwahrnehmung. Solche Loyalität einfordernden Symbole sind nun an und für sich nichts grundsätzlich Neues. Auch im Herzogtum Württemberg hatten z.B. die weithin sichtbaren Landesfestungen wie der Hohenasperg oder der Hohenneuffen nicht nur eine fortifikatorische Funktion, sondern auch eine identitätsstiftende Bedeutung. Gleiches gilt z.B. für die in jedem Dorf vorhandenen herrschaftlichen Baulichkeiten, wie Zehntscheuern u.ä. Letztlich funktionierte sogar der örtliche – weil landeskirchliche – Kirchturm als Symbol einer unausweichlichen, keineswegs freiwilligen regionalen Zugehörigkeit.

Die eigentliche Neuerung sind die zunehmende Subtilität sowie die Ambivalenz der Zeichen. Es handelt sich nun nicht mehr um real vorhandene Zeichen von Macht, die neuen Symbole setzen das Wissen um Macht bereits voraus, sie erinnern eigentlich nur noch daran. Ein anschauliches Beispiel dafür sind die Ortschaften des Königreichs Württemberg. Diese gußeisernen Schilder waren jeweils in der Ortsmitte aufgestellt. Sie markierten also nicht – wie heute – die Ortsgrenze. Die Aufstellung von nur einem Schild an einem zentralen Platz mag natürlich auch aus finanziellen Gründen angemessen sein, gerade aber die Tatsache, daß auf den Schildern nicht nur der Name des Ortes und das zugehörige Oberamt verzeichnet sind, sondern auch das Armeeeregiment, dem der jeweilige Ort zugeteilt war, macht deutlich, daß diese Schilder keinesfalls vorrangig an durchreisende Fremde gerichtet waren. Sie waren ebenso an die Ortsbevölkerung gerichtet, im Sinne eines ziemlich nachdrücklichen Identitätsangebots.

Andererseits werden solche Staatssymbole – im Grunde genommen könnte man auch von nationalen Symbolen sprechen – zunehmend zu komplexeren Systemen, bei denen die eigentliche Loyalitätsforderung mit dem Angebot der symbolischen Teilhabe an den Erfolgen des Staates oder auch einfach nur mit positiv bewerteten Eigenschaften oder Bestandteilen dieses Staates verknüpft ist. Gerade diese Ambivalenz verleiht

aber dem Zwang zur Loyalität den Eindruck von freiwilliger Zustimmung.

Solche Staatssymbole sind im Grunde typisch für Nationalstaaten, und tatsächlich war Württemberg um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem besten Weg zum Nationalstaat. Dadurch kam es zwangsläufig zu Konflikten und Überlagerungen von nationalen württembergischen und nationalen deutschen Interessen.

In diesem Kontext findet eine Neuinterpretation von „deutschen Tugenden“ als „württembergische Tugenden“ statt. Erstmals greifbar wird das beim Sängerkongress 1857 in Tübingen. Hier fand sowohl die Einweihung der neuen Bundesfahne, als auch die Ernennung von Ludwig Uhland und Friedrich Silcher zu Ehrenmitgliedern des Schwäbischen Sängerbundes statt. Karl Pfaff, der Vorstand des Sängerbundes, hielt die Festrede und erklärte :

„Tübingen, [...] aus dessen Bildungsstätten, dem Stifte zumal, Deutschlands größte Denker hervorgegangen sind; Tübingen, die Universitätsstadt, wo in den vollen Männerchor des Sängerbundes deutsche Jugend mit einstimmig, berufen, die hehren Klänge einst hinauszutragen in alle Gauen des Vaterlandes; Tübingen, eine Wiege deutschen Volksesangs, wo Ludwig Uhland geboren ist und lebt, wo Meister Silcher wirkt, welche von dem ewig grünen Baume der deutschen Volksdichtung die herrlichsten Blüten, im Liede und in dessen Weise, gepflückt haben.“⁵

Hier wird ein sukzessiver Übergang greifbar. Es sind einerseits noch die größten Denker Deutschlands – die größten Dichter, in Vertretung durch Uhland sind hier wohl stillschweigend mitgemeint – die aber bereits in Württemberg verortet werden. Dieses „Dichter und Denker“-Stereotyp hat durchaus Vorläufer; eines der markantesten ist das 1819 entstandene *Württembergers Lied* des Pfarrers Friedrich Ritter, vertont von Peter Lindpaintner (1791-1856), der seit 1819 Hofkomponist in Stuttgart war:

*Von dir, o Vaterland, zu singen,
Muß wahrer Liebe wohl gelingen,
Da dich des Himmels Liebe hält!
Mein Württemberg du, das seit lange
Gefeiert und mit gutem Klange,
Genannt bist in der weiten Welt.*

*Du sendest aus der Kinder viele,
An nabem wie an fernem Ziele
Stellt sich der Württemberger ein:
Er trägt, wo irgend Menschen wohnen,
Sein Heimatland nach allen Zonen,
Und draußen denkt er liebend sein.*

*Doch deine holden Töchter leben,
Dabeim in frommer Zucht und streben,
Daß Heil und Glück im Hause sei,
Auch dessen Stütz' und Schmuck zu werden,
Und sagt, welch anderes Land auf Erden
Hat eine Burg „die Weibertreu“?*

*Dein Volk liebt Freiheit, Lust und Frieden,
Doch ist das Kriegslos ihm beschieden,
So übt es kühn des Krieges Pflicht,
Und seine Denker, seine Weisen
Hört man von tausend Zungen preisen,
Und wer kennt Schwabens Sängers nicht?*

*Land, das man lieben muß und loben,
Gewiß, du bist beschirmt von oben,
Und dein Gedeih'n ist Gottes Werk!
So hebe dich, du Wunderblume,
Empor zu immer neuem Ruhme!
Denn allweg bie gut Württemberg!*

Zu seiner Entstehung spiegelt es wohl noch nicht die vorherrschende Meinung in Württemberg. Die Bezeichnung „Vaterland“ für Württemberg ist in eben diesen bürgerlichen Kreisen recht unüblich, sie ist eigentlich Deutschland vorbehalten. Interessanter ist dagegen Ritters Vereinnahmung der „Denker“ und „Weisen“ für Württemberg, ebenso der „Sänger“ – hier sind 1819 natürlich nicht die Gesangsvereine gemeint, sondern die Dichter! Das Lied findet sich erst im Band III der Liedersammlung des Schwäbischen Sängerbundes von 1879, in den Berichten der Sängerkongresse vor 1879 ist es dagegen nie erwähnt. Offenbar korrespondierte die veränderte Stimmung im Land mit der verstärkten Rezeption dieses Liedes in der 1870er Jahren.

Bis nach 1848 wurden vor allem an der deutschen Nation ausgerichtete Lieder gesungen, wie *An das Vaterland* (Dir möcht ich diese Lieder weihen, geliebtes deutsches Vaterland...) von Ludwig Uhland und Conradin Kreutzer, *Was ist des Deutschen Vaterland* von

Ernst Moritz Arndt oder Johann Wenzel Kaliwodas *Lied der Deutschen*. Man hat nahezu den Eindruck, daß eine württembergische „Identität“⁶ erst nach der gegliückten Reichsgründung zu einer akzeptablen Option für diese biedermeierlichen Kreise wird – also erst, nachdem diese Option keine politische Brisanz mehr hatte.

Bezeichnenderweise findet sich auch das 1818 von Justinus Kerner verfasste Lied *Der reichste Fürst* (Preisend mit viel schönen Reden...), das im nachhinein gern als heimliche württembergische Nationalhymne dargestellt wird, in keiner der vier bis 1912 erschienenen Liedersammlungen des Schwäbischen Sängerbundes. Das Kerner-Lied wurde offenbar – im Gegensatz zum *Württemberg Lied* – auch nach 1871 von den Sängern überhaupt nicht rezipiert. Das erstaunt um so mehr, als das Lied sofort nach seiner erstmaligen Veröffentlichung 1827⁷ in allen Kommersliederbüchern⁸ aufgenommen wird und ab 1850 auch in Schulliederbüchern erscheint. Möglicherweise lag dies an der Melodie des Liedes, die ursprünglich von der Räuberballade des Rinaldo Rinaldini *In des Waldes tiefsten Gründen* stammte. Ob das Wissen darüber aber tatsächlich allgemein vorhanden war, ist eher zweifelhaft. Denn bereits bei der Erstveröffentlichung wird als Weise das Lied *Freudensänge, deutsche Brüder* angegeben. Auch dieses Lied wird – trotz seines deutsch-nationalen Inhalts – vom Schwäbischen Sängerbund nicht rezipiert. Der entscheidende Grund dürfte vielmehr in der Melodie selbst liegen. Denn diese Melodie zitiert nicht nur die *Marseillaise*, sie ist eine Variante der französischen Nationalhymne – am Anfang in der Umkehrung, am Schluß fast Note für Note. Ob die Ablehnung nun letztlich darauf beruht, daß die Melodie „welsch“ ist, also nicht einem „edlen deutschen Sinn“ entspricht, oder ob es sich um ein latentes Unbehagen des biedermeierlichen Bürgertums beim Gedanken an eine Revolution der Straße handelt, läßt sich letztlich nur schwer beantworten. Für die letztere Überlegung dürfte aber die nachhaltige Rezeption durch die Burschenschaften sprechen, die eben nicht nur national – wie die Sänger – argumentierten, sondern auch liberal, radikal u.s.w. Daß das loyale Kerner-Lied zudem die Möglichkeit bot, in Zeiten der Zensur die *Marseillaise* ungestraft zu singen, und sei es nur, um die eigene jugendliche Radikalität auszuleben, hat der Beliebtheit des Liedes unter den Studenten sicher nicht geschadet.

Gerade am Beispiel von Kerners *Der reichste Fürst* wird aber auch die Ambivalenz der Akteure deutlich, die einerseits eine aktive identitätsstiftende Stellungnahme zugunsten des Königreichs Württemberg vermeiden, andererseits aber in der Ausbreitung eines Geschichtsbildes, das sich auf die Linie Staufer – Grafschaft/Herzogtum Württemberg – Königreich Württemberg konzentriert, indirekt durchaus an einem württembergischen Wir-Gefühl mitstricken.⁹

Auch Ludwig Uhlands *Graf Eberhard der Rauschbart* weist in dieselbe Richtung. Uhlands Intention liegt zwar darin, seine politische Forderung nach dem „alten Recht“ („In Fährten und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt/Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht“) aus der württembergischen Geschichte zu legitimieren, mit dem Ziel, auf der Grundlage dieses „alten Rechts“ die Einigung Deutschlands herbeizuführen. In ihrer Wirkung stützt die Graf-Eberhard-Ballade aber vor allem den Vormachtanspruch Württembergs in Schwaben seit der nachstauferischen Zeit, und damit indirekt die Existenzberechtigung des Königreichs Württemberg.

Es sind eben die Gründungsmythen Württembergs, nicht des deutschen Reichs, die besungen werden. Daran ändert auch nichts, daß beide – Uhland und Kerner – in diesem historischen Exkurs Württemberg nicht als eigenstaatliche Kraft sahen, sondern als historischen Bestandteil des „alten, guten“ Deutschen Reichs. Es handelt sich um einen Rückgriff auf die Glanzzeit des deutschen Reichs, mit dem der Anspruch auf ein neues glanzvolles Deutsches Reich erhoben wird. Daß dabei die Reduktion der Stauferzeit auf die Burg Hohenstaufen allzusehr den Vergleich mit der benachbarten Burg Hohenzollern nahelegte, entsprach allerdings wohl weniger Uhlands Intention. So schrieb Gustav Schwab 1815: „Das ist ja Hohenzollern,/Was noch so innig glüht./Der Staufer ist gesunken/In abendliche Nacht,/Du aber stehst noch trunken/Von königlicher Pracht!“¹⁰ Ähnlich wurde es von Paul Achatius Pfizer 1831 ausgedrückt:

„Hohenstaufens sel'ge Sterne,
Beide Friedrich, Konradin,
Schaut ihr aus verbüllter Ferne
Jetzt nach eurer Wiege hin?
Schweb' berab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling, Waffenklang!

Über dem verwaisten Volke
Tön' erweckender Gesang!
[...]
Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist tot!
Seele von des Grabes Frieden,
Wende dich zum Morgenrot,
Gleich dem Aar, der einst entflohen
Staufens Nachbar, und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entleg'nen Ostmeers trug!

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu!“¹¹

Auch im Hinblick auf diese Stauferverklärung zeigt sich wieder, daß der Schwäbische Sängerbund geradezu als 'institutionalisiertes biedermeierliches Weltbild' agierte. So wurde z.B. in der öffentlichen Ausschreibung für die neue Sängerbundfahne 1855 ausdrücklich festgehalten:

„Als Umschrift auf dem Revers wäre zu setzen: Schwäbischer Sängerbund, gegründet 1849. Wenn auf eine ungezwungene Weise durch eine Umschrift an das frühere Alter des schwäbischen Sängerwesens erinnert werden könnte, so wäre es erwünscht. Als Notiz fügen wir deshalb hier bei, daß das erste schwäbische, zugleich erste deutsche Liederfest schon 1827 in Plochingen gefeiert wurde. Auch eine Erinnerung an unsere schwäbischen Meister, Uhland voran, oder überhaupt an deutsche Sänger [d.h. Dichter; Anm. d. Verf.] wäre hier möglich, deren Namen einen geeigneten Platz fänden. Eine passende Umschrift gäbe vielleicht das folgende Verschen: 'Noch blüht im Schwabenlande heut'/Das Lied wie einst zur Staufenzzeit.' Was den Hauptinhalt der Fahne betrifft [...] der Stoff sollte aus der deutschen Geschichte, womöglich der schwäbischen genommen werden. Es dürfte an die Zeiten der Minnesänger, der Hohenstaufen, von denen Kaiser Heinrich VI., der große Friedrich II. und der edle Konradin selbst Meister des Gesangs waren, erinnert werden. Die Zeichnung dieser Fahne mit allem Zubehör muß in echt deutschem Stile gehalten sein. Wenn zur Ausschmückung eines oder das andere schwäbische Baudenkmal aus dem Mittelalter angebracht werden

könnte, würde das vielleicht nicht unzweckmäßig sein. Auch auf den Berg Hohenstaufen darf aufmerksam gemacht werden.“¹²

So viel zum Thema Selbstdarstellung. Was die Verein nahmung Uhlands und anderer schwäbischer Dichter betrifft, so soll hier zusätzlich nur noch kurz auf die seit 1851 bestehende Preismedaille des Schwäbischen Sängerbundes hingewiesen werden,

„auf dessen Spruchband die Namen der damaligen anerkanntesten deutschen Dichter und Tonsetzer eingestochen sind: Schiller, Goethe, Körner, Schwab, Uhland, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Kreutzer.“¹³

Zunächst beeindruckt natürlich der große Anteil der Schwaben an den Dichtern. Gerade aber bei den Komponisten wird um so mehr die Willkürlichkeit dieser Auswahl deutlich. Denn der zuletzt genannte Conradin Kreutzer war auch in seinen erfolgreichsten Zeiten zwar bekannt, aber nicht eben berühmt. Sein Erfolg bezog sich auch im 19. Jahrhundert lediglich auf ein einziges Werk, die Oper *Das Nachtlager von Granada*. Zwar stand Kreutzer als Komponist in der Tradition Mozarts und Webers, diese Aufreihung verschleiert aber, daß um 1850 ganz andere Komponisten in Deutschland den Ton angeben. Selbst wenn man die mehr in elitären Salons wirkenden romantischen Komponisten wie Schumann oder Mendelsohn übergeht, wenn man die weitgehende Vorherrschaft italienischer und französischer Komponisten wie Meyerbeer, Auber, Donizetti oder Bellini im deutschen Musikbetrieb des 19. Jahrhunderts ignoriert – es bleiben doch neben den Biedermeier-Komponisten, zu denen Kreutzer zu rechnen ist, vor allem die Neuromantiker Liszt, Marschner oder der aufstrebende Richard Wagner. Wilhelm Heinrich Riehl spricht in diesem Zusammenhang von

„einer kranken und einer gesunden Romantik. Die einen strebten hohen Zielen nach, aber wie im Fieberrausche oder gar wie in jenem Katzenjammer, der sich an das Erwachen aus demselben knüpft, und den die kranken Leute vor Zeiten Weltschmerz genannt haben. Die anderen faßten die Kunst mehr als das sinnige Spiel des weichen Gemüts: sie blieben gesund dabei, wie die meisten Menschen, welche nicht allzuboben Dingen nachtrachten. Eine gesunde Musik in diesem Sinne hat Kreutzer ge-

schrieben gegenüber den französisierenden Neuromantikern mit der interessanten Blässe des Gesichts. Ähnlich, nur durchdringender und siegreicher, hat auch die schwäbische Dichterschule dem jungen Deutschland Widerpart gehalten.“¹⁴

Dieses Zitat zeigt, wie mit nicht musikwissenschaftlichen – in diesem Fall medizinischen – Argumenten eine abweichende Musikauffassung so lange diskreditiert wird, bis schließlich „bewiesen“ ist, daß allein die Musikrichtung, die dem eigenen Weltbild nahesteht, „gute“ Musik ist.

Wenn also der Schwäbische Sängerbund bei den Komponisten neben den unantastbaren Klassikern Haydn, Mozart und Beethoven sowie dem Frühromantiker Carl Maria von Weber ausgerechnet Conradin Kreutzer abbildet, so wird damit nicht nur eine Verpflichtung gegenüber einer biedermeierlichen Musik abseits romantischer Ästhetik zum Ausdruck

gebracht, sondern vor allem ein biedermeierliches Selbstverständnis formuliert. Wenn man andererseits berücksichtigt, daß Kreutzer auch unter den Biedermeier-Komponisten neben Louis Spohr, Otto Nicolai, Carl Loewe oder Albert Lortzing keineswegs eine herausragende Stellung einnahm, so drängt sich der Verdacht auf, daß Kreutzer vor allem als gebürtiger Schwabe¹⁵ und als wichtigster Komponist von Uhland-Liedern die Ehre eines der „bedeutendsten Komponisten seiner Zeit“ zuteil wurde.

Von welcher Seite aus man den Schwäbischen Sängerbund und sein biedermeierliches Selbstverständnis betrachtet: Immer wieder stößt man dabei auf Ludwig Uhland. Er repräsentiert gewissermaßen dieses Selbstverständnis. So verwundert es auch nicht, daß es gerade der Sängerbund war, der nach Ludwig Uhlands Tod 1862 eine Kampagne zur Errichtung eines Uhland-Denkmal in Tübingen ins Leben rief. Dieses Denkmal wurde am 14. Juli 1873¹⁶ unter lebhafter Beteili-



Einweihung des Uhland-Denkmal in Tübingen, 1873.

gung der Gesangsvereine, der Universität und der Burschenschaften, aber unter deutlicher Zurückhaltung der württembergischen Regierung eingeweiht. Selbst der Standort dieses Denkmals spiegelt noch einmal das biedermeierliche Selbstverständnis des Sängerbundes.

Das Uhlanddenkmal befindet sich in einer Achse vom Bahnhof zur Burse, dem am markantesten gelegenen Teil der Tübinger Universität. Die markante Stadtsilhouette an der Neckarfront steht zudem als Synonym für die (Alt-)Stadt Tübingen. Andererseits ist die Achse kein tatsächlicher Weg vom Bahnhof in die Stadt, sondern nur eine freie Blickachse (die heute allerdings durch die großen Bäume verstellt ist). Gerade der Bahnhof aber repräsentiert als Symbol für Technisierung und Modernität ein völlig andersartiges Weltbild als der Sängerbund.

So kommt es, daß das Uhlanddenkmal zwar einerseits dem Besucher Tübingens durchaus einladend begrüßt, andererseits aber geradezu „schützend“ vor der Stadt steht, und dem Symbol eines andersartigen beängstigenden Weltbildes gewissermaßen „die Stirn bietet“.

Anmerkungen

- 1 Das gilt zumindest für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.
- 2 Veröffentlicht in: Kladderadatsch VIII, 1855.
- 3 Vgl. dazu Stephan Gokeler/Michael Hermann/Utz Jeggle: Die Erfindung des schwäbischen Erfinders. In: Utz Jeggle/Heidi Staib/Friederike Valet (Hg.): Schwäbische Tüftler. Stuttgart 1995, S. 80-95.
- 4 Der Begriff „bürgerlich“ meint hier keineswegs nur reale Besitzverhältnisse, sondern Selbstwahrnehmung und Selbstver-

ortung in der Gesellschaft. Abgesehen davon gibt es im alt-württembergischen Rechtsverständnis sehr viele Bürger, da das Bürgerrecht hier nicht an Hofbesitz – wie z.B. in Hohenlohe – gebunden war, sondern mit der Geburt hier erworben wurde. Bürger zu sein bedeutete also in Württemberg keineswegs, vermögend zu sein. Sich selbst als „bürgerlich“ wahrzunehmen stand also im Prinzip noch den kleinsten Bauern und Dorfhandwerkern als Option offen.

- 5 Zit. nach: Georg Gabler (Bearbeiter): Grundbuch des Schwäbischen Sängerbundes. Stuttgart 1925, S. 29.
- 6 Der Identitätsbegriff ist hier bewußt nicht im Sinne des wissenschaftlichen Diskurses verwendet, sondern lehnt sich mehr am populären Diskurs an, also in etwa als positiv konnotierte Selbstwahrnehmung als Gemeinschaft.
- 7 Vgl. Ulf Lehner: Der reichste Fürst. Unveröffentlichter Aufsatz im Deutschen Volksliedarchiv Freiburg.
- 8 Vgl. Liederbuch der Tübinger Hochschule, Tübingen 1837.
- 9 Daß „Der reichste Fürst“ tatsächlich als regionalistisches, Eigenstaatlichkeit Württembergs unterstützendes Lied gewirkt hat, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, daß das Lied nach 1933 – wie z.B. auch die Bayernhymne – aus allen Schulbüchern entfernt wurde. Vgl. Ulf Lehner: Der reichste Fürst, S. 34; und Johannes Timmermann: „Gott mit dir, du Land der Bayern...“ In: Schöner Heimat. 1996/4, S. 201-208, hier S. 202.
- 10 Gustav Schwab: Schwäbische Burgen der Hohenstaufenzeit. In: Die Schwäbische Alb. 1815.
- 11 Paul Achatius Pfizer: Einst und jetzt. Zit. nach: Tony Kellen: Das Schwabenland. Hohenheim 1921, S. 79.
- 12 Zit. nach: Georg Gabler (wie Anm. 5), S. 27. Die Ausschreibung erschien im *Schwäbischen Merkur*, in der *Allgemeinen Zeitung*, in der *Kölnen Zeitung*, im *Frankfurter Journal*, in der *Neuen Zürcher Zeitung* und im *Deutschen Kunstblatt*.
- 13 Ebd., S. 16.
- 14 Wilhelm Heinrich Riehl: Musikalische Charakterköpfe. 1. Band. Stuttgart 1899, S. 206.
- 15 Natürlich war Kreuzners Geburtsort Meßkirch seit 1805 badisch, doch dürfte der 1780 geborene Komponist im Verständnis seiner Zeitgenossen als Schwabe gegolten haben.
- 16 Es mag ein Zufall sein, daß die Einweihung des Denkmals ausgerechnet am Jahrestag des Sturms auf die Bastille erfolgte. Andererseits wäre die Wahl des Datums aber auch durchaus bezeichnend für den deutschen Chauvinismus nach dem Sieg im deutsch-französischen Krieg 1870/71.

Die anderen Schwaben

Einblicke in die Geschichte württembergischer Judendörfer

Baisingen, Buttenhausen, Jebenhausen, Nordstetten, Rexingen, Talheim – der Name allein verrät nicht die Besonderheit dieser schwäbischen Dörfer. Diese Ortschaften haben eine Geschichte, die in anderen als den normalen dörflich-württembergischen Bahnen verlief. Über 150 Jahre hinweg existierte in diesen Dörfern neben der christlichen auch eine jüdische Gemeinde. Seit 1941 gibt es keine schwäbischen Judendörfer mehr, doch bedeutet das Ende der ehemals rund 80 jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern bedeutet keinen Schlußstrich: Die Schwierigkeiten des Erinnerns an diese ‘anderen’ Schwaben sind unvermindert deutlich.¹ Die Geschichte dieser Dörfer und ihrer verlorenen jüdischen Minderheit zwingt uns, die harmonisierten und idyllisierten Schwabenbilder zu überdenken, die bis heute oft und gerne konstruiert und reproduziert werden. „Wir sind ja mit den Juden immer gut ausgekommen“ – noch aus der Distanz von mehr als 50 Jahren wird vieles ausgeblendet und versucht, eine Harmonie zu beschreiben, die es in den Judendörfern so nie gegeben hat.²

„Es gab immer eine Anpassungslücke, ein lange vor dem Nationalsozialismus bestehender kulturell, ökonomisch und durch die verschiedene Religionspraxis bedingter Notstand, der dem bis heute viel beschworenen Bild ungetrübten Zusammenlebens widerspricht.“³

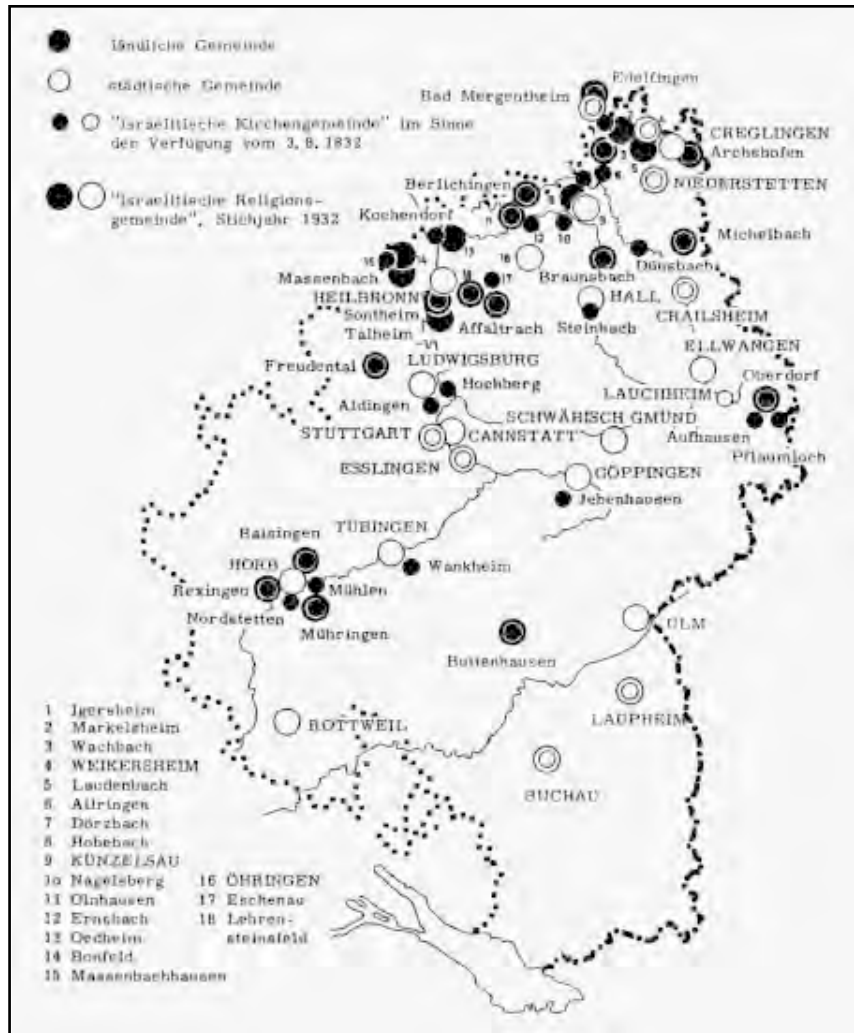
Die anderen Schwaben – die Überschrift weist darauf hin, daß dieser Beitrag nicht allein die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Diskriminierung dokumentiert, der die jüdischen Landgemeinden seit ihrem Entstehen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgesetzt waren. Im Mittelpunkt meines Interesses steht vielmehr die zu Beginn des 19. Jahrhunderts staatlich verordnete Integration der Landjuden in das Königreich Württemberg und der zweifelhafte Erfolg, letztlich aber das Scheitern einer staatlich verordneten ‘Emanzipation’, die Juden zu Schwaben ummodellieren wollte.

Schutzjuden und Hoffaktoren

Die Geschichte Württembergs ist auch die Geschichte einer jahrhundertelangen Judenfeindlichkeit. In den mittelalterlichen Pogromen, die ihren grausamen Höhepunkt in der Verfolgungswelle der Jahre 1348/49 fanden, waren die jüdischen Gemeinden, die sich in den südwestdeutschen Städten gebildet hatten, fast gänzlich vernichtet worden. Im 15. und 16. Jahrhundert verwehrten mit Ausnahme von Wimpfen und Buchau alle südwestdeutschen Reichsstädte Juden die Niederlassung. In der Regimentsordnung von 1498 war

auch im Herzogtum Württemberg die „Ausschließung“ der Juden festgelegt worden. Herzog Eberhard im Bart – durch Justinus Kerner's Gedicht „Der reichste Fürst“⁴ ist der Gründer der Universität Tübingen bis heute populär geblieben – hatte in seinem Testament verfügt, „das die nagenenden würem, die Juden, in diesem fürstentumb nit gehalten“⁵. Die württembergischen Landstände hielten sich über 300 Jahre an diese Weisung, nicht aber die mit absolutistischem Anspruch regierenden Herzöge Eberhard Ludwig, Carl Alexander und Carl Eugen, in deren Dienst zahlreiche jüdische „Hoffaktoren“ standen. Lion Feuchtwanger hat dem berühmtesten dieser jüdischen Finanziers, Josef Süß Oppenheimer (1692-1738), mit dem Roman *Jud Süß* ein literarisches Denkmal gesetzt.⁶

Neben den Fürstenhäusern Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, die in Hechingen und Haigerloch bereits Anfang bzw. Mitte des 16. Jahrhunderts Juden die Niederlassung erlaubt hatten⁷, ermöglichten im 18. Jahrhundert vor allem die zahlreichen reichsunmittelbaren Klein- und Kleinstherrschaften den Fortbestand jüdischer Gemeinden. Die reichsritterschaftlichen Ortsherren, die oft nur ein oder zwei Dörfer verfügten, gewährten jüdischen Familien gegen hohe Schutzgelder und andere Sonderabgaben zeitlich befristete Aufnahme. Neben aufklärerischem Gedankengut, zu dessen zentralen Inhalten die Forderung nach religiöser Toleranz zählte, spielten für sie vor allem wirtschaftliche Überlegungen eine Rolle. Das *Decret an die Bürgerschaft zu Buttenhausen, die Annahme derer Juden betreffend*, das der Freiherr Philipp Friedrich von Liebenstein unmittelbar vor Ansiedlung von 25 jüdischen Familien 1787 verfaßte, zeigt dies deutlich:



Die ehemaligen jüdischen Gemeinden in Württemberg.

„Eine zehnjährige Erfahrung in meinem hiesigen Flecken Jebenhausen⁸ hat mich mit Überzeugung belehret, daß das Dasein einiger jüdischen Haushaltungen einem Orth nicht nur nicht schädlich, sondern vielmehr nuzlich, und es eine wahre irrige, Ermahlen von einigen aus Unwissenheit oder übertribenen Eifer einer Undultsamkeit gegen andern Religions-Verwandte aufgestellte Meinung seye, daß, wo Juden wohnen, die Christen verarmen. Viele hiesige Innwohnern werden das Gegenteil bezeugen, alle aber darinnen übereinkommen, daß der Nahrungs-Stand hieselbst und das Gewerb gebessert worden.“⁹

Es steht außer Frage, daß jüdische Händler und Kaufleute den verkrusteten Wirtschaftsstrukturen dieser Dörfer neue Impulse verliehen. Keinesfalls aber wird

in den offiziellen Quellen die soziale und wirtschaftliche Realität der Landjuden wiedergegeben. Einer zahlenmäßig kleinen jüdischen Oberschicht standen viele verarmte Familien gegenüber. Auch die späteren Oberamtsbeschreibungen und populären Reiseberichte des 19. Jahrhunderts begnügen sich mit einer oberflächlichen Beschreibung der Lebensverhältnisse der jüdischen Landbevölkerung und entwerfen ein harmonisches und idyllisches Bild, das es so nie gab. Als der Pfarrer und Schriftsteller Gustav Schwab auf seinen *Wanderungen durch Schwaben*¹⁰ um 1820 das Judendorf Jebenhausen bei Göppingen besucht, faßt er seine Eindrücke folgendermaßen zusammen:

„Hier schreiten unter den ziemlich gedrückt einbergehenden Bauersleuten bebaglichere Gestalten umher, französisch gekleidet, wohl genährte Frauen und Mädchen begegnen uns; in der Mitte des Dorfes steigt nicht gar weit von der christlichen Kirche ein elegantes Tempelchen auf, die Seitenstraßen sind mit kleinen Wohnungen in modernem Geschmack überbaut, und die klaren Tafelfenster lassen im Innern der Haushaltungen städtischen Hausrat erblicken.“¹¹

Schwab verkürzt und beschönigt die Lebenswirklichkeit der jüdischen Landbevölkerung, deren überwiegende Mehrheit bis ins 19. Jahrhundert hinein der ständigen Drangsalierung und Diskriminierung durch ihre christliche Umwelt ausgesetzt war – sozial geächtet, wirtschaftlich isoliert, bettelarm im wahrsten Sinne des Wortes. Von den „kleinen Wohnungen in modernem Geschmack“ offensichtlich beeindruckt, verschweigt Schwab den historischen Hintergrund des vielzitierten „städtischen Charakters“¹² der Judendörfer, der fremden, weil nicht bäuerlichen Formen jüdischen Wohnens. Weil Juden keine Landwirtschaft betreiben durften¹³, benötigten sie auch keinen Stall und keine Scheuer in ihren Häusern. Modische Kleidung und feiner Hausrat, über die auf dem Land lebende jüdische Familien nur selten verfügten, waren weniger Ausdruck persönlichen Reichtums, als vielmehr Folge einer anderen Lebensweise, eines anderen Wertesystems und besonderer Religionsvorschriften. Mit keinem Wort erwähnt Schwab zudem das offensichtlichste Indiz für die soziale Isolation der jüdischen Minderheit, nämlich die Trennung des Dorfes in einen jüdischen und einen christlichen Teil, in dem auch 1844 noch kein Jude wohnte.¹⁴

Emanzipation oder: die „bürgerliche Verbesserung“ der Juden

Als Württemberg 1806 Königreich von Napoleons Gnaden geworden war, hatten sich durch die territoriale Neuordnung des deutschen Südwestens Fläche und Einwohnerzahl des ehemaligen Herzogtums verdoppelt. „Aber noch“, so die Klage im Württembergischen Jahrbuch für das Jahr 1822, „haben wir kein württembergisches Volk; jeder Theil ist dem andern fremd.“¹⁵ An der Hypothek eines zwar nicht mehr durch politische, nach wie vor aber durch kulturelle und religiöse Grenzen getrennten Staatsgebietes hatte das junge Königreich schwer zu tragen.¹⁶ Durch die napoleonische Neuordnung hatte das bislang rein protestantische Württemberg aber nicht nur das katholische Oberschwaben, sondern mit einem Schlag auch fast 10.000 „Schutzjuden“ hinzugewonnen. Im traditionell jüdenfeindlich eingestellten Land war man über deren Existenz wenig erfreut. In den Städten fürchtete man die unliebsame Konkurrenz jüdischer Händler und Kaufleute, auf den Dörfern war die Angst vor wirtschaftlicher Konkurrenz in Zeiten der Agrarkrise noch größer. Nichtsdestotrotz war das noch junge Königreich bestrebt, die neugewonnenen jüdischen Untertanen in gute württembergische Staatsbürger zu verwandeln und suchte deshalb auf gesetzlichem Wege die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Stellung der jüdischen Landbevölkerung zu bessern. König Friedrich I. hob die vielfach unterschiedlichen Bestimmungen der Schutzbriefe schrittweise auf und ersetzte sie durch Einzelverordnungen.¹⁷ Unter Wilhelm I. wurde 1828 das *Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen* erlassen, das die „Schutzjuden“ zu württembergischen Untertanen umerziehen sollte. Der Staat nahm sich mit diesem Gesetz nicht nur einer umfassenden Neuordnung des jüdischen Religions- und Bildungswesens an. Auch die rechtliche und soziale ‘Emanzipation’ der Juden wurde staatlich verordnet, und sie zeichnete sich nicht durch fürsorgliche Toleranz, sondern durch rigorose pädagogische Maßnahmen aus.¹⁸

„Das vermeintliche Risiko Judenemanzipation sollte [...] durch ein Erziehungsmodell entschärft werden, das Rechtsverbesserungen von der ‘bürgerlichen Verbesserung’ der

Juden, von ihrer Bereitschaft zu wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Anpassung abhängig machte. Gefordert waren der Übergang vom Hausier- und Trödelhandel zu ordentlichen Gewerben, bevorzugt zu Landwirtschaft und Handwerk, gefordert waren verbesserte Bildung und religiöse Reform. Die zentralen Vorbehalte, die da 'gemeinschaftliche Erwerbsart, religiös-nationale Absonderung und sittlich-moralische Verderbenheit' lauteten, bekämpfte das württembergische Judengesetz von 1828 durch Lenkung und strikte Kontrolle der Berufswahl junger Juden, durch Rechtsbeschränkungen für Hausierhändler – etwa ein Übersiedlungsverbot in andere Gemeinden oder ein Heiratsverbot vor dem 35. Lebensjahr – und durch die grundlegende Ordnung des jüdischen Schul- und Religionswesens unter staatlicher Aufsicht. Erziehungsziel war der assimilierte „Staatsbürger mosaischer Konfession“, ein 'braver Untertan', ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft.“¹⁹

Als 1864 die gesetzliche Gleichstellung der Juden erreicht war²⁰ und sie dem Papier nach württembergische Staatsbürger waren, da hatte die erzwungene kulturelle Anpassung bereits deutliche Spuren in den Landgemeinden hinterlassen. Denn in den Jahrzehnten zuvor war das Fremde völlig angeglichen worden. Das jüdische „Kirchenwesen“ – ein dem Judentum völlig fremder Begriff – war nach dem Vorbild der protestantischen Staatskirche neu geordnet, die jüdische Religion war konfessionalisiert. Die bislang selbständigen Gemeinden waren nun in Rabbinatsbezirken zusammengefaßt, an der Spitze der Verwaltung stand die *Königliche Israelitische Oberkirchenbehörde* nach Muster des evangelischen Oberkirchenrates. Die Rabbiner hatten eine Amtstracht zu tragen, an der das Beffchen – die charakteristische weiße Halsbinde an den Talaren der evangelischen Pfarrer – nicht fehlen durfte. Die Konfessionalisierung der jüdischen Religion erfuhr in der ehemaligen oberschwäbischen Reichsstadt Buchau eine seltene, wenn auch bezeichnende Zuspitzung. Die jüdische Gemeinde hatte 1837/38 für 23.000 Gulden eine neue Synagoge in vornehmen klassizistischen Formen erbaut, wozu König Wilhelm I. 800 Gulden beigesteuert hatte. Als einzige deutsche Synagoge erhielt sie einen Glockenturm, der anfangs ein Glockenspiel, seit 1854 sogar eine Glocke aufnahm.²¹ Ungeachtet ihrer Bemühungen um kulturelle Assimilation stieß die rechtliche und wirtschaftliche Emanzipation



Architektonisches Symbol der jüdischen Assimilation: 1837/38 erbaute die jüdische Gemeinde der ehemaligen Reichsstadt Buchau eine in vornehmen klassizistischen Formen gehaltene Synagoge; als einzige in Deutschland erhielt sie einen Glockenturm. Ein Gedenkstein erinnert an das 1938 zerstörte Gebäude.

tion der Juden auf heftigen Widerstand. Die christlichen Nachbarn wehrten sich, wenn Juden Ackerland kauften, Handwerker bildeten kaum jüdische Lehrlinge aus, viele Gemeinden lehnten es nach wie vor ab, Juden aufzunehmen. Die Einseitigkeit dieser gesetzlich verordneten 'Emanzipation' war verhängnisvoll. Sie beschränkte sich auf eine Umerziehung der Minderheit nach den Regeln der Mehrheit, ließ die Mehrheit aber unberührt.

„Über den Emanzipationsversuch der Juden hatte man die Christen vergessen: Sie waren unfähig, Tugenden wie Solidarität oder Brüderlichkeit zu entwickeln, sie sahen nur, daß die neuen Rechte für die Juden eigene Rechte bedrohten [...]. Die Folgen dieser württembergischen Einheitspolitik, die das Anderssein nicht akzeptierte, sondern als Makel darstellte, zeigten sich erst viel später – als es eigentlich schon viel zu spät war.“²²

Die Erwartungen, die von staatlicher Seite an die Reform des jüdischen Religions- und Bildungswesens geknüpft waren, erfüllten sich innerhalb weniger Jahrzehnte.²³ Die jüdischen Volksschulen entwickelten sich bestens, die jüdischen Kinder lasen die christliche Konkurrenz deutlich hinter sich. Der starke Anpassungsdruck allerdings, den die geforderte kulturelle Angleichung ausübte, führte zu scharfen

Auseinandersetzungen zwischen den Landgemeinden und der Oberkirchenbehörde. Die orthodoxe Mehrheit der Landjuden wollte ihre religiöse und kulturelle Eigenständigkeit keinesfalls aufgeben, sie lehnte Gebetbücher in deutscher Sprache ebenso ab wie die Einführung der „Konfirmation“, die der jüdische Kirchenrat Joseph Maier propagierte. Und als dieser 1861 anlässlich der Weihe der neuen Stuttgarter Synagoge seine Rede mit dem berühmten Satz „Stuttgart ist unser Jerusalem“ beendete, war die Verstimmung in den Landgemeinden groß.

Das Fremde bleibt fremd

Dabei war schon während der Revolution 1848 offensichtlich geworden, daß die staatlich verordnete ‘Emanzipation’ der Juden zum Scheitern verurteilt war. In Zeiten der Agrarkrise – die Hungerjahre 1846/47 waren gerade überstanden – reagierte in vielen Judendörfern die christliche Mehrheit auf die rechtliche Gleichstellung der jüdischen Minderheit und deren deutlichen sozialen Aufstieg in der entstehenden kapitalistischen Landwirtschaft, der sie über das soziale Niveau der Kleinbauern hinausführte, mit unvermin-



Die jüdische Religion wird „konfessionalisiert“: Andachtsbuch für fromme Israelitinnen, mit deutscher Übersetzung. Nebst neuen Gebeten von Dr. W. Schlessinger, Rabbiner. Sulzbach 1846.

derter Aggression und Gewalt. Auch in Baisingen bei Rottenburg, wo um 1850 rund 230 Juden lebten, was etwa einem Drittel der Gesamtbevölkerung gleichkam, rührte die antijüdische Aggression der christlichen Handwerker und Bauern aus Gefühlen wirtschaftlicher Konkurrenz und unbestimmten sozialen Ängsten. Der sogenannte „Baisinger Judenkravall“²⁴ – der Begriff verharmlost die Gewaltexzesse, die sich hier am Ostermontag des Jahres 1848 ereigneten – zog zwar harte obrigkeitliche Sanktionen nach sich, die Juden aber mußten erkennen, daß ihre Bemühungen um Angleichung und Anerkennung nur wenig Aussicht auf Erfolg hatten – das Fremde war fremd geblieben.

Nun setzte eine starke Abwanderung in die Städte ein, viele jüdische Landgemeinden waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahezu erloschen. Lebten 1832 noch 93% aller württembergischen Juden auf dem Land, so waren es 1932 nur noch 22%. In der Synagoge des Judendorfes Jebenhausen wurde schon 1899 der letzte Gottesdienst gefeiert, der verwaiste Bau wurde bald darauf verkauft und 1905 abgerissen. In den Städten aber etablierte sich ein kulturell assimiliertes, liberal gesinntes jüdisches Bürgertum, das großen Anteil an der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte seiner Zeit hatte und in gutem Einvernehmen mit der christlichen Nachbarschaft lebte. In Göppingen und Hechingen gründeten Juden bedeutende Textilunter-

nehmen, auch andernorts hatten jüdische Unternehmer wesentlichen Anteil an der Industrialisierung Württembergs.

Bis zum Ersten Weltkrieg schien auch auf den Dörfern doch noch etwas wie 'Emanzipation' stattzufinden. Die Juden begannen, die Kultur ihrer christlichen Umgebung zu übernehmen; die Assimilation umfaßte alle Lebensbereiche.²⁵ Jüdische Gesangvereine sangen *preisend mit viel schönen Reden* Loblieder auf die württembergische Heimat. Der in Nordstetten bei Horb geborene jüdische Dichter und Schriftsteller Berthold Auerbach (1812-1882), der mit seinen *Schwarzwälder Dorfgeschichten* ungeheure Popularität erlangte, beantwortete die Frage nach seiner kulturellen Identität folgendermaßen:

„Ich bin ein Deutscher, und nichts anderes könnte ich sein; ich bin ein Schwabe, und nichts anderes möchte



Der 1888 gegründete jüdische Liederkeranz Haigerloch.

ich sein; ich bin ein Jud – und das hat die rechte Mischung gegeben.“²⁶

Der Sieg im Krieg gegen Frankreich 1870/71 förderte die jüdische Identifikation mit den Begriffen „Heimat“ und „Vaterland“. „Was einst David seinem Volk gewesen, das ist Kaiser Wilhelm den Deutschen geworden“²⁷, formulierte 1897 ein israelitischer Kirchenrat in einer Festpredigt. In den Dörfern hatte sich das Zusammenleben eingespielt, man glaubte zusammenzugehören, besuchte die gleichen Vereine, die gleichen Gasthäuser. In Buttenhausen bei Münsingen stiftete der aus dem Ort stammende jüdische Kommerzienrat Lehmann Bernheimer 1903 eine Realschule, die christlichen wie jüdischen Kindern gleichermaßen eine höhere Schulbildung ermöglichte. Bis 1923, als die Inflation das Stiftungsvermögen aufzehrte, war die Bernheimersche Realschule neben der Münsinger Realschule die einzige Lehranstalt der Münsinger Alb, in der nicht nur Französisch, sondern auch Geographie, Geschichte, Geometrie oder Physik unterrichtet wurden.

Bis 1933 waren die alltäglichen Kontakte zwischen Juden und Christen vielfältig. Sie beschränkten sich nicht nur auf Geschäftsbeziehungen, wie sie z.B. zwischen jüdischen Viehhändlern und christlichen Bauern bestanden. Und doch war in den meisten Judendörfern die christliche Mehrheit nur zu einem mehr oder minder gleichgültigen Nebeneinander fähig, das tolerante Miteinander war die Ausnahme. Schwäbische Judendörfer gibt es seit 1941 nicht mehr, und nur we-



1870: Jom Kippur (hoher jüdischer Feiertag) vor Metz. Auch württembergische „Staatsbürger mosaischen Glaubens“ halten im deutsch-französischen Krieg die „Wacht am Rhein“.



Bernheimer'sche Realschule Buttenhausen: Jüdische und christliche Kinder gleichermaßen (hier der Jahrgang 1915/16) waren die Nutznießer der großzügigen Stiftung des aus dem Ort stammenden jüdischen Kommerzienrates Lehmann Bernheimer.

nige der Überlebenden kehrten nach 1945 zurück in die Dörfer, die ihnen keine Heimat mehr sein konnten und wollten.

„In diesen Dörfern“, so Utz Jeggle, „war man bestimmt nicht böser, gemeiner als anderswo auch. Aber hier wurde man konkret auf die Probe gestellt – und man versagte. Man mußte versagen, weil nie gelernt worden war, richtig zu reagieren: Man war selbst nicht emanzipiert. Das zeigte sich, als die Nazis kamen; hilflos unmündig stand man der Gewalt gegenüber, die wiederum auch nur ein Ergebnis dieser Unmündigkeit war. Die Geschichte dieser Dörfer mit ihrer verlorenen jüdischen Minderheit ist kein Anlaß für sentimentale Rückblicke, sie kann nur Anleitung sein zum konsequenten praktischen Handeln: die Mehrheit zu emanzipieren, mündig zu machen, um so Minderheitenprobleme zu lösen.“²⁸

Nur dank ihrer Nutzung als Scheune entging die ehemalige Baisinger Synagoge dem Abriß. Das Gebäude wird derzeit behutsam restauriert, doch werden die Spuren der Zerstörung von 1938 nicht getilgt: Die unterschiedlichen Bedeutungsebenen dieses wichtigsten Zeugnisses jüdischer Geschichte in Baisingen bleiben so erhalten. Ansicht von Osten, Zustand 1990.





Die ehemalige Baisinger Synagoge: 1784 erbaut, 1838 erweitert, 1938 zerstört, nach 1945 als Scheune genutzt. Ansicht von Westen, Zustand 1990.



Baisingen, 1936: Die Familien Schweizer, Gideon und Preßburger beim 80. Geburtstag der Großmutter Dora Schweizer.



Stuttgart, November 1941: Badische und württembergische Juden im Sammellager auf dem Killesberg vor der Deportation nach Riga.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Utz Jeggle: Was bleibt? Die Erbschaft der Dorfjuden und der „Judendörfer“. In: Allmende 36/37. 13. Jahrgang, Eggingen 1993, S. 30-41. „Jede formalisierte Tendenz der Erinnerung“, so Utz Jeggle, „ist eine Kompromißbildung zwischen unaushaltbaren menschlichen Erfahrungen und dem Wunsch, Identität zu sichern, auch durch eine geschichtliche Dimension. Daß dieser Kompromiß noch in vielem sprachlos ist und daß die Sprache, die er in den Erinnerungen fand, in unserem Fall besonders unzulänglich ist, liegt weniger am Erinnerungsvermögen selbst als an der Zumutung, das Unfaßbare zu bewahren.“ Ebd., S. 40.
- 2 Die Kulturwissenschaftlerin Franziska Becker hat in Baisingen die unterschiedlichen Formen des (Nicht-)Erinnerns an die ausgelöschte jüdische Gemeinde analysiert. Vgl. Franziska Becker: Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde. Göttingen 1994. Siehe auch Franziska Beckers Aufsätze: Das beschwichtigte Gedächtnis oder: wie man sich in einem schwäbischen Dorf an die Verfolgung der Juden im Nationalsozialismus erinnert. In: Landjudentum im Süddeutschen- und Bodenseeraum. Hg. v. Landesarchiv Vorarlberg, Dornbirn 1992, S. 197-207, und: Die nationalsozialistische Judenverfolgung in Baisingen. In: Der Sülchgau. Band 32. Rottenburg 1990, S. 169-192.
- 3 Franziska Becker: Gewalt und Gedächtnis (wie Anm. 2), S. 24.
- 4 Eine der bekanntesten Zeilen des Gedichtes lautet: „Eberhard, der mit dem Barte, Württembergs geliebter Herr“.
- 5 Zit. nach: Juden in Buttenhausen. Ständige Ausstellung in der Bernheimer'schen Realschule Buttenhausen (=Schriftenreihe des Stadtarchivs Münsingen, Band 3). Münsingen 1994, S. 27.
- 6 Der 1925 erschienene Roman wurde wie alle Werke Feuchtwangers von den Nationalsozialisten verboten. Dennoch diente er als Vorlage für den gleichnamigen antisemitischen Propagandafilm Veit Harlans, der das Anliegen des Schriftstellers ins Gegenteil verkehrte. Feuchtwanger schrieb 1941 in einem offenen Brief an die Hauptdarsteller: „Man wird mit Aug und Ohr nachprüfen können, wie Sie alle dazu beigetragen haben, die Geschichte jenes Juden, von dem Sie alle wußten, daß er ein großer Mann war, ins genaue Gegenteil zu verkehren. Und Sie werden nicht die bescheidenste Ausrede haben; denn Sie sind sich alle klar darüber gewesen, daß von Anfang an hinter diesem Film nicht die Spur eines künstlerischen Willens stand.“ Zit. nach: Lion Feuchtwanger: Jud Süß. Frankfurt 1991, S. 474.
- 7 Zur Geschichte der Juden in Hohenzollern im 16. Jahrhundert vgl. Casimir Bumiller: Judenpolitik in Südwestdeutschland im 16. Jahrhundert: das Spannungsfeld zwischen Hohenberg, Württemberg und Hohenzollern. In: Der Sülchgau. Band 32. Rottenburg 1990, S. 131-144.
- 8 In Jebenhausen bei Göppingen, das sich ebenfalls im Besitz der Freiherren von Liebenstein befand, existierte seit 1777 eine jüdische Gemeinde.
- 9 Zit. nach: Juden in Buttenhausen (wie Anm. 5), S. 29.
- 10 Gustav Schwab (1792-1850) zählt nicht nur dank der Herausgabe der „Schönsten Sagen des classischen Alterthums“ bis

- heute zu den meistgelesenen schwäbischen Schriftstellern, sondern auch aufgrund seiner Reisehandbücher: 1823 erscheint „Die Neckarseite der schwäbischen Alb“, es folgen 1827 „Der Bodensee nebst dem Rheinthale“ und 1837 schließlich die „Wanderungen durch Schwaben“.
- 11 Gustav Schwab: Die Neckarseite der schwäbischen Alb. Zit. nach: Jüdisches Museum Göppingen in der Alten Kirche Jebenhausen (=Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 29). Weissenhorn 1992, S. 25.
- 12 In den württembergischen Oberamtsbeschreibungen findet sich diese stereotype Formulierung immer wieder. Für Jebenhausen lautet die entsprechende Passage: „Der städtische Häuserschmuck in der Gemeinde der Juden sticht gar sonderbar gegen die einfachen Wohnungen der Christen ab.“ Beschreibung des Oberamts Göppingen. Stuttgart 1844, S. 253. Vgl. dazu: Monika Richarz: Landjuden – ein bürgerliches Element im Dorf? In: Wolfgang Jacobeit (Hg.): Idylle oder Aufbruch? Das Dorf im bürgerlichen 19. Jahrhundert. Berlin 1990, S. 181-196.
- 13 Erst 1807 wurde Juden der Grunderwerb, 1809 auch die Ausübung eines Handwerks gestattet. Die entsprechenden Verordnungen hatte König Friedrich I. erlassen. Vgl. Aron Tänzer: Die Geschichte der Juden in Württemberg. Frankfurt 1937, S. 10-20.
- 14 Beschreibung des Oberamts Göppingen (wie Anm. 12), S. 253.
- 15 Württembergisches Jahrbuch für 1822. Zit. nach Friedemann Schmall: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Tübingen und Stuttgart 1995, S. 20.
- 16 Ebd., S. 20-24.
- 17 Vgl. Anm. 13.
- 18 Vgl. Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg. Tübingen 1969, S. 98-169.
- 19 Birgit Schneider: Religion und Bildung der württembergischen Juden im 19. Jahrhundert. In: Otto Borst (Hg.): Minderheiten in der Geschichte Südwestdeutschlands. Tübingen 1996, S. 175f
- 20 Dies geschah durch das Gesetz betreffend die Unabhängigkeitstellung der staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnisse vom 31. Dezember 1861 und das Gesetz betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen vom 13. August 1864, dessen erster Artikel wie folgt lautete: „Die im Königreich einheimischen Israeliten sind in allen bürgerlichen Verhältnissen den gleichen Gesetzen unterworfen, welche für die übrigen Staatsangehörigen maßgebend sind; sie genießen die gleichen Rechte und haben die gleichen Pflichten und Leistungen zu erfüllen.“ Zit. nach Paul Sauer: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohen zollern. Denkmale, Geschichte, Schicksale. Stuttgart 1966, S. 8.
- 21 Vgl. Joachim Hahn: Schweigend spricht der Stein. Jüdische Architektur und Baukunst in der Bodensee-Region und in Oberschwaben. In: Abraham P. Kustermann/Dieter R. Bauer (Hg.): Jüdisches Leben im Bodenseeraum. Ostfildern 1994, S. 193-209, hier S. 203-205. Siehe auch: Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart e.V. (Hg.): Spuren jüdischen Lebens und die nationalsozialistische Verfolgung. Stuttgart 1988, S. 30. Nicht belegt ist die Anekdote, König Wilhelm I. persönlich habe die Buchauer Glocke gestiftet.
- 22 Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg. In: Martin Blümcke (Hg.): Abschied von der Dorfidylle. Stuttgart 1982, S. 86-94, hier S. 89.
- 23 Vgl. Birgit Schneider (wie Anm. 19), S. 183-186.
- 24 Karlheinz Geppert: Vom Schutzjuden zum Bürger. Aspekte zur Geschichte der Juden in Baisingen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Der Sülchgau. Band 32. Rottenburg 1990, S. 145-168, hier S. 154-162.
- 25 Beate Bechtold-Comforty hat diesen Prozeß der Angleichung mit Blick auf die „schwäbisch-jüdische Eßkultur“ nachgezeichnet. Sie beschreibt den „jüdischen Traditionsverlust“, der durch „Geschmacksnivellierung [...] und Anpassung an die formalen Normen der bürgerlichen Küche“ ausgelöst wurde, folgendermaßen: „Den ‘Kosten des Fortschritts’ stand hier als Gewinn eine neue und offensichtlich erwünschte Identität gegenüber: die schwäbisch-jüdische Identität. Und, das muß besonders betont werden, es waren die Frauen, die einen wichtigen Teil dieses dynamischen kulturellen Prozesses an der (Küchen-)Basis in die Wege leiteten, die via Kochkunst, via Sozialisation durch den Magen ihre Männer und Kinder zu guten Schwaben erzogen. Damit leisteten sie einen entscheidenden Beitrag zur Integration der Juden in ihre lokale Umwelt.“ Beate Bechtold-Comforty: Spätzle und Tscholent. Aspekte schwäbisch-jüdischer Eßkultur. In: Julius H. Schoeps u. a. (Hg.): Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1992. München 1992, S. 121-142, hier S. 139.
- 26 Berthold Auerbach, zit. nach: Juden in Hechingen. Katalog zur Dokumentation in der Alten Synagoge Hechingen. Hg. v. Initiative Hechinger Synagoge e.V./Verein Alte Synagoge e. V. Hechingen o. J. (1991), S. 49.
- 27 Zit. nach: Utz Jeggle (wie Anm. 22), S. 92.
- 28 Ebd., S. 93f.

Der Volkskundler August Lämmle und die Heimatschutzbewegung in Württemberg

Am 16. März 1908 wurde in Württemberg ein Aufruf zur Gründung eines *Bundes für Heimatschutz* veröffentlicht.¹ Unter dem Motto „Heimatschutz fordern wir!“ wandten sich die Unterzeichner gegen die „Übergriffe des modernen Lebens“ und „mancherlei Verwüstungen“, um die Heimat „zu schützen und sie in ihrer natürlich gewachsenen und historisch gewordenen Eigenart zu erhalten.“² Der Aufruf stieß in Württemberg auf eine breite Resonanz. Die Gründung des *Bundes für Heimatschutz in Württemberg* fand schließlich am 12. März 1909 in der Landeshauptstadt Stuttgart statt.³

Die um die Jahrhundertwende im Deutschen Reich entstehende Heimatschutzbewegung hatte an der Konstruktion und Reproduktion regionaler Stereotypen wesentlichen Anteil. Durch Vereine wie den *Bund für Heimatschutz in Württemberg* wurden Heimatpflege und Volkskunde in der Öffentlichkeit institutionalisiert. Einer der bekanntesten Vertreter der Heimatschutzbewegung in Württemberg war der Volkskundler August Lämmle, den man stellvertretend für eine ganze Generation von Brauchtums- und Heimatpflegern betrachten kann.

Vom Volksschullehrer zum Heimatpfleger

August Lämmle wurde am 3. Dezember 1879 als Sohn einer Bauernfamilie in Oßweil geboren.⁴ Nach der Volksschule besuchte er von 1885 bis 1890 das Gymnasium Ludwigsburg und wurde von 1891 bis 1896 an den Lehrerseminaren Esslingen und Nürtingen als Volksschullehrer ausgebildet.⁵ Lämmle unterrichtete auf der Blaubeurer und Neuffener Alb, auf den Tübinger Härden, im Remstal, im Strohgäu, im Teuringer Tal, im Wieslaufstal, im Allgäu und in Franken.⁶ Die wechselnden Schulorte förderten sein Interesse an Land und Leuten. In Steinenbronn bei Schorndorf, wo er seit 1906 unterrichtete, war er außerdem auch als Organist, Leiter des Männergesangvereins und Vorsitzender der Darlehenskasse tätig.⁷

Volksschullehrer wie August Lämmle waren die Wegbereiter der Heimatschutzbewegung um die Jahrhundertwende.⁸ Seit dem 19. Jahrhundert wurde das Fach Heimatkunde im Schulunterricht immer wichtiger und bot den Volksschullehrern die Chance zur Profilierung mit eigenen Veröffentlichungen.⁹ 1909

schrieb August Lämmle vor diesem Hintergrund das Schulbuch *Das Amt Schorndorf in alter und neuer Zeit*, das von der Schulbehörde auch veröffentlicht wurde.¹⁰ Von 1910 bis 1913 unterrichtete er an verschiedenen Realschulen des Landes und leitete während des Ersten Weltkriegs das Reservelazarett III in Tübingen.¹¹ Im Alter von 36 Jahren begann er mit der Veröffentlichung von schwäbischen Gedichten. 1912 und 1914 erschienen die Gedichtbände *Schwobebluet* und *Oiges Brot*, 1916 unter dem Titel *Spinnstubengeschichten* seine ersten schwäbischen Erzählungen.¹²

Heimatschutzbewegung in Württemberg

Für die um die Jahrhundertwende entstehende Heimatschutzbewegung war „Heimat“ ein Wert an sich. Die Heimatschutzbewegung sollte, so Werner Hartung,

„dem Gefühl der Entfremdung trotzen, das seelische Gleichgewicht des Individuums in Einklang bringen mit den Veränderungen, die der Industrialisierungsprozeß in den städtischen und ländlichen Lebenswelten hinterließ.“¹³

Als Gegensatz zum Industriezeitalter der Gegenwart konstruierte die Heimatschutzbewegung ein idealisiertes „Klischee bäuerlicher Urheimat“ in der Vergangenheit.¹⁴ Vereine wie der *Bund für Heimatschutz in Württemberg*, bereits seit 1910 *Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern*, entsprachen einem insbesondere im städtischen Bürgertum weit verbreiteten Bedürfnis nach Kontinuität und Stabilität in einer als krisenhaft empfundenen Umbruchsituation.¹⁵ „Zukunftsbewältigung reduzierte sich auf Vergangenheitsbewältigung“, so Werner Hartung, „auf den Schutz derjenigen Identifikationsmerkmale, die sich

historisch bewährt zu haben schienen.“¹⁶ Nach der Gründung des Bundes für Heimatschutz in Württemberg, die „unter glänzender Beteiligung einer großen Zahl von Männern und Frauen, Gelehrten und Künstlern, Fabrikanten, Offizieren, Beamten und Vertretern der Presse“¹⁷ stattfand, entfaltete sich bald eine vielseitige Vereinstätigkeit.

Bereits 1911 war der *Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern* mit 3 500 Mitgliedern der größte Landesverband im *Deutschen Bund für Heimatschutz*.¹⁸ Ziele waren laut Satzung der „Schutz der Natur“, der „Schutz und die Pflege der aus früherer Zeit überkommenen Werke“ wie Baudenkmäler sowie die „Pflege und Fortbildung der überlieferten ländlichen Gegenstände, der Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten.“¹⁹ Zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge sollten das

Bewußtsein regionaler Identität in einer schwäbischen Kulturlandschaft verstärken.²⁰ Seit 1913 gab die Heimatschutzbewegung in Württemberg und Hohenzollern auch ein *Schwäbisches Heimatbuch* heraus, das die Vereinsmitglieder als Jahresgabe erhielten und eine Vielzahl von Beiträgen zu Natur- und Heimatschutz, Heimatpflege, Volkskunde, Baufragen, Baugeschichte und Denkmalpflege umfasste.²¹ Außerdem gründete man für Vorträge eine Einrichtung mit dem Namen *Schwäbisches Lichtbild* und nahm Kontakt zu „Schwabenvereinen“ auf der ganzen Welt auf.²² „Heimatliebe und Stammesbewußtsein“ wurden so durch die enge Zusammenarbeit von Volkskunde und Heimatpflege zu „konstitutiven

Bausteinen der Vaterlandsliebe“²³ erklärt.



Holzschnitt zum 50. Geburtstag von August Lämmle aus dem *Schwäbischen Heimatbuch* von 1927.

Volkskundler beim Landesamt für Denkmalpflege

In der Weimarer Republik wurde August Lämmle zu einem der wichtigsten Vertreter der Volkskunde in Württemberg. 1920 referierte er erstmals zum Thema „Schwäbisches Volkstum“ beim „Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz“ in Stuttgart.²⁴ Gleichzeitig wurde er vom Kultusministerium für besondere Aufgaben freigestellt, um sich vollständig dem „Studium volkskundlicher Disziplinen“²⁵ zuwenden zu können. In dieser Zeit übernahm er außerdem die Geschäftsführung des *Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege in Württemberg* und die Schriftleitung der Zeitschrift *Schwäbische Heimat*.²⁶ 1923 beauftragte man ihn schließlich mit der „Errichtung einer besonderen volkskundlichen Abteilung“²⁷ beim Landesamt für Denkmalpflege.

Nach dem verlorenen Krieg wurde die Heimat-Ideologie in der Weimarer Republik von einem bewußten Rückzug auf regionale Identitätsmuster geprägt.²⁸ Heimatpflege und Volkskunde förderten eine allgemeine „Nationalisierung von Natur, Heimat und Kultur“ und stellten Begriffe wie „Sitte, Stamm und Gemeinschaft“²⁹ in den Mittelpunkt. Diese Entwicklung läßt sich auch am Beispiel der Tätigkeit von August Lämmle als Volkskundler in Württemberg nachvollziehen. In einem Vortrag zum Thema „Volkstum und Heimat“ am 7. Oktober 1926 bei einer Tagung des Landesamtes für Denkmalpflege klagte er über den Verlust von „Sitte und Brauch“, „Volkstracht“, „Volksspiel“ und „Geselligkeit der Licht- und Hofstuben.“³⁰ Unter dem Titel „Das neue Gesicht der Heimat“ äußerte er sich 1930 im *Schwäbischen Heimatbuch* auch zu den Ursachen dieser Entwicklung. Diese lagen für ihn unter anderem im „Siegeszug der Grammophonplatten, der Bilderbücher

und der Kinos.“³¹ Die Folgen wären „Auflösung und Zerbröselung“ sowie „Unruhe und Unsicherheit“, während die Heimatschutzbewegung im Gegensatz dazu für „Natur, Heimat, Familie und Volkstum“³² stehen würde. Lämmle griff damit wie viele andere Vertreter von Volkskunde und Heimatpflege in dieser Zeit „weit in die Vergangenheit zurück und schuf aus historisch, wirtschaftlich, sozial und funktional Bedingtem zeitlos Dauerndes.“³³ Unter seiner Leitung entwickelten sich in der „Abteilung Volkstum“ beim Landesamt für Denkmalpflege mehrere Schwerpunkte wie die Sammlung von Volksliedern, die Sammlung von Heil- und Segenssprüchen, die Sammlung von Flurnamen und die Mitarbeit am *Atlas der deutschen Volkskunde*.³⁴ Seine Leistungen waren dabei aber offenbar vor allem organisatorischer Natur. Ein historisch-kritischer Ansatz war ihm in der Volkskunde vollkommen fremd.³⁵

In der Weimarer Republik trat August Lämmle als Herausgeber und Verfasser einer ganzen Fülle von Veröffentlichungen hervor. 1924 begann er mit der Herausgabe der Reihe *Schwäbische Volkskunde*, in der auch 1925 unter dem Titel *Unser Volkstum* eines seiner Hauptwerke erschien.³⁶ In dieser Programmschrift seiner volkskundlichen Tätigkeit forderte er die „Verwurzelung des Denkens, Glaubens und Handelns im Menschlichen, im eigenen Wesen, im deutschen Volkstum.“³⁷ Daher müsse die Volkskunde zur „Veredelung des Menschen, des Menschengeschlechts und des

menschlichen Lebens beitragen.“³⁸ Die Schwaben waren für August Lämmle zwar kein einheitlicher „Menschenschlag“, aber dennoch hatte er in seinen Veröffentlichungen ganz plastische Vorstellungen von ihrem Aussehen und Charakter. In einem Aufsatz zum Thema *Schwaben und Franken in Württemberg* schrieb er:

„Der Schwabe ist in allem derber, stämmiger; er hat einen starken Kopf, breites Gesicht, herbes festes Kinn, gut



August Lämmle (1879-1962)

„Der Schwabe ist in allem derber, stämmiger; er hat einen starken Kopf, breites Gesicht, herbes festes Kinn, gut

entwickelte Stirn, kräftige Nase, volle Lippen, die leicht aufblühen, oft blonde Haare, blaue Augen und belle Hautfarbe. Der Blick ist offen oder versonnen, der Gesichtsausdruck wechselt zwischen ernst und heiter, das Auftreten ist deutlich hörbar, oft polternd und ungeschickt. Er ist nicht 'behligen' [heimlich; Anm. d. Verf.] auf der Welt.“³⁹

Von diesem Bild der Schwaben war der Weg zur Volkstumsideologie des Dritten Reiches nicht mehr weit.

Brauchtumpfleger unter dem Hakenkreuz

Durch die ausgeprägte inhaltliche und sprachliche Nähe ergaben sich keinerlei Probleme bei der Eingliederung von Volkskunde und Heimatpflege in den Wissenschaftsbetrieb des Dritten Reiches.⁴⁰ Ganz im Gegenteil: Die Volkskunde wurde bald zur ideologischen Hilfswissenschaft, um die „Höherwertigkeit nordisch-germanischer Kultur“⁴¹ mit pseudowissenschaftlichen Methoden zu belegen. Für den als immer problematischer empfundenen „Konflikt zwischen Traditionalismus und Modernität“⁴² bot sich für Volkskundler wie August Lämmle das Dritte Reich als geeignetes ideologisches Ventil zur Lösung aller Probleme an. „Rassenlehre“ und „Volksgemeinschaft“, Begriffe also, die auch in Heimatpflege und Volkskunde Tradition hatten, schienen die „Wiederverbäuerlichung“ der Bevölkerung einleiten zu können.⁴³

Bereits 1933 stieg August Lämmle zum Schriftleiter und Herausgeber der Zeitschrift *Württemberg – Monatsschrift für Dienst an Heimat und Volk* auf.⁴⁴ Ein 1934 unter dem Titel *Brauch und Sitte im Bauerntum* veröffentlichtes Buch durfte angeblich seit 1936 nicht mehr verbreitet werden, was aber die weitere Karriere von August Lämmle unter dem Hakenkreuz nicht behinderte.⁴⁵ 1937 trat er im Alter von 60 Jahren in den Ruhestand, schrieb und veröffentlichte aber weiter.⁴⁶ Auf ausdrücklichen Wunsch der NSDAP-Gauleitung wurde August Lämmle 1939 als „bester Kenner des schwäbischen Volkes“⁴⁷ zum Vorsitzenden des *Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern* gewählt. Seine positive Einstellung zum Dritten Reich war mehr

als deutlich. 1937 schrieb er in der *Monatsschrift Württemberg* zum Beispiel:

„Dienst am Volkstum sind alle die großen Maßnahmen der letzten Jahre: Arbeitsbeschaffung und Winterhilfe, Erbhofgesetz, Ehestandsförderung und Kinderfürsorge; Dienst am Volkstum ist der Sinn der Hitlerjugend und der Kameradschaft in der SA, ist in seiner zielbewußten Durchdenkung und Durchführung der Arierparagraph und die Beseitigung der Fremdstämmigen aus der Führung des deutschen Volkes und Staates.“⁴⁸

Letzte Jahre des Volkskundlers in Leonberg

Der Zusammenbruch des Dritten Reiches beendete 1945 auch die Vorstandschafft von August Lämmle im Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern.⁴⁹ Der „lächelnde Weise“ zog sich in ein kleines Haus bei Leonberg zurück und erfreute sich insbesondere an seinen runden Geburtstagen in der Nachkriegszeit zahlreicher Ehrungen.⁵⁰ Unter dem Titel *Volkstum und Heimat in Baden-Württemberg* beteiligte er sich auch an der Diskussion über die Bildung des Südweststaates, den er befürwortete.⁵¹ Zum 75. Geburtstag erhielt er von der Landesregierung den Professorentitel.⁵² Bücher wie *Das Herz der Heimat. Eine Aussteuer aus dem schwäbischen Hausgut für unsere Söhne und Töchter dabeim und draußen* wurden Standardwerke der schwäbischen Regionalliteratur.⁵³ Viele seiner Werke wurden mehrfach aufgelegt und erschienen in hohen Auflagen.⁵⁴ Am 10. Februar 1962 starb August Lämmle im Alter von 85 Jahren.⁵⁵

Hans-Ulrich Roller, der sich 1964 als erster in einer kritischen Bestandsaufnahme mit Lämmles Veröffentlichungen auseinandersetzte, wies an vielen Belegstellen die idealisierte und ideologisierte Grundstruktur seines Schwabenbildes nach. „Er machte das Schwabenländle zu einem Paradies“, bilanzierte Roller, „und ließ die Schwaben, bauernstämmig zumeist und im Blut verbunden, darin lustwandeln.“⁵⁶ Und weiter:

„Lämmle saß mittendrin in diesem Garten Eden, erböht über den anderen, so daß er alles überblicken konnte, mit



Bericht zum 85. Geburtstag von August Lämmle aus dem Jahr 1964.

seberischen Augen, mit denen er seinen Landsleuten in den Seelengrund blickte.“⁵⁷

Für Lämmle war das Schwabenland das Paradies auf Erden. Diese Idylle hat er vor allem in seiner *Schwäbischen Schöpfungsgeschichte* oft wiedergegeben. In dieser kleinen Geschichte entwirft der Herrgott vor der Erschaffung der Welt zunächst ein kleines Modell, nach dessen Vorbild dann die Erde gestaltet wird:

„Und als er nun am ersten und schönsten Sonntagmorgen das Werk seiner Hände betrachtete und sein Wohlgefallen hatte an der bunten Fülle und an der Lust der Geschöpfe“, so Lämmle, „da sah er nebenbei das kleine Modell, und es deuchte den Meister schade, das kleine Kunstwerk, das seinen Dienst getan, nun einfach so beiseite zu schieben. Und er suchte einen freien und heimlichen Platz auf der Erde heraus und baute es da hinein. Und das ist nun das Schwabenlände geworden.“⁵⁸

Anmerkungen

- 1 Wilfried Setzler: 'Die schwäbische Heimat in ihrer Eigenart zu schützen' – Auftrag seit 75 Jahren. In: Schwäbische Heimat 2/1984, S. 102-115, hier S. 106.
- 2 Ebd., S. 107.
- 3 Ebd., S. 108.
- 4 Zur Biographie August Lämmles vgl. Helmut Dölker: August Lämmle und die schwäbische Volkskunde. In: Schwäbische Heimat 6/1951, S. 257-258; Hans-Ulrich Roller: August Lämmle 1876 - 1962. In: Hermann Bausinger (Hg.): Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg. Helmut Dölker zum 60. Geburtstag (=Volksleben, Band 5). Tübingen 1964, S. 277-293; Hans Schwenkel: August Lämmle zum 50. Geburtstag. In: Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1927. Stuttgart 1927, S. 7-15; Ders.: August Lämmle 80 Jahre alt. In: Schwäbische Heimat 6/1956, S. 225-228.
- 5 Hans-Ulrich Roller (wie Anm. 4), S. 277.
- 6 August Lämmle: Unterwegs. Erinnerungen und Begegnungen. Reutlingen 1951, S. 26f.
- 7 Hans-Ulrich Roller (wie Anm. 4), S. 277.

- 8 Werner Hartung: Das Vaterland als Hort von Heimat. Grundmuster konservativer Identitätsstiftung und Kulturpolitik in Deutschland. In: Edeltraud Kluebing (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991, S. 112-156, hier S. 114.
- 9 Stefan Maier: Volkskunde und Heimatpflege. Geschichte und Problematik eines distanzierten Verhältnisses. In: Edeltraud Kluebing (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991, S. 344-370, hier S. 351.
- 10 Hans Schwenkel: August Lämmle 80 Jahre alt (wie Anm. 4), S. 225.
- 11 Hans-Ulrich Roller (wie Anm. 4), S. 277.
- 12 Hans Schwenkel: August Lämmle 80 Jahre alt (wie Anm. 4), S. 225f.
- 13 Werner Hartung (wie Anm. 8), S. 112.
- 14 Ebd., S. 113.
- 15 Ebd., S. 115.
- 16 Ebd.
- 17 Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen: Geschichte der Gründung des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern. In: Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1919. Stuttgart 1919, S. 8-19, hier S. 11.
- 18 Wilfried Setzler (wie Anm. 1), S. 110.
- 19 Ebd., S. 108.
- 20 von Gaisberg-Schöckingen (wie Anm. 17), S. 13.
- 21 Felix Schuster: 40 Jahre Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern. Ein Rückblick auf Grund eigener Erinnerungen. In: Ders. (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1949. Stuttgart 1949, S. 13-55, hier S. 24
- 22 Ebd., S. 21.
- 23 Werner Hartung (wie Anm. 8), S. 119.
- 24 Felix Schuster (wie Anm. 21), S. 33.
- 25 Hans Schwenkel: August Lämmle 80 Jahre alt (wie Anm. 4), S. 226.
- 26 Ebd.
- 27 Ebd.
- 28 Stefan Maier (wie Anm. 9), S. 356.
- 29 Ebd., S. 358.
- 30 August Lämmle: Volkstum und Heimat. In: Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1927. Stuttgart 1927, S. 17-26, hier S. 17.
- 31 Ders.: Das neue Gesicht der Heimat. In: Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1930. Stuttgart 1930, S. 5-12, hier S. 6.
- 32 Ebd., S. 7.
- 33 Stefan Maier (wie Anm. 9), S. 355.
- 34 Helmut Dölker (wie Anm. 4), S. 257f.
- 35 Hans-Ulrich Roller (wie Anm. 4), S. 280.
- 36 Hans Schwenkel: August Lämmle 80 Jahre alt (wie Anm. 4), S. 226.
- 37 August Lämmle: Unser Volkstum. Veröffentlichungen des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege, Drittes Buch. Stuttgart 1925, S. 15.
- 38 Ebd., S. 16.
- 39 August Lämmle: Schwaben und Franken in Württemberg. In: Ders.: Unser Volkstum (wie Anm. 37), S. 143-157, hier S. 150.
- 40 Stefan Maier (wie Anm. 9), S. 359.
- 41 Ebd.
- 42 Werner Hartung (wie Anm. 8), S. 132.
- 43 Ebd., S. 137.
- 44 Hans Schwenkel: August Lämmle 80 Jahre alt (wie Anm. 4), S. 226.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd.
- 47 Felix Schuster (wie Anm. 21), S. 54.
- 48 August Lämmle: 'Was liegt dem guten Menschen näher als die Seinen?' Tatsachen zu den Begriffen 'Volkstum' und 'Bolschewismus'. In: Monatsschrift Württemberg 104 (1937), S. 297-299, hier S. 299.
- 49 Felix Schuster: Geschäftsbericht 1940-1949. In: Ders. (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1949. Stuttgart 1949, S. 174-175, hier S. 175.
- 50 Hans Schwenkel: August Lämmle 80 Jahre alt (wie Anm. 4), S. 226.
- 51 August Lämmle: Volkstum und Heimat in Baden-Württemberg. Karlsruhe-Durlach 1951.
- 52 Hans Schwenkel: August Lämmle 80 Jahre alt (wie Anm. 4), S. 228.
- 53 August Lämmle: Das Herz der Heimat. Eine Aussteuer aus dem schwäbischen Hausgut für unsere Söhne und Töchter daheim und draußen. Stuttgart 1957.
- 54 Hans Schwenkel: August Lämmle 80 Jahre alt (wie Anm. 4), S. 226f.
- 55 Hans-Ulrich Roller (wie Anm. 4), S. 279.
- 56 Ebd., S. 277-293.
- 57 Ebd., S. 281.
- 58 August Lämmle: Die Schwaben. In: Martin Wähler (Hg.): Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge. Jena 1937, S. 274-286, hier S. 298.

Iß langsam und kaue tüchtig

Die Geschichte von Luise Haalers schwäbischem Nationalkochbuch, das eigentlich nie ein solches werden sollte

Es muß sich schon ein erstaunliches Erfolgsrezept dahinter verbergen, wenn ein Kochbuch auf einem von Heißhunger nach ständig neuen Appetitanregern diktierten Markt so lange überdauert. Luise Haalers *Kochen und Backen nach Grundrezepten* wurde 1932 erstmals aufgelegt und danach den Erfordernissen der Zeit immer mal wieder behutsam angepaßt.¹ Inzwischen ist das schwäbische Nationalkochbuch in der 27. Auflage greifbar, über eine Million Exemplare wurden seither in nobler Leinenausgabe, der illustrierten Variante mit abwaschbarem Plastikeinband oder der preiswerten Volksausgabe verkauft, und noch immer darf – zumindest in Württemberg – die Hohe Schule der südwestdeutschen Regionalkost in keiner Küche – zumindest in keiner ordentlichen – fehlen.

Als Luise Haaler 1932 mit ihrem Kochbuch auf den Markt kam, da boomte dieses Genre praktischer Ratgeberliteratur, und dieser Boom signalisierte nichts anderes als eine tiefgreifende Krise in Deutschlands Haushalten. Geschlechterbilder wie das der umsorgenden Hausmutter wurden im Zeitalter der Frauenerarbeit erschüttert, die technische Revolution eroberte mit Waschmaschinen (handbetrieben ab 1870), Elektroherden (ab 1891) und Staubsaugern (ab 1906) die Hausstände. Alltagswissen war nicht mehr wie selbstverständlich von Generation zu Generation überlieferbar, sondern benötigte auch zur verlässlichen Orientierung zwischen Spülstein und Speisekammer das Medium des Ratgebers. Im Falle der permanenten Modernisierungsschüben ausgesetzten Haus-

¹ Diese einzige hier gefertigte Fußnote will keinesfalls eine Wissenschaftlichkeit des vorgelegten Textes suggerieren, im Gegenteil: Sie übernimmt lediglich die Aufgabe, darauf zu verweisen, daß es sich hierbei um eine reine Hommage an die Autorin von *Kochen und Backen nach Grundrezepten* handelt und die wissenschaftliche Aufarbeitung des Zusammenhangs von Kochbuchliteratur und regionalen Selbstbildern noch aussteht. Vorausgeschickt werden muß außerdem, daß in diesem Beitrag andere schwäbische Kochbuchklassiker (die jeweiligen kulturellen Auswirkungen der einzelnen Koch-Schulen zeitigten ähnlich drastische Konsequenzen wie konfessionelle Grenzen) nicht berücksichtigt werden können. Dies darf nicht als ignorante Geste gewertet werden, sondern wurzelt allein in der hauswirtschaftlichen Sozialisation des Autors. Allgemein zur Formierungs- und Normierungsgeschichte der Kochbuchliteratur auf Geschlechterbilder Inga Wiedemann: *Herrin im Hause. Durch Koch- und Haushaltsbücher zur bürgerlichen Hausfrau*. Pfaffenweiler 1993. Sämtliche Haaler-Zitate sind der 7. Auflage der illustrierten Ausgabe (abwaschbarer Plastikeinband) aus dem Jahre 1982 entnommen.

wirtschaft, in der mit erprobtem Alltagswissen kaum mehr zurande zu kommen war, war nicht mehr der unerschöpfliche Wissensfundus von Müttern und Großmüttern gefragt, sondern die wohlgeordnete Systematik des übersichtlichen Kochbuchs.

Nur wenige der damals aufgelegten Kochbücher haben den Moden chicer Zeitgeistdünsterei und den Wirren hastig wechselnder Ernährungsgewohnheiten widerstanden. Daß Luise Haarer noch immer zu den heimlichen Bestsellern zählt, mag in ihrer Zauberformel wurzeln. Statt umständlichem Küchenlatein predigte sie das knappe Grundrezept als Königsweg zur Kochkunst, auf dem dann Kreativität und Einfallsreichtum individuell aufbauen konnten. Dieses Prinzip der Grundrezepte ist eines, das eine schmackhafte Balance von Beharung und Erneuerung, eine ausgewogene Mixture von Tradition und Wandel, die Symbiose von bewährtem Bestand und kreativer Neuschöpfung garantiert und Eigeninitiative auf der Basis von Erprobtem fördert – ein Prinzip, das nicht nach jedem modischen Kochkniff schießt, welcher morgen schon vergessen ist. Etwa zur selben Zeit, Anfang der 1930er Jahre, verschaffte sich die Redakteurin Cornelia Kopp mit ihrem Buch *Grundrezepte als Schlüssel zur Kochkunst* beim Leipziger Beyer-Verlag ähnlichen Erfolg. Kopp und Haarer sollten sich noch Ende der 1930er Jahre vor Gericht treffen, um dort ihren Urheber-Streit um das Grundrezept auszutragen.

Das ursprünglich für Haushaltsschulen geschriebene Buch, so schickte Luise Haarer der Auflage von 1958 vorweg,

„hat seit Jahren auch freundliche Aufnahme bei den Frauen gefunden, vor allem jungen und berufstätigen Frauen, die keine Gelegenheit hatten, das Kochen vor der Gründung des eigenen Hausstands systematisch zu erlernen. Es zeigt sich nämlich, daß man in kurzer Zeit und ohne besondere Anleitung zu einer Fertigkeit im Kochen, Backen und Einmachen kommen kann, wenn man als Grundlage die Gesetzmäßigkeiten, die bei der Zusam-

menstellung der Zutaten und bei der Zubereitung der Speisen wirksam sind, erkennt und die daraus sich ergebenden Regeln einhält. Auf dem sicheren Fundament von Grundrezepten und Grundregeln sind jeder geschickten Frau die Mittel zur selbständigen Ab- und Umwandlung der Gerichte in die Hand gegeben.“



Luise Haarer verstarb 1976 im Heim „Abendruhe“ in Herrenberg.

Wie könnte es anders sein: Luise Haarer, 1892 auf dem Härtsfeld geboren, entstammte einem schwäbischen Pfarrhaushalt. Nach dem Besuch der Frauenarbeitsschule in Urach, wohin die Familie nach dem frühen Tod des Vaters von Kirchheim am Ries verzogen war, verdingte sie sich als Haustochter in einem englischen Haushalt. Ihr Verlobter fiel im Ersten Weltkrieg. Luise Haarer blieb fortan ledig und lebte später mit der Handarbeitslehrerin Helene Rösch zusammen. 1917 aus der Fremde heimgekehrt, faßte sie 25jährig den Entschluß, im Hauswirtschaftlichen Seminar des Schwäbischen Frauenvereins in Stuttgart die Prüfungen zur Hauswirtschaftslehrerin zu absolvieren. Als Lehrerin in der Esslinger hauswirtschaftlichen Berufsschule seit 1923 war sie eine Frau der theoriegeleiteten Praxis. Ihr Lebensweg war eng mit der Erfolgsgeschichte ihres Kochbuchs verwoben. Nach dessen Erscheinen berief man sie 1935 zur hauptamtlichen Fachberaterin für den hauswirtschaftlichen Unterricht. Später wurde sie Regierungsrätin im württembergischen Kultusministerium, entwarf als solche Lehrpläne für hauswirtschaftliche Schulen und wirkte in der Lehrerbildung und -fortbildung. 1957 wurde sie in den Ruhestand verabschiedet; 1976 verstarb Luise Haarer 84jährig im Heim „Abendruhe“ in Herrenberg.

Mit ihrem Kochbuch hatte Luise Haarer weit mehr als nur eine simple Rezeptesammlung geliefert. Sie vereinigte schmackhafte Rezepturen zu einem Sitten- und Anstandsbuch, zu einer Tugend- und Benimmschule, in der Nützlichkeit, Sauberkeit, Bescheidenheit, Fleiß, Sparsamkeit und solider-biederer Wohlgeschmack, von dem dann allerdings vor allem das Familienoberhaupt

und Kinder profitieren sollten, gelehrt wurden. Sie formte solchermaßen mit an einem Frauentypus, der sich heute nur noch in wenigen evangelischen Frauenbünden Württembergs findet.

Luise Haarer schenkt einem zu Zeiten, da in den westlichen Industrienationen jedwelche Nahrungsmittel zu jedwelcher Zeit verfügbar scheinen, den verlorenen Rhythmus der Jahreszeiten, der einstens in der Abfolge saisonaler Erzeugnisse in Bratpfanne und Dessertschüssel genießbar wurde, zurück. Ein Jedes hat bei ihr seine Zeit: „Berücksichtige stets“, so mahnt sie gestreng, „die Marktlage und kaufe Obst und Gemüse zur richtigen Reifezeit, die verschiedenen Fischarten zur richtigen Fangzeit.“ Hier waltet die Natur im Küchenkosmos, nicht zeitgeistlicher Geschmack, nicht effekthueriger Stil.

Und: Sie ruft inmitten der Überflußgesellschaft den Wechsel von guten und von schlechten Zeiten zurück. „Bevorzuge“, so empfiehlt sie etwa mit Blick aufs Backwerk, „wenn du mit wenig Wirtschaftsgeld auskommen mußt, die Herstellung von Hefengebäck, weil



Bevorzuge wenn du mit wenig Wirtschaftsgeld auskommen mußt, die Herstellung von Hefengebäck, weil es auch mit wenig Fett und ohne Ei gut und schmackhaft wird.



es auch mit wenig Fett und ohne Ei gut und schmackhaft wird.“ Die kaum mehr wahrnehmbare Unterscheidung von alltäglichen und besonderen Anlässen, von schlichtem Werktag und erhabenem Sonntag spiegelt sich in den verschiedenen Varianten ein- und derselben Speise. Luise Haarer liefert Rezepte für „einfachen“, „feinen“ und „guten“ Apfelkuchen oder den „einfachen“, „besseren“, „feinen“ und sogar „feinsten“ Gugelhopf. Ob Feiertag ist oder nicht, das macht die Küchenmeisterin in Nuancen schmackhaft durch die zusätzliche Beigabe von 50 Gramm Butter oder ein Ei mehr als gewöhnlich im Hefeteig.

Insbesondere ihre „Praktische Winke zum Sparen“ erwachsen zu einer Enzyklopädie puritanischer Herd- und Haushaltslyrik, die nirgendwo anders gedeihen kann als zwischen den brodelnden Kochtöpfen in der Küche einer schwäbischen Hauswirtschaftsschule; hier gerinnt krudes Alltagswissen zu unverwechselbarer Poesie. „Beachte“, so pflegt sie auch im Umgang mit der Haushaltskasse einen immer freundlichen Imperativ, „beim Einkauf stets die Preiswürdigkeit der Nahrungsmittel im Vergleich zu ihrem Nährwert.“ Außerdem: „Verwende Butterpapiere zum Einfetten von Backformen.“ Oder: „Reinige dunkel gewordenes erkaltetes Backfett durch Auskochen mit Wasser und Zwiebeln; dadurch wird es wieder voll gebrauchsfähig.“ Bemerkenswert auch ihr Spar-Katechismus im Umgang mit Strom und Gas: „Zünde die Gasflamme erst an, wenn alle Zutaten und der Kochtopf bereitstehen.“ Oder: „Achte darauf, daß die Flamme nicht über den Topfboden herausragt.“ Vor allem aber: „Halte Gasherd und Brenner peinlich sauber.“ Luise Haarer selbst allerdings würdigte über der Tugend der Sparsamkeit den Anspruch des Wohlgeschmacks. „Beim Kaffee muß man vor allem am Wasser sparen“, so lautete etwa ihr privater Rat beim schwarzen Ernüchterungsgetränk, welches sie so sehr schätzte, daß sie sogar in kargen Kriegszeiten mit Sonderrationen an Bohnenkaffee bedacht wurde.

Die Resteverwertung gerät bei ihr zum eigentlichen Prüfstand hausfrauichen Einfallsreichtums. Weder Komposthaufen noch Abfalleimer sind für jene Naturgaben vorgesehen, die nicht aufs erste mal den Weg in den Verdauungstrakt gefunden haben. Altbackenes Schwarzbrot verwandelt sich mit Suppengemüse an-



Den Saft der weichgekochten Früchte läßt man zum Gelee durch ein Filtriertuch ablaufen.

gereichert in eine deftige Brotsuppe, harte Wecken werden zu Weckknödeln und abgestandenes Bier ist beileibe viel zu schade für den Ausguß, sondern verdickt zusammen mit Stärkemehl, ein paar Eigelb und einer Prise Zimt zu jener Biersuppe, die einst als Morgengetränk im Süddeutschen gang und gäbe war. Auch der „Gaisburger Marsch“, benannt nach dem Stuttgarter Arbeitervorort und der württembergischen Militärküche entstammend, ist solch ein Produkt der kreativen Resteverwertung, bei der Altes zu Neuem sich verjüngt. Die Spätzle vom Vortag vereinigen sich in der Fleischbrühe mit den Kartoffelschnitzen von vorgestern und werden, je nach Stand der Haushaltskasse, mit Suppenfleisch oder auch nicht versehen. Einst als Armeleutemahlzeit in schwäbische Arbeiter- und Bauernküchen verbannt, stieg dieses Gericht auf den Speisekarten sogenannter Feinschmeckerlokale längst auf zum gehobenen Kulturgut.

So ist Luise Haarers Band das lebendige Gedächtnis regionaler Küche, das vergessen geglaubte Rezepturen über die Zeiten hinweg aufbewahrte. Ihr Kochbuch ist nicht nur Zeugnis vom Wunschbild schwäbischen Sozialcharakters, der ausgestattet mit den Tugenden Sparsamkeit, Sauberkeit, Fleiß und Bescheidenheit in der Küche waltet; sie arbeitete selbst mit an



Es ist üblich, die Hälfte der Maultaschen mit der Kochbrühe zusammen als Suppe, die übrigen ohne Brühe mit gemischtem Salat zu essen.

Zutaten:

250 g Mehl, 1-2 Eier, 1 Kaffelöffel Salz, 1/8-3/16 l Wasser (je nach Eiermenge und Eiergröße).

Zubereitung:

Man macht aus den angegebenen Zutaten einen festen, glatten Teig, den man so lange schlägt, bis er Blasen wirft. Nun gibt man einen Teil des Teiges auf das nasse Spätzzenbrett und legt in kochendes Salzwasser mit dem Spätzzeneschaber Spätzzen ein. Sobald sie wieder heraufkommen und kochen, nimmt man sie mit einem Bratlöffel heraus, schwenkt sie in heißem Salzwasser und richtet sie auf einer erwärmten Platte an.

Wenn man die Spätzze lange kochen läßt, werden sie kleistrig; läßt man sie lange im Schwenkwasser liegen, werden sie blaß. Auf diese Weise wird aller Teig eingelegt, angerichtet und zuletzt das Ganze mit in Butter geröstetem Semmelmehl geschmelzt.



der Modellierung dieses weiblichen Sozialcharakters. Wie tief ihr Kochbuch im regionalen Horizont verwurzelt war und wie wenig es außerhalb Württembergs verstanden werden konnte, belegen vergebliche Versuche des Verlags, in nichtwürttembergische Regionen zu expandieren. Eine sogenannte „südostdeutsche Ausgabe“ für Österreich im Jahre 1940 blieb ein Ladenhüter. Die Verlagsbestellungen, die von außerhalb der Landesgrenzen bei der Burgbücherei Wilhelm Schneider in Esslingen und später Hohengehren eingingen, stammten zuallermeist von gebürtigen Württembergerinnen. Außerhalb Württembergs war Luise Haarers *Kochen und Backen nach Grundrezepten* so gut wie nicht verkäuflich.

Das komplexe Wirkungsgeflecht von Regionalküche, Nationalstaaterei und Hausfrauenliteratur harrt noch der Entwirrung durch die nahrungsethnologische Forschung „Nirgends sind die Volksstämme konservativer als wo es um Mund und Magen geht“, beobachtete bereits Wilhelm Heinrich Riehl, und machte es sich

dabei vielleicht etwas zu leicht. Da erst 1872 die Maße und Gewichte in den Staaten des Deutschen Reichs vereinheitlicht wurden, bestand erst ab diesem Zeitpunkt die Möglichkeit zur Uniformierung der Hausfrauenliteratur. Mathilde Ehrhardt, die Herausgeberin des *Großen Illustrierten Kochbuchs für den einfachen, bürgerlichen und feineren Tisch*, benannte im wilhelminischen Zeitalter als Zweck ihres Kochbuchs nicht nur die sozial übergreifende Verbindlichkeit ihres Anleitungswerks, sondern auch die Vereinigung der Regionen am Küchenherd:

„Die empfindlichen Lücken von vielen Kochbüchern aufzufinden, hat sich die Herausgeberin angelegen sein lassen. Es kann jede Hausfrau, sie mag im Norden oder im Süden, im Osten oder im Westen der deutschen Sprachgrenze leben, mit Erfolg mühelos zu Rate ziehen. Sie wird auch mit dem Sprachgebrauch anderer Gegenden völlig vertraut.“

Dennoch, so scheint es, beginnt just hier ein gegenläufiger Prozeß, werden erst ab der Reichsgründung expressis verbis Kochbücher mit spezifisch regionalem Zuschnitt geschrieben. Sie scheinen kompensatorische Funktionen im Nationalisierungsprozeß zu übernehmen und, während politische und staatliche Souveränität der Einzelstaaten abhanden kommen, eine gewisse Autonomie in Küchenreich, Gaumen- und Geschmacksfragen behaupten zu wollen. Erst in der Gefährdung des bislang selbstverständlich regional tradierten Küchenwissens jedoch, gelangt dieses aus der Alltagspraxis in die bürgerliche Ratgeberliteratur und erhält erst dort das Signet des Regionalen.

Luise Haarer indes hatte niemals nur für ein spezifisches regionales Publikum geschrieben, wurde offenbar aber nur hier – und dafür umso besser – verstanden. Ihr Werk, am Ende der Modernisierungsära der Weimarer Republik erschienen, hat wenig, ja gar nichts gemein mit den Maultaschen-Fibeln, der Spätzle-Literatur und anderem folklorisierendem Gemütlichkeits-eintopf auf dem Kochbuchmarkt, welcher derzeit auf der schwäbischen Nostalgiewelle in die Kochtöpfe gelangt. Ihr Geheimnis beruht wohl eher auf einer doppelgesichtigen Modernität, einer zweckrationalen Aufgeschlossenheit gegenüber technischem Wandel und der verhaltenen Veränderung des Rollenverständnisses in der Ära anbrechender (Erwerbs)Frauenarbeit. Gleichwohl, und erst dies vermag vielleicht ihren Erfolg zu erläutern, kompensierte sie diese Fortschrittsbereitschaft mit einem Beharrungsvermögen, das tradierte Geschlechterrollen nicht veränderte, sondern allenfalls einer sich durch technische Neuerungen in Permanenz verändernden Küchenwelt anpaßte. Sie pflegte einen Konservatismus, der die Prägung regionaler Küche und Wirtschaftsweise respektierte und die Ideologie der fürsorglich waltenden Hausfrau in das Zeitalter weiblicher Berufstätigkeit transformierte. In einer Zeit zunehmender Verwissenschaftlichung von Alltagswissen gelang es ihr, die Grundstrukturen komplexer Vorgänge klar zu vermitteln.



Wenn man die Spätzle lange kochen läßt, werden sie kleistrig; läßt man sie lange im Schwenkwasser liegen, werden sie blaß.

Bei Luise Haarer jedenfalls überlebten Gerichte, die andernorts durch das schnellebige Geschmacksdiktat längst vom Speiseplan gestrichen wurden oder erst wieder mühselig von den Aposteln der Vollwerternährung wiederentdeckt werden mußten: Gerstensuppe, Brennesselgemüse, Grünkernschleimsuppe und Grünkernauflauf, Löwenzahnsalat oder Zichorienkaffee. Ihr auch nach sechs Jahrzehnten währender Erfolg steht mittlerweile freilich, da kaum eingeübte Ernährungsgewohnheiten von Tschernobyl, Schlankheits- und Diätideologien, Cholesterinängsten und Rinderwahnsinn ständig aufs neue irritiert werden, für eine Sehnsucht nach einem gestreng-wohlmeinenden Imperativ, der auf dem diffusen Terrain des Essens keinen Widerspruch duldet. Und dabei ist ihr überhaupt die Gesundheit das wichtigste Anliegen: „Halte beim Essen allen unnötigen Lärm, aufregende Unterhaltung, sonstige Ablenkung durch Lesen, Radio usw. fern, all dies beeinträchtigt die Verdauung“, unterwies sie menschenfreundlich und empfahl zur Nahrungsaufnahme vor allem Gelassenheit: „Iß langsam und kaue tüchtig!“

Schwabenspiegel

Im September 1827, zwei Monate vor seinem Tod, schreibt Wilhelm Hauff die Novelle „Das Bild des Kaisers“ nieder. Der Titel bezieht sich auf den Napoleonkult; aber ein wichtiges Motiv der Erzählung ist auch der Gegensatz von Nord und Süd in Deutschland. Gleich zu Beginn treffen in der Eilpost zwischen Frankfurt und Stuttgart ein junger norddeutscher Baron und ein schwäbischer Generalssohn zusammen. Der Norddeutsche vergegenwärtigt sich die Vorurteile, mit denen er in den Süden startet; er erwartet *ein rohes, ungesittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutsch sprechen kann*; aber als er im unteren Neckartal die schönen Dörfer und fröhlichen Menschen sieht, fällt er *beinahe in das andere Extrem; er strömte über von Lob und Bewunderung*. Im Gespräch mit seinem schwäbischen Reisebegleiter pocht er freilich doch auf die Vorzüge der nördlichen Provinzen – und der geht in die Defensive: In Württemberg lernten junge Leute erst sehr spät das Benehmen im geselligen Kreise, man sei hier *beiter, gesellig unter sich*, so daß Fremde keinen Zugang zur eigentlichen Wesensart der Schwaben hätten. Der Norddeutsche läßt sich die Verteidigung gefallen, bleibt aber doch bei seiner Auffassung vom Nord-Süd-Gefälle – so stellt er etwa fest, daß auf zwanzig Schriftsteller und Dichter seiner Heimat nur einer im Süden komme.

Im Rückblick erscheint dies als glatte Fehlrechnung. Ende des 19. Jahrhunderts dichtete Eduard Paulus halb ironisch und halb stolz:

*Der Schiller und der Hegel,
der Uhland und der Hauff,
das ist bei uns die Regel,
das fällt nicht weiter auf.*

Aber damals, in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, wurde Schiller Weimar zugeschlagen (zumindest von den Norddeutschen), Hölderlin war so gut wie unbekannt, Hauff noch nicht sehr berühmt. Schwäbische Dichter – da dachte man an die „schwäbische Dichterschule“, an den Kreis um Uhland, Kerner, Gustav Schwab und etliche Kleinere. Man kann nicht sagen, daß sie jenseits der Grenzen des Königreichs Württemberg niemand kannte; aber unumstritten war höchstens Uhland.

Im Spätherbst 1838 veröffentlicht Heinrich Heine die kleine Abhandlung „Der Schwabenspiegel“. Gestalten wie Schiller, Schelling, Hegel, David Friedrich Strauß schiebt er schnell auf die Seite: sie *sind viel mehr europäisch*

als schwäbisch. Auch von dem großen Dichter Ludwig Uhland will er *in so kläglicher Gesellschaft* eigentlich nicht sprechen. Aber die anderen rechnet er zu dieser kläglichen Gesellschaft: Gustav Schwab, immerhin *ein Hering in Vergleichung mit den Anderen, die nur Sardellen sind, versteht sich, Sardellen ohne Salz*; Justinus Kerner, *welcher Geister und vergiftete Blutwürste siebt*; Karl Mayer, von dem Heine sagt: *Er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer*; Gustav Pfizer, von dem er eine Abhandlung gelesen hat, *geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert*.



Die Schwäbische Dichterschule um Ludwig Uhland: Mörike, Kerner, Hauff und Schwab

Dies war nun freilich keine beliebige Abhandlung, sondern eine herbe Kritik an Heines Poesie, in der Pfizer nur *jäbe, oft ziemlich gottlose Stoßseufzer sah, zur nackten, gemeinen, mit Vorliebe durchwühlten Wirklichkeit* herabgezogen. Und dies war nicht der einzige Querschläger, der aus dem Schwäbischen kam. Als im Deutschen Musenalmanach von 1837 ein Portrait Heines veröffentlicht wurde, trat Gustav Schwab demonstrativ von seiner langjährigen Herausgebertätigkeit zurück. Es war also nicht verwunderlich, daß Heine schlecht auf die Schwaben zu sprechen war. Der Spott über die Dichter im deutschen Südwesten floß ihm leicht in die Feder.

In poetische Form packte er ihn in seinem „Atta Troll“: In diesem langen Gedicht kommt *der Schwabendichter* zu einer Hexe, deren Freundlichkeit *endlich gar in Sinnenbrunst* ausartet. Aber er bleibt standhaft:

*„Sittlichkeit ist unsere Muse,
Und sie trägt vom dicksten Leder
Unterhosen – Ach! vergreifen
Sie sich nicht an meiner Tugend!
Andere Dichter haben Geist,
Andre Phantasie, und andre
Leidenschaft, jedoch die Tugend
Haben wir die Schwabendichter.“*

Die Hexe verwandelt den Widerspenstigen in einen Mops, und Erlösung ist kaum möglich:

*„Ja, nur eine reine Jungfrau,
Die noch keinen Mann berührt hat,
Und die folgende Bedingung
Treu erfüllt, kann mich erlösen:*

*Diese reine Jungfrau muß
In der Nacht von Sankt-Sylvester
Die Gedichte Gustav Pfizers
Lesen, ohne einzuschlafen!“*

Mit Pfizer hatte Heine tatsächlich den poetisch schwächsten ins Visier genommen – aber es ist sicher nicht falsch, wenn man unterstellt, daß er auch die Angriffe Pfizers nicht verschmerzt hatte. Eine Retourkutsche also, keine sachliche Einschätzung, sondern ein Zerrspiegel.

Als Schwabe würde man sich gern auf diese Position zurückziehen. Aber die ‘Schwabendichter’ machen

es einem nicht leicht. Gegen die Annahme einer schwäbischen Dichterschule wehrten sie sich redlich. „Mit eignen Schnabel jeder singt,/Was halt ihm aus dem Herzen springt“, schrieb Kerner schon 1835, und später publizierte er zwar ein Gedicht unter dem Titel „Die schwäbische Dichterschule“, aber nur um darin zu zeigen, daß es sie nicht gibt:

*Wo der Winzer, wo der Schnitter
singt ein Lied durch Berg und Flur:
da ist schwäb'scher Dichter Schule,
und ihr Meister heißt – Natur!*

Gustav Schwab bezog sich direkter auf die Attacken der Norddeutschen:

*Kommt her, die ihr mit feinen Witzten
mit Nagelspitzen euch beweht!
Die Schwaben, die im Winkel sitzen,
erwarten euch am frommen Herd.*

Das klingt, als hätte es Heine in Schwabs Gedichtsammlung geschmuggelt – so genau werden hier die im „Schwabenspiegel“ herausgestellten Linien nachgezogen: jedes Wort bezeugt die Enge, die Winkelseeligkeit, die Verhocktheit, die stolze Biederkeit, den biedereren Stolz.

Heines Karikatur übertreibt nur, was wirklich vorgegeben war. Die Schwaben stilisierten sich selbst auf unwitzige Schulmeisterei, auf ängstliche Moral, auf frömmelnde Selbstgerechtigkeit, auf schwüle Gemütlichkeit. Es sind die Charakterzüge, die später schonungslos auch von anderen kritisiert wurden – von Friedrich Theodor Vischer bis zu Thaddäus Troll.

Einigermaßen beruhigend ist, daß es sich bei *diesen* Kritikern selbst um Schwaben handelte. Und natürlich kann man sich auch zurückziehen auf die Ehrengalerie jener Dichter und Denker, denen schon Heine das Etikett ‘europäisch’ zuerkannte. Auch sie waren, ihrer Herkunft nach, Schwaben, und sie bilden ein ganz nützliches Alibi in einer Zeit, die zwar nicht mehr so leicht vom Blutserbe spricht, die aber dazu neigt, alle Eigenschaften auf die eingepflanzten Gene zurückzuführen. Aber man sollte korrekterweise hinzufügen, daß jene Schwaben mit schwäbischer Lebensart oft nicht zurecht kamen. Mit ihr kamen die zurecht, die vor allem brav und bieder waren.



Schwäbischer Minderwert

Wie sehr sich Schwaben auch um Weltläufigkeit bemühen mag – mit Stuttgarter Kulturmeile, international berühmtem Ballett, schwäbischem Außenminister oder mit weltweit operierendem Autokonzern – Schwaben ist Provinz, und der Schwabe leidet darunter.

Zu viel Bodenhaftung? Zu viele übersparsame Kleinbürger? Fehlende Weltstadt? Die Meinung Werner Unselds¹, am schwäbischen Minderwertigkeitskomplex seien die norddeutschen Lehrer schuld, die schwäbische Sechsjährige mit der Mahnung 'Wir wollen doch in vier Wochen nach der Schrift sprechen' erschrecken und damit für immer zum Schweigen verurteilen, muß zwar wohl als persönliche, leidvolle Erfahrung betrachtet werden, aber er hat dennoch recht. Das schwäbische Minderwertigkeitsgefühl kreist um zwei wunde Punkte: den Dialekt – und die Bayern.

Die können halt kein richtiges Hochdeutsch

„Und was war der erste Eindruck, den Sie in Stuttgart von den Schwaben hatten?“

„Na, daß sie alle nicht so richtig hochdeutsch konnten, da sprachen sie alle von 'der Butter' und 'vom Radio' und und so, das stimmte ja alles so ... mit ... der Orthographie nicht so ganz ... und die Grammatik, die beherrschen sie doch nun gar nicht, nicht?“²

Diese Feststellung der – stark sächsisch sprechenden – Architektin aus Gera bringt es auf den Punkt: Der schwäbische Dialekt wird nicht als eine bloße regionale Besonderheit, als ein nettes Anders angesehen, sondern als ein Nicht-Können, ein Mangel. Und in eben dieser Weise wird auch über den schwäbisch sprechenden Menschen geurteilt: Das Image von Hochsprache und Dialekt entscheidet über Provinzdepp oder Kosmopolit. Das Scheitern am Hochdeutsch ist so zugleich auch ein Scheitern am Weltmännischen. Der Schwabe ist und bleibt unüberhörbar provinziell.

Und damit nicht genug: Das Schwäbische wird darüber hinaus von fremden Ohren als eine Art Beleidigung empfunden. Auch unsere InterviewpartnerInnen bedachten das Schwäbische mit zum Teil wüsten Beschimpfungen: „Gebabbel“ nannte es ein Hamburger bei einer unserer Straßenumfragen, ein anderer bescheinigte dem Schwaben eine „dümmliche Aussprache“. Die meisten Befragten einigten sich auf „furchtbarer Dialekt“ und „unverständlich“; ein 26jähriger Hesse ist der festen Überzeugung, daß er sich in keine Frau verlieben könnte, die einen schwäbischen Akzent hat, und ein Heidelberger meinte: „die treten's platt [das Deutsch, a.b.]“. Eine Tatsache, die leider nicht zu vertuschen ist. Haben wir doch alle mit hellem Entsetzen und tiefster Beschämung in der Tagesschau – und mit uns ganz, ganz Deutschland – das breite Schwäbisch der in Costa Rica entführten und wiederbefreiten Mössingerin vernehmen müssen. So gesehen ist Verrat aus eigenen Reihen verständlich – die Vorstellung

vom häßlichen schwäbischen Dialekt erhält freundliche Unterstützung von schwäbisch-professoraler Seite: Bernd Jürgen Warneken sieht die Schwaben als die einzigen Gewinner der deutschen Wiedervereinigung an, da sie durch die Sachsen auf der Dialekt-Beliebtheitskala vom letzten auf den vorletzten Rang geschoben wurden.³ Die Aussage einer jungen Nordrhein-Westfälin auf die Frage, was ihr zum Schwaben einfallt, erscheint einzigartig: „Ähm, eigentlich net besonders viel, bis auf, daß ich die gern reden hör.“⁴ Daß ein Hamburger das Schwäbische als „witzige Sprache“ bezeichnet hat, ist dagegen wenig hilfreich: Es zeigt nur zu deutlich, daß der Schwabe nicht ernst genommen wird in der Welt.

So gerät das, was das wahrhaft Identitätsstiftende für den Schwaben ist – Schwabe ist, wer schwäbisch spricht – gleichzeitig zum nimmerversiegenden Quell seines Minderwertigkeitsgefühls.

Dem Schwaben stehen mehrere Wege offen, mit diesem Defizit umzugehen – und er wählt sie alle:

1. Im nicht-schwäbischen Deutschland selten oder besser gar nicht sprechen.

Unter diesem Blickwinkel sollten wohl die dem Schwaben zugeschriebenen Charaktereigenschaften *eigenbrödlersch*, *verdrückt* und *wortkarg* neu überdacht werden.

2. Vertuschen.

Ein Mitglied unserer Interviewgruppe, der in Hamburg eine Straßenbefragung zum Schwaben durchgeführt hat, ist der Meinung, daß ihm das gelungen sei. Ich bezweifle das.

Allerdings steht er nicht allein in seinem Bemühen:



Kosmopolit, Nicht-Schwabe

„Ich versuche immer so zu sprechen, daß man mir den Dialekt nicht anhört.“

(25jährige Studentin der Biochemie, Schwäbin)⁵

3. In die Offensive gehen.

„Nö, aber was i ganz sicher net ka, isch Schriftdösch. Also man wird's immer merka, oder halt eba Süddeutschland. Aber i hab koi Problem damit, weil i denk, eifach durch des, daß i mi hier eigentlich wohl fühl und daß es mir hier g'fällt, wüßt i au kein Grund, warum i des irgendwie verheimlicha soll. [...] i denk, des isch au a Frag, wie de damit umgasch. Des kannsch ja au offensiv umwandla. Entweder, du gefällsch dir dann in der Rolle und

treibsch die Satire auf die Spitze, so daß dene dann das Lacha vergobt. Oder aber...“

„Hasch des mal g'macht?“

„Nö, hab i no nie probiert, aber des wird mir wahrscheinlich scho gelinga mit a bißle Übung. Und i denk, des gibt sich au relativ schnell. Wenn du dann wirklich mal nach Berlin ziebsch und da anfängsch zu leba und du basch dann irgendan Bekanntenkreis, die findet's dann nach 'nem Vierteljahr au nemme so sonderlich witzig, daß du aus Schwaben komsch, denk i. Es isch eventuell für manche Leut a Startproblem, aber für mi war's nie oins, und deshalb hab i da eigentlich au koine Bedenka.“

(27jähriger Politikstudent, Schwabe)⁶

4. Die anderen mit der eigenen Waffe schlagen.

Nicht-schwäbisch-sprechen-Könnende als Mangelwesen betrachten, belächeln und ausgrenzen. Und wer richtig schwäbisch sprechen kann, entscheiden immer noch die Schwaben.

Uwe Zellmer wurde 1946 als 'Flüchtlingskind' in Heidenheim geboren und wuchs auch dort auf. Seit 15 Jahren leitet er zusammen mit Bernhard Hurm das

– schwäbische – Regionaltheater Lindenhof in Melchingen auf der Schwäbischen Alb.

„Du fühlst dich nie ausgegrenzt?“

Zellmer: „Ob, in bestimmter Weise scho, also in ‘nen paar Prozenten schon, ...“

Hurm: „,... dein Kollege, des isch koin Schwob, gell? Sag’ e doch, des isch scho oiner, aber ...“

Zellmer: „,... saget des scho manchmol.“

Hurm: „,... also Uwe kommt immer in Legitimationsdruck, zu sage, wie kommt mein Schwabensein zustande.“

„Ja wieso, was habet die denn ... was dein Dialekt ...?“

Hurm: „,... ja, der isch koin wirklicher. Der Dialekt isch nicht geerdet, oder irgendwas spüren die dadra’. Saget, ‘s isch irgendwas g’lernt oder ausgestellt ...“

„,... aber in Heidabeim schwätzt mer auch andersch als hier oba ...“

Hurm: „Ja, aber des isch au koi Heidabeimer Dialekt. Uwe spricht scho ...“

Zellmer: „Noi, der isch ganz anders, der hot a ganz herbs L, des han i nia g’schafft, [...] so a ganz brutales L bent dia da uff dr Oschtalb.“⁷



„Gebabbel“ im Tübinger Lammhof. Die zwei „Gógen“ von Karl-Henning Seemann.

Auch ein Nicht-Schwabe kann scheitern – am Schwäbischen eben.

5. Üben.

Keuler: „Ich selber werde nicht versuchen, akzentfrei hochdeutsch zu reden, weil ich’s selber nicht kann, also meinen Akzent hört man immer, es sei denn, wenn ich einen Sketch übe wie ein Dackel, daß ich’s dann einigermaßen ‘nabügelt’ bring, [...]“⁸

Ganz so unmöglich erscheint dieses Unterfangen aber dann doch nicht zu sein: Das Beispiel der – ehemals – sächsisch sprechenden Eiskunstläuferin Katharina Witt belehrt uns eines besseren.

6. Den schwäbischen Dialekt als gefühlvoll und warm, verbindlich und verbindend erkennen – und Heimat darin wiederfinden. Denn: „Hoimat ischt gut.“⁹

„Was ich denke, was wichtig ist oder was mir dann auch erst wieder hier aufgefallen ist, daß das mit der Sprache wahrscheinlich schon wichtig ist für einen. Wenn man sich mit manchen Leuten wirklich mit seinem ureigenen Dialekt unterhalten kann und somit überhaupt nichts dazwischen stellt zwischen Hirn und Mund. Ich glaube, deshalb fällt es auch vielen Süddeutschen schwer nach Norddeutschland für lange Zeit zu gehen.“
(26jähriger Biologie student, Badener)¹⁰

„Was steht da dahinter, was ist dann dieser Reiz des Dialekts? Was vermittelt so ein Dialekt?“
„Jaa ... es hat bestimmt so was ... zu so ‘ner kleinen Volksgruppe zuzugehören, irgendwie. Und vielleicht auch Identität Dieses Nichtverstehen, denk ich, ist der Reiz dran ... Weil die des teilweise net verstehen, was man sagt.“

(27jährige Rechtsanwaltsgehilfin, Schwäbin)¹¹

Hurm: „Also, wenn’s von konservativer Seite kommt; des isch aber toll, sie kennat nob so a tolls Schwäbisch...“
Zellmer: „Ja!“

Hurm: „,... des ben mir alles scho vergessa, des hot mi so an mei Kindheit erinnert.“

(Melchingen, Lindenhöfler)¹²

„[...] weil i fend, daß Mundart a Schtuck Hoimat isch.“
(Rösle Reck, schwäbische Mundartdichterin)¹³

7. Niemals Schwaben verlassen.

Weil die Bayern keinen Minderwertigkeitskomplex haben

„Also, die Bayern ... auch wieder zum Beispiel von Berlin gesprochen, wo ja nun wirklich auch eine gewisse Melange ist, verlieren ihren Akzent dort nicht und bemühen sich auch nicht. Sie bleiben und sind doch stolz darauf, das zu sagen. Während die Schwaben – ich immer den Eindruck hatte – daß sie, wenn sie in ihrem eigenen Land sind, stolz darauf sind, Schwaben zu sein und ja auch hier schwäbisch sprechen, untereinander, miteinander, aber sobald sie aus dem Land weggehen, versuchen es zu verdecken, weil sie nicht als dumm angesehen werden wollen. Aber das zeugt doch eigentlich von einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl.“

(26jähriger Buchhändler, Hesse)¹⁴

„Also, das ist mehr so 'ne Frage vom Temperament her. Also, wenn ich an irgend 'ne Gegend in Deutschland ..., die vom Temperament raussticht ..., das sind die Bayern, würd ich sagen.“

(43jähriger Nicht-Schwabe, arbeitet in der Straßenbahnverwaltung)¹⁵

„Also, von den Bayern ist man's einfach gewohnt und man gesteht es ihnen ja fast zu, diese Extrawurst. Es ist ja fast nicht negativ. Wenn man dann wieder hört, was grad diese CSU machen möchte ... wenn – tatsächlich – dieser relativ unangenehme Waigel sagt: 'Ja, also wenn Deutschland eine Hauptstadt haben muß, dann soll ..., also, wenn die Hauptstadt Deutschlands schon nicht München sein kann, dann soll es doch Berlin werden.' Man lacht darüber, man lacht selbst über diesen Waigel und man nimmt es hin. Niemand würde sich darüber aufregen. Sie geben schon ganz anders damit um; sind grenzenlos arro-

gant, haben aber ... aber diese Arroganz kommt nicht aus einem Minderwertigkeitskomplex heraus.“

(26jähriger Buchhändler, Hesse)¹⁶

Arroganz, selbst provinzieller Provenienz, zeigt immer Wirkung. Bäuerliche Bodenständigkeit wird verziehen, wenn sie nur mit dem entsprechenden Selbstbewußtsein vertreten wird. Genau hier kommt das schwäbische *perpetuum mobile* in Schwung: Der Schwabe wird nicht gemocht, weil er einen Minderwertigkeitskomplex hat – der Schwabe fühlt sich minderwertig, weil er merkt, daß er nicht gemocht wird.

Da hilft nur ein trotzig auf das eigene Anders pochen: In der ewig gleichen Zuschreibung für Schwaben und für Bayern – *bäuerlich-bodenständig* – muß der konstitutive Unterschied gefunden werden.

„Und im Vergleich zu anderen Regionen, gibt es da zum Beispiel den Bayern, der etwas, als Abgrenzung zum Schwaben besser kann? Oder schlechter kann?“

Keuler: „Schwäbisch wahrscheinlich, das kann er schlechter,“ – macht aber nichts, denn – „bayerisch kann er besser.“¹⁷

Gemeinerweise schlägt der Bayer den Schwaben auch noch an dessen empfindlichster Stelle, da, wo der Schwabe sich wirklich wehrlos zeigen muß:

„Der Bayer spricht im Prinzip auf ein schwierigeres Deutsch, wenn' so willsch, aber trotzdem angenehm.“¹⁸

Und dennoch wird der Schwabe unglücklicherweise gerade und nur mit dem Bayern 'verwechselt': Süddeutschland ist Bayernland.



Die „Bavaria“ in München

„Ja, also i glaub, des liegt halt zum einen tatsächlich an dieser bayerischen Urtümlichkeit, und i glaub, daß da Bada-Württemberg so a bißle dazudichtet wird.“

„Aber dieses deutsche Klischee, wobl au in Japan zum Beispiel, isch ja dieser Bayer. So Lederhosa, Schuhplattla und so weiter. Und i denke, daß halt Süddeutschland allgemein bißle so in diese urtümliche Richtung gedrängt isch, was ja bei de Schwaba nur bedingt greift.“

(27jähriger Politikstudent, Schwabe)¹⁹

Sogar der von uns interviewte Franzose muß bekennen, daß er Schwaben als ‘Volksstamm’ nicht gekannt hat, bevor er nach Tübingen kam. Und das, obwohl zumindest im Elsaß ‘souabe’ ein Synonym für Deutscher ist.

„Bei uns heißt es ‘souabe’, aber weiß keiner, um was es sich handelt. Man kennt eigentlich nur die Bayern, vielleicht. Die Bayern, ja.“

(28jähriger Franzose, Student der Kunstgeschichte in Tübingen)²⁰

Was für den Badener der württembergische Schwabe, ist für den schwäbischen Württemberger der Bayer. Mein eigenes Unverständnis gegenüber den Abgrenzungsbemühungen der Badener – Was haben die gegen die Schwaben? – schlug um in mitfühlende Anteilnahme bei der Vorstellung, Bayern hätte Württemberg annektiert und München zur gemeinsamen Hauptstadt erklärt. Eine solche Umarmung kann nur mit rudernden Abwehrbewegungen beantwortet werden. Vehement und immerwährend sich gegen die Vereinnahmung durch den bekannteren, größeren Nachbarn wehren zu müssen, kann keine Zuneigung entstehen lassen. Direkte Nachbarschaft erfordert Abgrenzung, Feindschaft. Der Norddeutsche – auch wenn für den Schwaben dessen Hoheitsgebiet bereits direkt oberhalb des Mains beginnt – ist einfach zu weit weg, als daß er sich ernsthaft an ihm reiben könnte oder müßte.

Leider zeigt sich aber an den nicht-direkten Nachbarn das wahre Ausmaß des schwäbischen Problems:

Hat sich der Schwabe inzwischen damit abgefunden, nicht geliebt zu werden, so ist das zumindest ertragbar unter der Prämisse, daß er *gekannt* wird. Doch genau diese Größenvorstellung haben wir mit unseren Umfragen und Interviews eben nicht bestätigt bekommen. Eine der häufigsten Antworten auf die Frage *Was fällt Ihnen zu Schwaben ein?* lautete: *nichts*. Der Schwabe, sei er nun gemocht oder nicht, ist nur für sich selber ein Thema. Um uns selbst kreisen eben nur wir.

Aber Demütigungen können lehren, ein besserer Mensch zu werden.

Anmerkungen

- 1 Während einer Sitzung unseres Projekt im Sommer 1996, zu der wir den Kulturwissenschaftler Werner Unseld eingeladen hatten.
- 2 Interview Nummer 4 am 28. Januar 1996. 64jährige Architektin aus Sachsen, die 1950 als Flüchtling nach Stuttgart kam, um dort Architektur zu studieren. Sie arbeitet heute in Bremen und in Gera.
- 3 Anlässlich der Vorstellung unseres Projekt im Instituts-kolloquium am 20. Juni 1996 äußerte sich Bernd Jürgen Warneken sinngemäß in dieser Weise.
- 4 Straßenumfrage in Heidelberg am 13. Februar 1996.
- 5 Narratives Interview Nummer 10.
- 6 Narratives Interview Nummer 7.
- 7 Interview mit Uwe Zellmer und Bernhard Hurm am 17. März 1996 im Theater Lindenhof, Melchingen.
- 8 Interview mit Uli Keuler am 1.4.1996.
- 9 Ein Gast während einer Umfrage in einer Gaststätte in Gärtringen Ende März 1996.
- 10 Narratives Interview Nummer 5.
- 11 Narratives Interview Nummer 2.
- 12 Interview mit Bernhard Hurm und Uwe Zellmer in Melchingen.
- 13 Siehe auch den Beitrag von Frank Rumpel „Duifer äckra, it so oberflächlich omanander scherra!“ in diesem Band.
- 14 Narratives Interview Nummer 8.
- 15 Narratives Interview Nummer 12.
- 16 Narratives Interview Nummer 8.
- 17 Interview mit Uli Keuler am 1.4.1996.
- 18 Straßenumfrage in Heidelberg am 13. Februar 1996.
- 19 Narratives Interview Nummer 7.
- 20 Narratives Interview Nummer 1.



Häberle und Pfeiderer in einer anderen Dimension...



„Ich will mich nicht einrichten mein Leben lang als Schwabe!“

Ein Gespräch mit Bernhard Hurm und Uwe Zellmer
vom Theater Lindenhof, Melchingen

Im März 1996 verbrachte ein Teil der Projektgruppe einen Abend im Theater Lindenhof in Melchingen auf der Schwäbischen Alb, um die sechshundertneunzigste Vorstellung des Lindenhof-Evergreens „Kenner trinken Württemberger“ zu besuchen und anschließend mit den beiden Schauspielern und Intendanten Bernhard Hurm und Uwe Zellmer ein knapp zweistündiges Gespräch zu führen, das wir an dieser Stelle (allerdings nur in Auszügen) wiedergeben wollen. Für ihre Gastfreundschaft gilt Bernhard Hurm und Uwe Zellmer unser herzlichster Dank.

LUI:

Wir wollen von Euch hören, ob es Schwabenbilder gibt, was sie bedeuten und wie sie eingesetzt werden. Wir haben Telefonumfragen gemacht, da haben wir die Leute gefragt: Was fällt Ihnen bei Schwaben ein? Vielleicht können wir so anfangen: Was fällt Euch bei Schwaben ein?

Bernhard Hurm:

Spätzle.

Uwe Zellmer:

Schätzle.

Bernhard Hurm:

Schatzamoockele.

Uwe Zellmer:

Mäusle, Häusle.

Bernhard Hurm:

Verbarren.

Uwe Zellmer:

Bhäh, Entaklemmer, Trollinger.

Bernhard Hurm:

Bescheiden.

Uwe Zellmer:

Beharrlich.

Bernhard Hurm:

Verkannt.

Uwe Zellmer:

Kenntnisreich, Tüftler.

Bernhard Hurm:

Mehr im Speicher wie in der Auslage.

LUI:

Sind das Bilder, die mit der Realität übereinstimmen? Das ist eigentlich unsere Generalfrage: Wenn mer Spätzle sagt, isch des ja mehr so 'n Klischee?



„Kenner trinken Württemberger“: In fast 700 Vorstellungen seit 1983 machten Uwe Zellmer und Bernhard Hurm den Thaddäus Troll-Abend zu einem „Markenartikel“ des Lindenbofs.

LUI:

Gibt's au mol Kritik an Eurem Schwabenbild? Daß es zu negativ isch, daß dr Schwabe zu schlecht wegkommt?

Uwe Zellmer:

Ganz wenig. Des war jetzt heut die sechshundertneunzigste Vorstellung. Da frogsch de selber: Bisch jetzt gaga? Was macht mer do eigentlich? Es isch aber so – des habt vielleicht auch heut abend gespürt – es ist einfach richtig schön.

Bernhard Hurm:

Des isch typisch schwäbisch. Des lohnt sich.

Bernhard Hurm:

Aber des isch doch interessant, daß jetzt auch wir, die wir in Sachen Schwaben und Dialekt viel unterwegs sind, diese Klischees doch irgendwo noch für realistisch balten, oder?

Uwe Zellmer:

Absolut halt ich die für realistisch, das habt ihr auch heut gemerkt, glaub' ich. Wir spielen damit, klar. Heut mittag hab i mit em Bernhard gschwätzt: Wenn jetzt die Intellektuelle kommet von Tübingen, da laß' mer halt doch des eine oder andere weg.

Bernhard Hurm:

Nob han i aber g'sagt ...

Uwe Zellmer:

Nob hot da Bernhard g'sagt: Nix wird weglassa! Ich denke schon, es ist ein schmaler Grat. Manche Geschichten, da hen sich scho manche beschwert au und sagen: Was isch des eigentlich? Ich denke, wir haben – im Mai sind's fünfzehn Jahre – schon ein bißchen gelernt, mit dem Populismus intelligent umzugehen. Des glaub ich schon, daß mer des tun.

[...]

Uwe Zellmer:

Wir spielen des in der Regel einmal im Monat, und es isch immer noch schön – seit 1983 im Herbst.

Bernhard Hurm und Uwe Zellmer erzählen, wie sie über eine Lesung aus den Werken schwäbischer Dichter in Burladingen („Da haben wir hundertzwanzig Mark verdient, die haben wir dann in Ringingen in der „Sonne“ wieder in den Wirtschaftskreislauf eingeba.“) zu Thaddäus Troll gefunden haben.

Bernhard Hurm:

Da semmer viel literarischer rangegangen. Da haben wir dann Thaddäus Troll g'lesa und haben gesagt: Da können wir mal einen ganzen Abend machen, des wär doch sicher gut für des Theater. Das hat ja schon einen Grund von uns her, daß mer wirklich sagt: was Schwäbisches. Auf der anderen Seite hat das natürlich noch 'nen taktischen oder – wie sagt man – 'nen kulturpolitischen Grund. Wir sind darauf angewiesen, daß Leute hierher kommen, dem haben wir uns zu stellen, denn die kommen im Prinzip erstmal nicht von allein. Und dann haben wir gesagt: Thaddäus Troll, des gefällt uns noch und denen auch noch. Von unserer Seite so runterkommen zu Thaddäus Troll – nob au no belächelt: Ja, Thaddäus Troll, wie isch denn des? Also, s'isch wie in unserer

Entaklemmer-Geschichte, wo mer gsagt hent – eigentlich am Anfang arrogant – des müssen wir nicht gemacht haben.

[...]

Uwe Zellmer:

Des ist zum Beispiel im Moment auch die Frage: Was soll die nächsten Jahre im Lindenhof passieren? Was wollen die Schauspieler erzählen? Was für Geschichten sollen hier erzählt werden? Des isch 'ne ganz brisante Frage eigentlich, weil des natürlich von allen Seiten kommt, auch von Schauspielern: Wia lang solle des noch macha? Ich will gar net ewig schwäbisch bleiba!

Bernhard Hurm:

Dia mechtat raus!

Uwe Zellmer:

Man will sich befreien davon. Des g'hört ja auch zur Frage nach dem Schwabenbild. Für mich ist des eigentlich überhaupt nicht das Thema, ich glaub' für Dich [B.H.] auch nicht – aber bei andern.

Uwe Zellmer versucht, über die Erzählung seiner Biografie sein (ambivalentes) Verhältnis zum „Schwäbischen“, zu „Dialekt“ und „Heimat“ zu bestimmen. In bestimmten Bereichen fühle er sich nach wie vor ausgegrenzt.

Uwe Zellmer:

Du [B.H.] kennsch des glaub besser beantworte mit dem Ausgrenza. Der dörfliche Groove unseres Ensembles – des gibt immer schwierige Reibungen. [...] Oder die Auffassung von Arbeit, von Schaffa: Grad dia Leit, dia bei ons jetzt vom schwäbischen Grund kommen, die Hirrlinger, ond au andere – dia kennet baura. Dia hent alle irgendwo an Bau, des hab ich nie einen g'habt. Des isch scho a schwäbische Mentalität oder a dörfliche Mentalität. Es gibt da auch Reibungen, inwieweit mer geistige Arbeit akzeptieren kann. Daß mer dia schätzt oder daß dia ganz anders isch, als zu mauern oder en Acker zu bebauen.

[...]

Bernhard Hurm:

Zu dem andere Konflikt innerhalb unseres Ensembles, daß jetzt jemand, der von irgendwo anders her zum Schwaben kommt, des viel stärker an mir achtet, ond sagt: Ihr seid doch blöd – auch Inge Jens, die bei uns im Beirat isch. Die Sprache, des isch des eigentliche, was ihr habt! Und Uwe vertritt sowas auch. Oder die Leute, die Schwaben sind, mehr und mehr dagegen aufstehen und sagen: Des genügt mir nicht! Ich will mich nicht einrichten mein Leben lang als Schwabe! Ich möcht diese Grenzen und diese Kette, die's auch isch, dieses Einschnüren auch, diese Identität nicht! Die möcht ich irgendwann zumindest thematisieren. Ob ich's schaffe, da rauszukommen, weiß ich gar nicht, aber ich möcht zumindest den Versuch dadrüber rauszukommen thematisieren!

Uwe Zellmer:

Gut, des sind auch Altersunterschiede natürlich. Aber das ist glaub ich 'ne Mentalitätsfrage, da bin ich schon – ich will nicht sagen ausgegrenzt – aber da bin ich fremd gegenüber der schwäbischen Mentalität. Da war ein Konflikt, den ich dann schon stark in mir trage: Im „Schwäbischen Tagblatt“ stand 'Wunder von der Alb' – das ist ja nicht so ganz falsch, wenn man sich so alles anguckt, wie des hätte schiefgehen können. Diesen Konflikt trag ich stark in mir, wie knapp des war, welche verschiedenen glücklichen Umstände, glückliche Figurenkonstellationen, ja wunderähnliche Figurenkonstellationen – auch politischer Art – nötig waren, um ein solches Ding bis zu einem „Regionaltheater Baden-Württemberg“ zu bringen. Daß mer ganz ordentlich au in 'ner ökonomisch schwierigen Zeit existieren kann. Nicht sehr üppig, aber Löhne zahlen kann und davon leben kann. Da bin i noch scho sauer oifach auf Stimmungen im Ensemble, wo i dann sag: Dieser Mangel an Genußfähigkeit, des goht mir wirklich am Arsch vorbei, des kann ich nicht glauben.

Bernhard Hurm:

Ich glaub, Du [U.Z.] bisch dankbarer hier angekommen zu sein wie die, die Schwaben sind.

Uwe Zellmer:

Ganz genau.

Bernhard Hurm:

Die sind nicht dankbar.

Uwe Zellmer:

Sind sie nicht – die sind räjs.

Bernhard Hurm:

Daß Du [U.Z.] hier angekommen bisch mit dem, was Du als Theatermann wolltesch, des isch für di 'ne Riesenqualität. Und des sind immer unsere Einschätzungs-konflikte.

Uwe Zellmer stellt seine Lebensphilosophie vor, die sich in vielem von auf der Alb Üblichem unterscheidet: „Des ist dieser Spaziergänger, der eher kontemplative, auch der Schreibende, was ich sein möchte. Da hoschs in Tübingen leichter. Die berühmte Zeile von Konstantin Wecker 'Genuß war noch nie ein leichtes Spiel', da tun sich die Schwaben ganz besonders schwer.“ Wir kommen nochmals auf das Thema „Dialekt“ zurück.

LUI:

Dann wird die Sprache also von ma Teil vom Ensemble als einengend empfunda, obwohl sie ja eigentlich versucht, die Inhalte au zu transportiera? Des Programm vom Lindahof beschränkt sich ja net auf 'Kenner trinken Württemberger'!

Bernhard Hurm:

Ich glaube, daß Uwe viel stärker, als es Leute, die hierber kommen, die Qualität dieses – was mit „Schwaben“ und mit „Heimat“ man so meint – verteidigt, weil des Ankommen ischt. Aus der Fremde erstmal des bewältigt zu haben, während die, die jetzt Schwaben im Ensemble sind, ja davon ausgehen und sagen: Wir wollen des über-gipfeln! Für uns würde auch dazugehören drübereauszu-geben. Des versteht Uwe manchmal nicht. Ich glaube, das hängt ...

Uwe Zellmer:

Net so ambitioniert.

Bernhard Hurm:

... hat auch damit zu tun: Du sagsch immer glei: Desch ambitioniert! Ihr könnt das, und das könnt ihr gut! Das ist die Identität, die dieses Theater hat, desch auch der Markenartikel. Ich hab ja vorher gesagt – und da bleib ich dabei – die Frage: Wie weit kann ich raus? Zumindest des muß thematisiert werden.

LUI:

Nur vom Theater oder auch vom Schauspieler?

Bernhard Hurm:

Auch als Schauspieler! Ich sag ja nicht: Ich will hochdeutsch sprechen! Ich sag ja nur: Wie kunstfertig kann diese Sprache auf der Bühne sein? Wie reduziert, daß mer sie nicht mehr gebraucht als Sprache, die die Schwaben in 'nen großen Mantel nimmt und damit sagt: Wir gehören alle zusammen. Dann vertrag ich auch viel stärker Kritik. Was passiert, wenn man die Sprache wegnimmt, des Heimelige dadran oder des Identische, was ein gleich macht untereinander? Wenn mer des reduziert, wenn es mal sperriger oder fremder daherkommt? Da sind ja Schwaben ganz arg beikel, wenn mir irgendwie probieren, die Sprache auszudünnen, Füllwörter rauszunehmen und sie ein bißchen zu gestalten. Dann saget dia glei: I kenn doch so koi Schwäbisch, was schwätzat dia da? Des hot mir et g'falla! Wellat ihr jetzt besser sei? Desch ja Honoratiora-Schwäbisch! Des isch aber überhaupt koi Honoratiora-Schwäbisch, wenn da s' genau untersuchsch. Des war a Versuch einer Verdichtung von Dialekt – geht für Schwaben nicht auf. Wenn wir in Bremen spielen, könnte des glaub ich aufgeben.

Uwe Zellmer:

Diese Sehnsucht, da rebelliere ich eigentlich dagegen. Der Lindenhof hat für mich – nicht nur für mich – genau die umgekehrte Geschichte. Ich seh' keinen Sinn drin, wie jemand, der seinen ganzen Humus hier einbringt auf die Bühne, die Sehnsucht hat, vielleicht ein Drittel Theater zu können. Es gibt ja nicht sehr viele Schauspieler und Schauspielerinnen, die wirklich schwäbische Volksschauspieler sind – bei ons gibt's a paar. Das ist ein ungebeurer, für mich erstaunlicher, rätselhafter Identitätsverlust, der da getrieben wird. Warum begreift ihr nicht, was ihr hier eigentlich habt? Des klingt jetzt sehr väterlich, aber gut, ich steb' dazu. Gerade weil wir eine sehr erfolgreiche Geschichte sind, isch des für mi rätselhaft, daß Leut sich schwertun damit, des anzunehmen für sich selbst.

Bernhard Hurm:

Nomol zurück zu unserm Thema: Was steckt eigentlich dann dahinter für 'n Schwabenbild von uns? Eigentlich isch's des: Dia kennat bloß des ond des sollet se macha!

Uwe Zellmer:

Noi, die sollen ihre Stärke akzeptieren! Warum hat uns des gereizt, in Dialekt zu schreiben und ihn auf die Bühne zu bringen? Weil er Töne hat, Zwischentöne, Nebentöne, Untertöne, die die Hochsprache gar nicht schafft! Wo was aufgehoben ist von 'ner Kultur, die weitgehend verloren ist. Des find ich des Reizvolle daran. Des isch natürlich 'n sehr wertkonservatives Ziel – vielleicht.

Bernhard Hurm weist darauf hin, daß es nicht darum geht, mit dem Troll-Abend einen Beitrag zur Musealisierung des „Schwäbischen“ zu leisten. Er möchte den „Dialekt“ nicht zum Dogma erheben.

Uwe Zellmer:

Wir haben versucht – und des macht vielleicht die Qualität des Hauses aus – Stoffe zu finden, die ganz eigene Stoffe sind. Wo mer denkt, mer hat a Luscht, mer hat aber au 'n Grund, des zu erzählen. Und des war 'n Grund, „Woyzeck“ zu machen, des ins Schwäbische und des ins Bierzelt zu bringen.

Bernhard Hurm:

Des isch a Glaubensfrage, alles auf Schwäbisch zu macha, wo bei mir auch 'n Problem beginnt. Wie lang kann mer eigentlich alles, was wir uns aneignen, immer runterholen in den Dialekt? Kann man sagen: Jetzt machen wir die „Räuber“, so wie Schiller gedacht hat? Oder wie mir denken, daß er gedacht hat, so sprechen mer's jetzt? Den umgekehrten Weg gehen, den er gegangen ischt, sich über die Hochsprache hinauskatapultiert, hinausschreibt aus Schwaben? Des wieder reinzubolen, des wär 'n sehr konservativer Vorgang. Dät vielleicht ziemlich guat aufganga: Alle saget, Ihr müßt eine schwäbische Fassung ...

Uwe Zellmer:

Wird massiv gefordert von den Freunden des Hauses.

Bernhard Hurm:

... von de „Räuber“ macha. Des isch genau grad – des isch ja richtig beschrieba vom Uwe – unser Konflikt: wie tief schwäbisch? Und wo soll zumindest des Verlassen-Wollen als Schmerz oder als Überforderung – es kann ja auch 'ne Überforderung sein – wo soll die zumindest thematisiert werden? Wo kann zum Beispiel auch Scheitern an dem thematisiert werden? Aber nicht, des nicht probiert zu haben, oder nicht die Mühe auf sich zu neh-

men und zu sagen: Das genügt mir, ich bin Schwabe! Da richt ich mich ein! Ich find', daß des auch schwäbisch ischt.

Uwe Zellmer spricht sein Unbehagen dieser Einstellung gegenüber an.

Uwe Zellmer:

Ich glaube, es sich leicht zu machen, des darf es in Schwaben nicht geben. Wobei ich denke, daß dabinter sehr viel Arbeit liegt, Klarheit zu haben oder auch leichte Dinge sich leicht zu machen [B.H. will widersprechen]. Ich will das gar nicht so ausdrücken, weil das heißt ja wieder, man geht nur spazieren. Ich bin der Meinung, daß man nicht nur mit schwerem Lehm an den Schublen zum Erfolg kommen kann. Und die meisten meinen das nicht, hier im Haus.

Bernhard Hurm:

Die Privilegien müssen hart erarbeitet werden, Erfolg muß hart erarbeitet sein.

Uwe Zellmer:

Aber Erfolg ist doch kein Privileg! Des ist Arbeit!

Bernhard Hurm:

Hinter allem steht: Umwege sind wichtige Wege. Erfolg muß mit Mühe zu tun haben. Man kann nicht sagen: Jetzt haben wir den „Entaklemmer“ g'macht – Leute kommt, jetzt macha mer den nächsten, jetzt macha mer dr „Hotzablitz“ von Wittlinger. Scho beim „Entaklemmer“ ben mer sagt: Isch denn des gut ond derf mer des? Selbst wenn da sagsch, des isch kokett: I glaub, daß diese Umwege Schwaben brauchen.

Bernhard Hurm versucht, den Stellenwert zu bestimmen, den der Dialekt für ihn im Alltag hat („Theaterdiskussionen finden bei uns nie im Dialekt statt.“).

Uwe Zellmer:

Des isch die Frage nach dem Selbstbewußtsein der Schwaben. Des war für uns 'n Impuls. Wir haben da nicht furchtbar analysiert, aber man konnte schon seben – auch, als wir angefangen haben – des ist woanders ein anderes Selbstbewußtsein über Dialekt oder so 'ne Humussprache. Bayern sind viel selbstbewußter, die strahlen des au aus.



„Der isch krank und hat sich verrannt. Der isch nicht wirklich eine Figur, die abgeschossen wird.“
Bernhard Hurm als Karl Knaup in „Der Entaklemmer“ (1994).

Uwe Zellmer kritisiert die Art und Weise, wie Dialekt heute auf schwäbischen Bühnen gebraucht werde („Es gibt eine große Tugend der Selbstdenunziation bei den Schwaben und eben auch auf schwäbischen Bühnen.“).

Uwe Zellmer:

Um des zu ergänzen: Man konnte nachlesen und auch nachvollziehen, daß der Schwabe seit der Kriegszeit auf der Bühne bißte dr Depp war. Diese Art von Volksstück und von Volkspoesie, wie sie woanders auf die Bühne kam – ich will nicht sagen, daß es das nicht gab, das weiß ich gar nicht so genau, aber ganz sicher gab’s des seltener. Des war für ons an Impuls: Da gibt’s was zu tun. Ich glaub auch überhaupt nicht, daß des erschöpft isch, ond daß mer jetzt sich irgendwie anders ausdrücken müßte und hochdeutsche Themen angreifen – ich will das jetzt ja nicht so sagen, als ob es gar nicht passieren dürfte. Wemmer dr „Entaklemmer“ liest, des isch ja plump zum Teil. Obwohl ich immer heftig dafür war, des zu machen.

Und wir haben’s auch sehr klug gestrichen und komprimiert, oder verdichtet, wie es so schön heißt.

Die Diskussion dreht sich um die Frage, wie sehr man durch den Dialekt jemanden denunzieren oder sich vom Publikum distanzieren könne. Hat das Publikum heute abend nun über sich oder über andere gelacht?

Bernhard Hurm:

Jeder Schwabe wird solche Dinge kennen, wo er sich entlarvt, weil er etwas sprachlich nicht wirklich kennt. Den Umgang mit Sprache, die Mühe, die ihm des gemacht hat, diese Fallen zu vermeiden. Des kann man schon verstehen, wie mühevoll des war, an die höhere Schule zu komma ond dann mit dieser andern Sprache umzugeha,

wenn i des für mich thematisieren kann, dieses Leiden auch. Ich glaub dr „Entaklemmer“ kannsch du ganz schlecht machen, du kannsch alle Figuren denunzieren. Des liegt nicht an der Fassung, sondern was du dann draus machsch, mit welcher Haltung du des angehst. Da komm ich wieder drauf: Ich glaub, wir haben es uns mit dem „Entaklemmer“ nie leicht gemacht. Wir haben nie gesagt: Des funktioniert – desch luschtig, und wir hauen auf die Pointen rein wie die Berserker und des geht schon. Sondern wir haben immer gesagt: Ich glaub des geht, desch nicht luschtig. Des muß erst lustig gemacht werden – mit der Prämisse: Lustig ist nur, was Katastrophe, was wirklich echt isch. Selbst der Entaklemmer, der Geizige isch für mich nicht ‘ne Figur, die abgeschossen wird, sondern viele Leute sagen: Ha, der isch arm! Der isch krank und hat sich verrannt. Der isch nicht wirklich eine Figur, die abgeschossen wird. Desch natürlich Aufgabe dieser Profession, der Schauspielerei, zu sagen: Ich möcht diese Figur verteidigen! Und die des Regisseurs, daß er des Gebilde hält: Wir machen nicht ‘ne billige

Komödie. Natürlich, wir haben immer gesagt: Lachen muß man, aber da muß 'ne Geschichte gespielt werden. Der Virus, der von dem ausgeht, wo dromrom alle angesteckt sind. Desch ja nicht nur einer, der Böse. Die sind alle krank, alle angesteckt. [...] Ich glaube, daß ein Erfolg unseres Schwäbischen schon damit zu tun hat, daß wir sagen: Des uns immer wieder anzueignen, des hat mit Mühe zu tun, des hat mit der Überwindung dieser Distanz auch zu tun, die man spürt.

Uwe Zellmer fragt sich, ob Schwaben jemals mit sich und der Welt zufrieden sein könnten.

Bernhard Hurm:

Desch dann auch nochmal 'n anderes Thema, daß Uwe dann sagt: Wir können bloß diese Sprache richtig gut. Soll mer jetzt mit der arbeiten, mit den Geschichten, die

wir erzählen wollen? So haben wir's eigentlich auch bisher betrachtet, daß wir gesagt haben: „Polenweiber“ – wir können das am besten von hier erzählen, weil des kenna mer. Da kommt noch mal 'n anderes Element, dieses Autodidaktische des Theaterspielen: Wie kann man Leute auf die Bühne bringen, ohne sie zu diffamieren? Wie kann man sie am besten identisch machen mit dem, was sie erzählen? Ich laß die Leute so sprechen, wie se können. Da werden se groß, des isch glaubhaft. So haben wir ja letztendlich auch begonnen.

Und der Troll-Abend? Ist er überhaupt noch zeitgemäß?

Uwe Zellmer:

Wir wollen jetzt schon noch weiterspielen – bis ans Jahrtausende vielleicht.



„Wir haben versucht, Stoffe zu finden, die ganz eigene Stoffe sind.“
„Polenweiber“, ein Schauspielprojekt nach einem Volksstück von Thomas Strittmatter (1988).

Bernhard Hurm:

Solange wir gesund bleiben.

Uwe Zellmer:

Da hemmer so en sportliche Ehrgeiz. Warum funktioniert des denn – des wär jetzt mal ‘ne Frage von mir an Euch – warum funktioniert das so? Im Moment ist es schwer, Theater zu füllen. Die Leute gucken auf’s Geld und viele Theater haben große Probleme und wir haben halt immer ausverkauft – auch sonntags. Das ist gar kein großer Theatertrag. Wir legen das immer auf Sonntag.

Bernhard Hurm:

Sonst dürfa mer nicht.

Uwe Zellmer:

Samstags kassch bei ons an Steckä naschtella, da kommt emmer alles.

Wir fragen uns, weshalb der Troll-Abend sich über so lange Zeit hinweg im Lindenhof-Programm halten konnte. Uwe Zellmer spricht von einem „Markenartikel“, Bernhard Hurm verweist nochmals darauf, daß man sich mit Troll Mühe gegeben habe.

Bernhard Hurm:

So ‘ne Schizophrenie, daß man des doch am besten kann und es eigentlich doch nicht will. I hab irgendwann des hinschmeißa wella. I han denkt, i kann des nicht mehr ond i will des nicht mehr. Nach und nach sind da andere Ziele gesteckt worden mit diesem Abend. Nicht, daß mer des sechshundertmal einfach so runtermacht, sondern jedesmal sind andere Leute da, wo mer sich ‘ne Aufgabe stellt. Ich glaub, s’oinzige, was mer jetzt so rausdestilliera könntet, des isch die Mühe. Ich glaub, so lang es einem Schwierigkeiten macht, kann mer es geniessen. Es muß einem immer wieder Schwierigkeiten machen, damit zahlt man des Privileg des Genusses. Man hat sich’s nicht leicht gemacht. Desch immer des, was es für uns legitimiert, dann doch noch mit Dialekt zu arbeiten.

LUI:

Des isch wieder typisch schwäbisch, oder?

Bernhard Hurm:

Ich weiß nicht, ob des typisch schwäbisch ist. Des wage ich heute auch nicht so zu sagen.

Uwe Zellmer:

A bißle scho.

Bernhard Hurm:

Es muß irgendwie mühevoll sei mit dem „Entaklemmer“ ond em Thaddäus Troll. Im nachhinein haben wir gedacht: Des war wichtig, des war irgendwie gut und ‘ne ganze Katharsis für sich auch. Wir machen’s trotzdem, ich glaub, es hat trotzdem positiven Sinn.

Uwe Zellmer zieht am Ende des Gesprächs folgendes Resumée:

Uwe Zellmer:

Ich glaub schon, daß ich in etwa ‘ne Vorstellung hab von dem, was „schwäbisch“ isch. Nicht bloß im Dialekt, sondern in der Philosophie oder im Sein. Ich glaub, für mi isch „schwäbisch“ ziemlich identisch mit „bodenständig“ und au mit ‘ner gewissen Ruhe, ‘n bißchen auch in der Landschaft aufgehoben. Vielleicht auch deswegen diese Melbinger Situation, die noch katholisch isch, aber net weit zum evangelischen, also auch nicht so weit nach Tübingen – katholisch und evangelisch, Pietismus und katholischer Humus. Daß zwischa Provinz und Welt oifach a Möglichkeit isch, wenn mer Theater macht oder wenn mer künstlerisch arbeiten will. Manchmal denk ich, wir sind schwäbische Romantiker, eigentlich was sehr rückwärtsgewandtes ins 19. Jahrhundert. Und sehr wertkonservativ fast isch mein Bild auch von dem – aber desch dann au scho wieder a bißle revolutionär, nach wie vor, denk ich: Daß wir etwas aufheben, daß wir etwas hochheben – des macht des „Schwäbische“ vielleicht aus in der Kulturgeschichte oder in der Literaturgeschichte. Des such ich da auch, nicht bloß den Dialekt.

„Em Schwobaland, em Schwobaland so schee!“¹

Alte und neue schwäbische Identitäten in der populären Musik

„Auf de schwäb'sche Eisebahne...“ gilt als eines der bekanntesten schwäbischen Volkslieder. Als Vermittlungsträger schwäbischer Klischees selbst schon zum Klischee geworden, steht es in so manchem Liederbuch, gehört ins Repertoire vieler Männerchöre hierzulande und ziert farbenfroh illustriert allerlei Krimskrams in den hiesigen Souvenirläden. Ob als Wandteller, Kachel oder Postkarte – die Parabel vom geizigen Bauern und seinem 'Böckle' dürfte weit über Schwabens Grenzen hinaus bekannt geworden sein und so manche Diele zieren. Daher verzichte ich gerne auf eine detailliertere Darstellung.

Lutz Röhrich hat diese „heimliche Regionalhymne“² als prototypisch schwäbisches Volkslied gründlich dekonstruiert. Er stieß bei seinen Nachforschungen auf zahlreiche Variationen dieses Liedes, bei denen die Zugstrecke beispielsweise ins Rheinland oder in die Schweiz („Das Böckli von der Simmentalerbahn“) verlegt wurde; er verweist sogar auf die Existenz einer jugoslawischen Variante. Verfechter dieser „Schwabenhymne“ könnten jetzt den schwäbischen Ursprung ins Feld führen. Tatsächlich aber, und dies ist sehr aufschlußreich, taucht es als Spottlied erstmalig 1888 im „Allgemeinen Liederschatz“ in Basel auf, meint Röhrich. Die Melodie ist noch älter und geht auf ein Baseler Soldatenlied zurück. Anhand dieses Beispiels und anderer zeigt er, wie auswechselbar Ort, Landschaftsbeschreibung und Charakterzuschreibung der

in ihr lebenden Menschen in 'anerkannten' Volksliedern sind, und sein Argumentationsstrom mündet in die Frage:

„Zu welchen Liedern aber sollen sich nun die heimatbewußten Menschen dieses Raumes flüchten, wenn ihnen die Volksliedforschung nachweist, daß keiner dieser Gesänge autochthon bodenständig ist?“³

Im folgenden soll es um eine 'neue' Art von Volksmusik gehen, die schwäbische Mundart mit populären Musikstilen verbindet. Manche Liedtexte geben Aufschluß über das Verhältnis der Autoren zu ihrer 'Hei-



Zeitgenössische Variation einer „heimlichen Regionalhymne“.

mat' bzw. über ihre Selbst-Verortung in einer bestimmten Region. Dabei wird Röhrichs Frage nach der „Bodenständigkeit“ aufgegriffen werden, allerdings mit gewandelter Bedeutung: Geht er davon aus, daß „Volkslied“ primär Tradition impliziert, so denke ich, daß im modernen Volkslied der Aspekt des „bodenständigen“ Traditionszusammenhangs hinter den der 'authentischen Alltagserfahrung' tritt, die jedoch durchaus in Verbindung mit traditionellen Werten verhandelt wird. Als Identifikationsangebote übernehmen sie aber eine ähnliche Funktion wie die 'alten Volkslieder', wenn auch auf einer anderen Ebene.

Doch zunächst ein Rückblick in Sachen 'populäre Musik' in der Nachkriegszeit: Unter dem Einfluß US-amerikanischer Kulturprodukte erfährt die populäre Musik in Deutschland in den 50er Jahren eine äußerst starke Veränderung: Durch Radio, Schallplatte, Kinofilm und später auch Fernsehen kommen die deutschen Jugendlichen in Kontakt mit dem weißen Rock'n'Roll; in den 60er Jahren mit der von englischen Bands dominierten Beat-Musik und in den 70er Jahren mit der auf Rhythm & Blues basierenden amerikanischen Rockmusik⁴. Dadurch entstehen in West- wie in Ostdeutschland jeweils rege Rockmusikszenen, wobei sich vor allem die ostdeutschen Bands durch ihre deutschen Texte unterscheiden. Aber auch in Westdeutschland gibt bereits ab Anfang der 70er Jahre erfolgreiche Versuche, durch die Verbindung von deutscher Sprache und neuem Musikstil ein spezifisches Lebensgefühl von Jugendlichen auszudrücken (*Udo Lindenberg*⁵, *Marius Müller-Westernhagen*, *Grobschnitt*, *Eulenspygel* u.v.a.).

Das Entstehen neuer Jugendkulturen ist eingebunden in einen allgemeinen Prozeß der fundamentalen Veränderung der Alltagskultur und des Alltagslebens. Mit dem Stichwort *Globalisierung* fasse ich hier die ganzen Neuerungen zusammen, die dem einzelnen Menschen die Welt ein ganzes Stück näher bringen: Fernsehen, Auto-Mobilität, Urlaub in fernen Ländern. „Die kleine Kneipe in unserer Straße“ (*Peter Alexander*) hat nun neue Pächter und eine exotische Speisekarte bekommen und auch „Griechischer Wein“ (*Udo Jürgens*) fließt dort reichlich – als Wehmutsstropfen für die einen, deren Urlaub vorüber ist und als Einstimmung für die anderen, die ihn noch vor sich haben.

Gleichzeitig nimmt auch die Pluralisierung der Lebensstile zu. Breitere gesellschaftliche Schichten erhal-

ten Zugang zu den einst elitären Bildungseinrichtungen über den zweiten Bildungsweg, und die Tore der Universitäten öffnen sich endlich auch in größerem Maße für die Kinder von ArbeiterInnen. Unterschiede in Herkunft und Stand scheinen verwischt, gesellschaftliche Schranken ihrer Funktion beraubt. Viele Jugendliche verlassen daher früher ihr Elternhaus, um an den Ort ihrer Ausbildung zu ziehen, kommen so schneller mit kulturellen Neuerungen in Berührung und werden mit neuen städtischen Lebensentwürfen konfrontiert. Diese stehen oftmals in krassem Widerspruch zu den Perspektiven, die ihnen durch ihre Herkunft vermittelt worden sind und führen zu mancherlei Konflikten innerhalb der Familien und Dorfgemeinschaften.

Parallel dazu zeichnet sich eine andere Entwicklung ab, die jedoch mit der ersten in Wechselwirkung steht: Je mehr sich die gesellschaftlichen wie nationalen Grenzen aufzulösen scheinen, desto wichtiger werden Begriffe wie 'Heimat' und Identität⁶. Gerade weil beide problematisch geworden sind, schlußfolgert Hermann Bausinger⁷, entwickeln sie sich Mitte der 70er Jahre zu Mode- und Reizwörtern. Im Zuge der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit diesen Begriffen wird die 'Region' zunehmend aufgewertet. Dabei entstehen auch im Süden der Republik aktive Rockmusik- und Jugendhaus-Szenen⁸, die den ländlichen Lebensraum für Jugendliche wieder attraktiver werden lassen. Einige VertreterInnen der neuen Jugendkultur setzen sich ab Mitte der 70er Jahre auch durch die Verwendung ihres Dialekts mit ihrer jeweiligen Herkunft auseinander (*Wolle Kriwanek*, *Joy Fleming*, *Schwoißeß*).

Anhand dreier Beispiele soll dargestellt werden, wie schwäbische Musikgruppen ihr jeweils unterschiedliches 'schwäbisches Lebensgefühl' in einem bestimmten Musikstil auszudrücken versuchen. Dabei soll verdeutlicht werden, welche Art von Identitätspolitik die Musiker in ihren Gruppenkonzepten und Liedern betreiben: Indem sie traditionelle Elemente mit neuen kombinieren und kontrastieren, auf schwäbische Klischees und Stereotypen Bezug nehmen, entstehen jeweils unterschiedliche schwäbische Identitäten, die als Selbstausdruck der Künstler⁹ und als Angebote an das Publikum verstanden werden können.

Subkultureller Kampf im ländlichen Raum

Zuerst stelle ich ein Identitätskonzept vor, das aus der intensiven Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft und der dörflichen Enge und den kulturellen Neuerungen sowie aus alternativen Gesellschaftskonzepten und Lebensentwürfen entstand.

Mitte der 70er Jahre formierte sich in Oberschwaben eine *Jugendhausbewegung*, die von einem großen Teil der Jugendlichen auf dem Lande und in den Kreisstädten getragen wurde. Diese Bewegung kämpfte um selbstverwaltete Jugendhäuser und errang nach jahrelangem zähem Kampf mit den jeweiligen Stadtverwaltungen einige Erfolge. Aus diesem Umfeld kamen die beiden Bands *Schwoißfuß* und *Grachmusikoff*, die für eine ganze Generation junger Heranwachsender in Süddeutschland eine große Bedeutung hatten.

Die Brüder *Alex* und *Georg Köberlein* und deren Freund *Hansi Fink* gründeten die Band *Grachmusikoff* anlässlich einer Demonstration für ein Jugendhaus in Bad Schussenried im Jahre 1978.¹⁰ Sie spielten von Beginn an Lieder, die stark von volksmusikalischen Traditionen geprägt waren, wie beispielsweise der russischen oder oberschwäbischen, da sie erstere durch die Eltern und letztere im örtlichen Musikverein vermittelt bekommen hatten. Sie bedienten sich aber auch aus den Sparten Blues und Rock. Die Texte waren zumeist in schwäbischer Mundart und handelten oft von den pubertären Problemen männlicher Jugendlicher in der dörflichen Enge Oberschwabens. Sie kreisten meist um die Themen Jugend, Heimat, Provinz, Aufbruch, neue Lebensentwürfe, befaßten sich aber auch mit historischen Themen wie beispielsweise dem Bauernkrieg. Die Lieder zeichneten sich durch Ironie und Witz aus, waren mitunter kritisch, aber vor allem auch unterhaltsam und zuweilen derb.



Grachmusikoff 1996: Georg Köberlein (Pos., voc.), Alex Köberlein (sax., keyb., voc.), Michael Stoll (b, fl.), Hansi Fink (g., accord., voc.), Rico Stehle (dr.)



Schwoißfuß 1996. Von links nach rechts: Michael Stoll (b.), Alex Köberlein (voc., sax., keyb.), Bodo Schopf (perc.), Riedel Diegel (harm., keyb.), Didi Holzner (g.), Andreas Schmid (dr.), André Schnisa (v., org., g.)

Rund ein Jahr später gründete *Alex Köberlein* mit Reutlinger und Tübinger Musikern die Rockband *Schwoißfuß*, die zwischen 1980 und 1986 fünf Alben aufnahm und sich dann im Sommer 1986 zu einer Zeit auflöste, als sie an Popularität verloren hatte. Der Stil dieser Band war geprägt von einer härteren Rockmusik, und die ebenfalls zumeist schwäbischen Texte kreisten teilweise um dieselben Themen wie die Lieder von *Grachmusikoff*, doch waren sie meist politischer, ernster und vor allem konsum- und gesellschaftskritisch. In der Phase der politischen Auseinandersetzungen zu Beginn der 80er Jahre wurde *Schwoißfuß* zum Sprachrohr der links-alternativen Jugendszene vor

allem in Oberschwaben, aber auch in anderen Teilen Württembergs.

Zehn Jahre nach ihrer Auflösung fanden die ehemaligen Musiker von *Schwoißfuß* 1996 wieder zueinander, um ihr neues Album „Rattakarma“ einzuspielen und einen Sommer lang für rund ein Dutzend Auftritte auf die süddeutschen Festivalbühnen zurückzukehren. Auch die Lieder der neuesten CD bewegen sich zwischen persönlichen Zustandsbeschreibungen, Vergangenheits- bzw. Pubertätsbewältigung und Gesellschaftskritik. Ihr Musikstil hat sich ebenfalls kaum verändert, sie spielen nach wie vor kraftvolle Rockmusik.

Sowohl *Alex* wie auch *Georg Köberlein*¹¹ empfanden die damalige Entscheidung, im Dialekt zu singen, als Befreiung, da sie aufgrund ihrer dialektgeprägten Herkunft in Schule, Studium und danach als Deutschlehrer große Probleme mit der Hochsprache hatten.

Beide glauben, daß ein auf diesen Schwierigkeiten basierendes Minderwertigkeitsgefühl für viele SchwäbInnen typisch sei. Indem sie die Probleme und Erfahrungswelten der Landjugendlichen thematisierten, werteten sie den schwäbischen Dialekt und die Region an sich auf. „Des Regionale war nicht mehr länger so etwas Minderwertiges neben dem Städtischen, neben Berlin“, meint *Georg Köberlein* und sieht in dieser Zeit auch den Anfang einer neuen Art von Heimat-



Alex und Georg Köberlein

liebe. Sein Bruder *Alex* beschreibt den Anteil, den sie mit ihrer Musik daran hatten, rückblickend so:

„Ond des derf mer net unterschätzga, daß dr Erfolg von ‘Grachmusikoff’ sebr stark von solche Sache abhängt, daß mer dem Schwob, grad weil er – i woiß et, ob des a unterschwelliges Minderwertigkeitsgefühl isch – aber du gibsch dem Identität, Heimat. Und zwar du gibsch au dem jonga Schwob sei Heimat dadurch, daß du sagsch: Eigentlich kann doch onsera schöne Landschaft nix drfür, daß do lauter Trottel lebat oder des schwarz isch bis zom Kraga. Also es war halt en de 60er Johr a reines CDU-Deng ond es isch a sehr konservative Ecke.“

Durch ihre ironisch-sarkastischen Milieubeschreibungen grenzten sie sich von der Elterngeneration ab, formulierten Forderungen an diese und priesen daneben die Schönheit der oberschwäbischen Landschaften. War der Heimatbegriff und das Regionale bis dahin für die Jugendlichen problematisch, so entstand im Zuge der allgemeinen Thematisierung und Aufwertung der Region eine Art neuer kritischer Heimatbegriff, der aber *Georg Köberlein* heute zuweilen auch großes Unbehagen bereitet:

„Ma muaß halt a bißle aufpasse, i will eigentlich net, daß dr Schwob sowas wie en Patriotismus raushengt.“

Grachmusikoff spielt heute noch meist als erste Zugabe eine Art heimatliches Potpourri, welches aus dem „Heimatlied“ und dem „Ratzarieder Schenkelbatscher“ besteht, bei denen das Publikum meist begeistert mitsingt. Bei beiden Liedern stehen musikalische Form und Inhalt in krassem Gegensatz zueinander. Ersteres ist im Stil volkstümlicher Lieder gehalten, mit fröhlicher Melodie und gefühlvoll langgezogenem Refrain.

Der sprachliche Inhalt zerstört jedoch das Klischee des Heimatliedes:

*Ob Heimat, was du für mi warsch
Ich grüße dich das letzte Mal
Leck mich am – Abendrot im Schussadal
(Refrain „Heimatlied“)*

Auch in den einzelnen Strophen beider Lieder finden sich Elemente, wie sie *Lutz Röhrich* als für Heimatlieder typisch definiert:

„Heimatlieder lassen sich auf relativ wenige Typen und Klischees reduzieren. Sie wiederholen sich in ihren Symbolen, Motiven, Formeln und Metaphern, etwa mit den Motiven ‘Sehnsucht in der Fremde’, ‘Erinnerung an Dorf und Elternhaus’, ‘Sehnsucht nach Kindheit und Jugend’: [...] Heimatlieder enthalten bestimmte Requisiten wie ‘stille Weiler’, ‘kleine Hütte’, ‘Kirchturm’, ‘Glockengeläute’, ‘Dorflinde’ und ‘Brunnen’. Diese Symbole repräsentieren das Gefühl von Zusammengehörigkeit. Wenn das Umfeld stimmt, sind diese Kulissen auswechselbar. Die Landschaftsbeschreibung selbst nivelliert sich auf
schaftsbilder: Wälder, Wiesen, Seen, Flüsse, Berge.“¹²



Georg Köberlein

Das, was *Georg* und *Alex* als ‘Heimat’ thematisieren, enthält manche der angesprochenen Elemente, doch werden diese sofort gebrochen. In ihren Liedern erinnern sie sich und das Publikum an Dinge, die die dörfliche Enge symbolisieren. Durch die Art ihrer Schilderung, die distanziert und sentimental zugleich ist, geraten diese zur Karikatur. Aber gerade darin scheint ihre identitätsstiftende Kraft zu liegen: In der Popularität der Lieder, in den begeisterten Reaktionen und

durch die aktive Teilnahme des Publikums kommt dies meiner Meinung nach deutlich zum Ausdruck.

Der von beiden Brüdern vertretene Heimatbegriff, der unterschiedlichste musikalische Kultureinflüsse mit Tradition, Sprache und Landschaft zu verbinden suchte und dadurch eine prinzipielle Offenheit suggerierte, wurde von großen Teilen der Anhängerschaft offensichtlich so nicht geteilt. Als *Alex Köberlein* Anfang der 90er Jahre eine Solokarriere startete und mit hochdeutschen Texten den Sprung über den Main schaffte, holte er sich hierzulande nasse Füße, da seine musikalischen Aktivitäten im Süden zumeist ignoriert wurden, was auch die Tatsache beweist, daß er, anders als im Norden, hier so gut wie nie im Rundfunk gespielt wird.

Manch einer schrie „Verrat!“ ob *Köberleins* musikalischer Ausflüge. Da der schwäbische Dialekt, der als zentrales Element des Identitätskonzepts fungierte, der Hochsprache weichen mußte, verlor die Identifikationsfigur *Alex Köberlein* in den Augen der Fans eben dadurch an Glaubwürdigkeit. Ein Dialektsprecher, der sich plötzlich des Hochdeutschen befleißigt, muß sich oft den Vorwurf gefallen lassen, er wolle sich dadurch von seiner Sprachgemeinde abwenden und abgrenzen – nicht nur in Schwaben.

Den einstigen konsumkritischen Anspruch, der Teil des Identitätskonzepts geworden war, sahen viele Fans in dem Bestreben *Köberleins* aufgegeben, mit einem glatteren Sound, der Verwendung der Hochsprache und mit Jackett, sozusagen im neuen *‘Anzüge’*, auch nationale Erfolge zu erzielen. Sprache, Haltung, Kleidung und Stil als Elemente eines bestimmten Habitus erwiesen sich als etwas Hermetisches, und ihre Veränderung wurde mit Verachtung sanktioniert.

Da er inzwischen manche dieser Lieder ins Schwäbische übersetzt hat und sich von einer Bluesband begleiten läßt, haftet den Songs nicht mehr das Etikett ‘Schlager’ an – das beweist die positive Resonanz, die sie inzwischen erfahren.

Dialekt-Fun-Rock in der schwäbischen Metropole

Die Gruppe *Gonzo* macht seit gut fünfzehn Jahren Rockmusik mit schwäbischen Texten. Ihre ‘schwäbische Identität’ entwickelte die Band allerdings nicht in einem Prozeß der permanenten oppositionellen Identitätsarbeit, sondern in einer Art integrativen Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft, die – wenn sie kritische Töne anschlägt – eher zwischenmenschliche als gesellschaftliche Strukturen angeht.

Gonzo – der Name spielt auf eine Figur in der Muppets-Show an – entstand aus einer Schülerband. Alle sieben Musiker sind in Stuttgart-Botnang aufgewachsen und zusammen zur Schule gegangen. Inzwischen haben sie zwei CDs aufgenommen, sind schon mehrmals im Fernsehen und bei zahlreichen Großveranstaltungen im Land aufgetreten. Dabei scheuten sie auch nicht den zum Teil volksmusikalischen Rahmen, in den sie wohl wegen ihrer schwäbischen Texte gepackt wurden und den sie mit ihrer Musik doch eher sprengten.

Weshalb sie nach anfänglichen Versuchen, englisch zu texten, dann zum Schwäbischen zurückfanden, begründet der Sänger und Haupt-Textlieferant *Falk Scheuber* einerseits damit, daß ihm auf der Bühne der Zusammenhang zwischen den schwäbischen Titelanzeigen und Witzen und den englischen Texten gefehlt habe. Zum anderen hätten sie die verblüffende Erfahrung gemacht, daß das Publikum auf die ein, zwei schwäbischen Lieder, die sie anfänglich im Programm hatten, viel eher einging als auf die englischen. Bassist *Ebi* meint, daß englische Texte „verdammst gut“ sein müßten und auch dann doch nur von wenigen verstanden würden. Da sie sich als Lokalband betrachten und meist nur im Landkreis spielen, haben sie keine nationalen Ambitionen. Außerdem meint er: „In Englisch kann mer schwer luschtig sei!“¹³

Und Spaß ist denn auch das eigentliche Botschaft dieser Band. Im Interview versuchen sie sich ständig gegenseitig in Wortspielereien und ironischen Kommentaren hochzunehmen. Ihre Texte verfahren nach dem Prinzip, sich selbst und andere nicht ernst nehmen. Dies können sie nach eigener Einschätzung in ihrer Mundart am besten. Der ‘moralische Zeigefinger’ sei nicht ihr Ding, womit sie sich von anderen Bands wie *Schwoißfuß* abgrenzen. Diese eher unpoliti-



Gonzo: Falk Scheuber (voc.), Oliver Petersen (g., voc.), Jörg „Ebi“ Eberhardt (b., voc.), Dieter Meyle (dr.), Andreas Epple (keyb.), Jörg Hänßermann (keyb.), Mark Bachofer (sax.)

sche Verortung mag zum einen daran liegen, daß sie anfangen Rockmusik zu machen, als diese Musikform insgesamt auf breitere gesellschaftliche Akzeptanz stieß bzw. nicht mehr per se politisch war oder so verstanden wurde. Als eine legitime Form jugendlicher Unterhaltungskultur wurde sie inzwischen auch von der Elterngeneration toleriert und konsumiert. Da sie in einem städtischen Milieu in unmittelbarer Nähe zur Metropole aufwuchsen, hatten sie außerdem ungleich mehr Möglichkeiten, ihre Freizeit mit anderen Jugendlichen zu verbringen, auf Konzerten und in Diskotheken ihre Musik zu hören und sich dabei kulturell anders zu orientieren als die Eltern. Sie kennen und schätzen die *Köberleins* dennoch und haben schon einmal mit *Grachmusikoff* zusammen auf einem Festival gespielt. Daß diese sie musikalisch wie lyrisch stark beeinflusst haben, wird bei näherem Zuhören deutlich.

Dennoch haben sie ihren eigenen Stil gefunden, der sich als eingängiger Rock mit Jazzeinflüssen beschreiben läßt. Anders als *Alex* und *Georg Köberlein* betrachten sie die Musik nicht als Broterwerb. Im Alltag gehen sie ihren unterschiedlichen Berufen nach und betrachten die freitagabendlichen Proben und die fünfzehn bis zwanzig Auftritte im Jahr als eine Form der Freizeitgestaltung, die allen großen Spaß macht.

Die Texte von *Gonzo* handeln oft von Alltagserfahrungen und -irritationen, Beziehungskonflikten, vom Jungsein und vom Älterwerden, und die 'schwäbische Heimat' wird nur zum geringeren Teil thematisiert. Ähnlich wie in *Grachmusikoffs* „Heimatlied“ werden in *Gonzos* „Schwobaland“ Klischees wie die schwäbische Kehrwoche, die schwäbische Bodenständigkeit und ein provinzieller Habitus als Kristallisationspunkt schwäbischer Heimatliebe bemüht. Diesen werden exotische Reiseziele als die vermeintlich bessere Alternative gegenübergestellt. Der Refrain hat

den Charakter einer Hymne, wengleich das Pathos auch hier durch den Textinhalt gebrochen wird. Auf Konzerten wird er von der Fangemeinde begeistert mitgesungen:

*I bleib', wo i ben, wo me' jeder Segg'l kennt
Em Schwobaland, em Schwobaland so scbee'
Was soll i en d'r weida Welt, wo's mir d'rhoim viel bess'r
g'fällt
Em Schwobaland, em Schwobaland so scbee'
wo jed'r Fischkopf herzlich lacht, wenn onserois sei'
Kebrwoch macht
Em Schwobaland, em Schwobaland so scbee'*

Durchaus angetan sind die Musiker von der Lesart als Hymne – aber eben als Hymne mit eingebautem Augenzwinkern. Sie verbinden das Zitieren von Klischees

mit einem ironischen Blick von außen, bei gleichzeitigem Bekenntnis zur Bodenständigkeit. Falk Scheuber sieht seine Liedtexte nicht als Auseinandersetzung mit Klischees, sondern als Beschreibung der schwäbischen Mentalität – „Geschichten, die das Leben schrieb“. Alle Bandmitglieder sind eingefleischte Schwaben und würden ihr „Schwobaland“ nur ungern verlassen wollen, da es ihnen hier, wie sie sagen, wirtschaftlich gut geht, sie die Landschaft lieben und außerdem ihre ganzen Freunde hier lebe. Ihre Fangemeinde setzt sich vor allem aus FreundInnen und BewohnerInnen der näheren Umgebung zusammen. Daß sie als Teil der lokalen Kultur in Botnang akzeptiert und integriert sind, beweist auch die Tatsache, daß sich ihr Probe- raum seit Jahren im Keller der örtlichen evangelischen Kirche befindet. Dieser lokale Bezug ist sowohl Selbstverortung der Band wie auch Identifikationsangebot an die Fans. Dabei stellt die ‘gemeinsame’ Geschichte in Verbindung mit dem Ort das eigentlich integrative Moment dar. Heimat ist auch hier, wie bei *Grachmusikoff*, in erster Linie geprägt durch die Beziehungen der Menschen zueinander und in zweiter Linie erst als Idealisierung einer bestimmten geographischen Region zu betrachten.

„Bleib em Ländle ond nähere dich redlich!“¹⁴
Der Schwäbische Habitus im Gewand des amerikanischen Südstaatlers

Das letzte Identitätskonzept, das ich vorstellen möchte, zeichnet sich dadurch aus, daß es sich aus dem reichhaltigen Fundus schwäbischer Charakterzuschreibungen bedient und diese, teilweise extrem verzerrt und überzeichnet, mit solchen Bildern von Männlichkeit mischt, die durch US-amerikanische Kulturprodukte maßgeblich geprägt worden sind. Dieser schwäbischen Identität geht es vor allem um ihren Unterhaltungswert beim Publikum. Auf der Suche nach Pointen kennt sie nahezu keine Grenzen. Gleichzeitig betätigt sie sich nicht zuletzt durch die Ausgrenzung

von Fremdem als Agitator für ein ‘neues’ schwäbisches Selbstbewußtsein.

Die Kunstfigur *Hank Häberle jr.* alias *Bernhard Soppa* entwickelte sich mit seiner Begleitband *Dagdiab* in den letzten fünf Jahren zum Bierzeltmagneten. Ob er auf dem Cannstatter Wasen oder in der Gemeindehalle eines Dorfes auf der Schwäbischen Alb spielt - er zieht die Massen an die Biertische. Er selbst bezeichnet sich als „Schbätzlescowboy“ und seine Musik als „Schwoba-Country-Saund“ - als Countrymusik mit schwäbischen Texten. Wie bei den vorherigen Beispielen handelt es sich auch hier um die Übernahme einer nordamerikanischen Kulturform - der Musik der weißen Landbevölkerung im Süden der U.S.A. *Hank Häberle* adaptiert aber nicht nur die Musikform, sondern inszeniert sich und seine Band in Country-Manier. Ähnlich wie die deutsche Gruppe *Truck Stop* treten sie in Westernhemden, Jeans, Lederwesten und Cowboystiefeln auf. Die Konzerte haben auch einen volkstümlichen Charakter, da die BesucherInnen an Biertischen sitzen, Bier trinken, Maultaschen oder warmen Leberkäs’ ‘vespern’ und wenigstens einmal pro Konzert zum Schunkeln aufgefordert werden. Bei einem Konzert in der Junginger Sporthalle, einer Gemeinde bei Hechingen, schien das ganze Dorf anwesend zu sein: Eltern mit ihren Kindern, Großeltern mit ihren Enkeln, Jugendliche, junge Erwachsene und offizielle Persönlichkeiten. Ausländische KonzertbesucherInnen waren mir jedoch nicht aufgefallen, was wohl unter anderem daran liegt, daß sich die Konzertankündigung auf Plakaten und in der Lokalpresse vor allem an Dialekt-sprecherInnen richtet.

„Country gfallt mer scho seit i denka ko!“

Häberle sieht in der Country-Musik eine Art ‘Transportmittel’ für seine Texte und verneint einen direkten Bezug der Musik zum Schwäbischen. Seine Liebe zur Country-Musik erwachte im Alter von fünf Jahren, angeregt durch die Single „Da sprach der alte Häuptling der Indianer“ des heute fast vergessenen Schlagersängers *Ronny*. Mit elf Jahren begeisterte er sich für Johnny Cash. In der Zeit nach der Konfirmation begann er, autodidaktisch Gitarre zu lernen. In einer Schülerband, die Hardrock und Rock’n’Roll spielte, sammelte er bald seine ersten musikalischen Erfahrungen. Ende der 80er



Hank Häberle jr. ond seine Dagdiab: Hank Häberle jr. (g., voc.), Ignaz Fischle (g., fiddle, voc.), Schorsch Schwämmle (b., voc.), Edwin Düsentriebel (dr.), Winnibold Kratzgeisen (pedal steelg.)

Jahre fing er an, ins Schwäbische übersetzte Country-Lieder zur Gitarre zu singen. Dabei machte er die gleiche Erfahrung wie die Musiker von *Gonzò*: Die schwäbischen Titel kamen beim Publikum besser an als die englischen. Anfang der 90er Jahre formierte er dann nach und nach seine Begleitband *Die Dagdiab* (Tagediebe = Nichtsnutze, schwäbisches Schimpfwort), mit denen er seither an den Wochenenden im 'Ländle' auftritt. Konnten sie sich eine Zeitlang vor Auftrittsangeboten kaum retten, so haben sie jetzt oft Mühe, Veranstalter zu finden. *Häberle* macht dafür die wirtschaftliche Rezession verantwortlich. Dennoch stehen sie im Schnitt fünf bis sechs Mal im Monat auf der Bühne. Veranstalter sind meist örtliche Vereine.

„Also, i fabr amerikanische Kärre, hann amerikanische Klamotte ond amerikanische Musik, aber sonscht halte

von de Amis et viel. Halt ein äußerscht oberflächliches Volk. Die froget zwar emmer 'How do you do?', aber interessiere duet ses net.“

Hier sagt *Häberle* unmißverständlich, was er über die Amerikaner denkt. Dagegen kümmere sich der Schwabe um sich selbst, soll heißen: Der tut nicht erst so, als ob er sich für andere interessiert. Er – der Schwabe im allgemeinen und *Häberle* im besonderen – sei außerdem eigenbrödlersch, neugierig und schadenfroh. *Häberles* gespaltenes Verhältnis zu Amerika drückt sich vor allem auch in der Weigerung aus, in die U.S.A. zu reisen, um sein Bild zu überprüfen. Amerika ist für ihn gleichbedeutend mit „Müllkippe, Ghetto und Fastfood“, New York ein Paradebeispiel für das Scheitern einer multikulturellen Gesellschaft.

Dennoch wird die Neue Welt in seinen Liedern immer wieder thematisiert – vornehmlich die Weite und Schönheit der Landschaft. Der darin ausgedrückten Sehnsucht nach Freiheit und Abenteuer wird konsequent die schwäbische Heimatliebe und Bodenständigkeit entgegengehalten. In der Umdichtung des bekannten Liedes „Countryroads“ („I will hoim ens Schwobaland“) fährt der Held in seinem amerikanischen Straßenkreuzer durch die unendlichen Weiten West-Virginias und wünscht sich, von Heimweh zerfressen, Linsen mit Saitenwürstchen. Er fühlt sich allein und verlassen in dem riesigen Land und würde die Rocky Mountains am liebsten mit dem Schwarzwald tauschen. Hier wird Exotisches mit Bekanntem kontrastiert, wodurch eine groteske Spannung entsteht – Heimatliebe wird über Abenteuerlust gestellt.

Die oberflächliche Amerikakulisse ist *ein* zentrales Element seiner Show, der latente Konflikt mit dem deutschen Norden ein andere – *Häberle* kann die „Fischköpfe“ nicht leiden. Personifiziertes Ziel seines Spottes ist sein Gitarrist, der auf der Bühne sinnigerweise auf den Namen *Ignaz Fischle* hört, aus Ostfriesland stammt und seiner Stellvertreterrolle dadurch gerecht wird, daß er still duldet und in einem Lied sogar um die Aufnahme ins Schwabenländle bittet – auch wenn er nicht richtig schwäbisch könne („... mei Schwäbisch kosch verreiba...“)

Bei der Frage, wer sich denn als Schwabe bzw. als Schwäbin bezeichnen dürfe, kommt *Häberle* in arge Legitimationsnot: Zwar sei er selbst in „Schtuargert“



Hank Häberle jr.

(Stuttgart) geboren, doch komme seine Mutter aus Bayern und sein Vater aus Oberschlesien. Als alle Definitionsversuche nichts helfen, plädiert er für eine Sprachprüfung, die jede BewerberIn um die Stammeszugehörigkeit ablegen müßte, und in der Fragen gestellt würden wie „[...] was isch ein Botschamberle? [eigentl. pot de chambre = Nachttopf, A.d.V.] ond wenn er des alles woiß, no kann er sich Schwob schempfal!“ Kulturpessimistisch beklagt er in diesem Zusammenhang den drohenden Niedergang des Schwäbischen, was man schon bei Kindern bemerke („Die hend so a Kauderwelsch zwischa Hochdeutsch ond woiß dr Deifel wa...“) und plädiert für ein Pflichtprogramm von schwäbischen Sendungen im Radio von mindestens zwei Stunden am Tag. Seiner Meinung nach müßten diese dann auf Schwäbisch moderiert werden, sich schwäbischer Themen annehmen, schwäbische Veranstaltungen ankündigen und hauptsächlich schwäbische Musik spielen. Er findet, daß es den Deutschen an sich und den Schwaben im besonderen an Nationalstolz mangle und man den Dialekt hochhalten müsse.

Im Lied „Em Hemml schwätzt jeder Schwäbisch“ thematisiert Häberle (s) ein schwäbisches Minderwertigkeitsgefühl, welches auf der Unfähigkeit basiere, sich in Norddeutschland verständlich machen zu können,

weshalb der Schwabe generell bspöttelt werde. Als Trost verspricht er den Schwaben im Refrain Zugang zum Himmel, da nur sie aufgrund ihrer Sparsamkeit den Eintritt entrichten könnten. Die Moral dieses Liedes läßt indes pietistische Einflüsse ahnen – ob bewußt zitiert oder unbewußt reproduziert, läßt sich hier nicht eindeutig klären.

Andere Lieder dienen der Ausmalung eines Bildes von Männlichkeit, das sich in der konsequenten Tabuverletzung gefällt. Durch Derbheit, Machogehabe und Witze auf Kosten von Frauen, Ausländern, Schwulen und Behinderten, inszeniert er sich als Inkarnation der ‘political incorrectness’. Solches wird vom Publikum goutiert und mit lebhaftem Beifall quittiert.

Häberle bezeichnet sich als Zyniker. Er liebt den schwarzen Humor, sieht sich hier im übrigen von dem österreichischen Liedermacher Ludwig Hirsch beeinflusst und läßt den Einwand, daß seine Texte oft ‘mißverständlich’ seien, nicht gelten. Seine Lieder müsse man immer zwei-, dreimal anhören und man müsse auch zwischen den Zeilen lesen. Seinen Anspruch an sich und seine Lieder formuliert er so:

„*Frech, frivol, zeitkritisch. Ons soll's Spaß mache, de Leit soll's Spaß mache – meh well mer gar et. Jeder ko sich rausglauba, was er b'halta will. I hab do koi 'message' ond sag so ond so isch's, on des isch die oinzige Meinung, woisch. Soll jeder denka, was er will.*“

Diese Art des Populismus ist sicher ein Schlüssel zu seinem Erfolg. Ein anderer ist die Tatsache, daß er die Erwartungshaltung(en) seines Publikums nicht enttäuscht. Die Gestaltungsprinzipien, nach denen das ‘Produkt’ Häberle verfährt, lassen sich grob so zusammenfassen:

1. Es wird grundsätzlich alles ins Schwäbische übersetzt. Wenn es keinen schwäbischen Ausdruck gibt, wird der englische oder hochdeutsche einfach suevisiert, d.h. schwäbisch intoniert. Dies ist Teil der Komik.



2. Klischees, die von Schwaben als von außen her- angetragene Klischees (vermutete Fremdbilder) und daher als kollektive Schwächen empfunden werden, wie beispielsweise Geiz/Sparsamkeit und dialektbedingte Verständigungsschwierigkeiten, werden zu einem Quell der Stärke und des Selbstbewußtseins umdefiniert und umfunktioniert.

3. Witze legitimieren unreflektierte Äußerungen und lebt von der Übertreibung. Es scheint keine Tabus zu geben. Die Witze gehen damit vor allem auch auf Kosten von Minderheiten, die dadurch aus dem Schwabenstamm ausgegrenzt werden.

Bei aller Unterschiedlichkeit haben die drei Beispiele mindestens diese Gemeinsamkeit: Sie vermitteln ihrem jeweiligen Publikum ein ‚at-home-feeling‘, ein Heimatgefühl, ein Wir-Gefühl, einen wertbesetzten Identifikationsraum⁴⁵, wie es Lutz Röhrich als für das Heimatlied typisch formuliert. Damit haben diese Lieder meiner Meinung nach eine Funktion der traditionellen Volks- und Heimatlieder übernommen und stellen mit ihren aktuellen Bezügen eine neue Form des Volkslieds dar. Wichtiger und interessanter indes erscheinen mir die Unterschiede in ihrer jeweiligen Identitätspolitik. Während bei *Grachmusikoff* die regionale Bezogenheit eine große Rolle spielt – die Region Oberschwaben als Sozialisationsort – thematisiert die Gruppe *Gonzo* lokale Bezüge, die Metropole Stuttgart als gemeinsame Heimat. Dagegen thematisiert *Hank Häberle jr.* einen fiktiven schwäbischen Großraum mit einheitlicher Mentalität. Überwiegen bei den ersteren eher kritische Töne so zeichnet letzterer vor allem ein idyllisches Bild vom „Musterländle“ und seinen BewohnerInnen, das es gegen negative Einflüsse von außen zu bewahren gilt. Sind sowohl für *Grachmusikoff* als auch für *Gonzo* progressive Elemente in Haltung und (Musik-) Stil identitätsbildend, so sind dies bei *Hank Häberle jr.* eher regressiv-konservative.

Diskographie:

Grachmusikoff:

- Grachmusikoff
- Langsam fett
- Dame oder Schwein
- Musikantenstadl
- Quasi lebt
- Im Serail der nackten Wilden
- Elegdroschogg

Schwoißfuaß:

- Schwoba Rock (Laif)
- Oinr isch emmr dr Arsch
- Mir suachet jetz da Dialog
- Du glaubsch des war a Spiel
- Mach was!
- Sieba Johr! (The Greatest Hits)
- Rattakaroma

Alexander Köberlein und Band:

- Sonnemond

Gonzo:

- Gonzo rockt auf...! Transpirativ!
- Gonzo rockt auf...! Schwobaland

Hank Häberle jr.:

- I schwätz schwäbisch
- Derf 's a bissle meh sei?
- Laif, wiascht & ond gfährlich Vol. 1
- Dto. Vol. 2
- Saudomm gloffa
- Irgendwie isch jeder ganz alloi
- Schbätzlesbrett statt Internet

Anmerkungen

- 1 Titel eines Liedes der Gruppe *Gonzo*.
- 2 Röhrich, Lutz: „... und das ist Badens Glück“. Heimatlieder und Regionalhymnen im deutschen Südwesten. Auf der Suche nach Identität. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 1990, S. 13-25; hier S. 16.
- 3 Ebd., S. 18.
- 4 Natürlich geht auch der weiße Rock'n'Roll der 50er Jahre in seiner wesentlichen Struktur auf Blues und Rhythm and Blues zurück, wie sie von schwarzen MusikerInnen im Süden der USA gespielt wurden. Jedoch kamen diese erst in den 60er und 70er Jahren zu Ruhm und Ehre, als weiße Bands wie die Rolling Stones den Einfluß dieser Musikstile auf den ihren betonten und dadurch zu einer weltweiten Popularisierung dieser Musikstile beitrugen.
- 5 Vgl. Rainer Schobess: Plattdeutsch und Popmusik. Ein Abgesang. Bremen 1987. Hier S. 8. Darin beschreibt er Lindbergs Einfluß auf die bundesdeutsche Musikszene im allgemeinen und die norddeutsche Folkszene im besonderen: „Und in der Tat gibt sich Lindenberg auf seinen ersten Platten recht norddeutsch. Mit coolem Hamburger Tonfall besingt er zum Beispiel zu Akkordeonklängen das Schicksal eines alten Kapitäns. Das waren für viele neue Klänge, und es gab all denen Selbstbewußtsein, die nicht mehr in englischer Sprache singen wollten. Natürlich hat Lindenberg nicht die deutsche Liedermacherszene ins Leben gerufen [...] Sein Erfolg aber bereitete den Boden dafür, daß die Lieder – etwa eines Hannes Wader – in der breiten Öffentlichkeit stärker beachtet wurden.“
- 6 Stuart Hall verwendet den Begriff so, daß er mit ihm gleichzeitig seine Entwicklung über einen längeren Zeitraum erfaßt und spricht hierbei von einer Logik der Identität, die bisher (bis zur Moderne) von einer stabilen Grundlage des Ich ausgegangen sei, welche sich „innerhalb der hektischen Erschütterungen, Diskontinuitäten und Brüche der Geschichte [...] nur langsam verändert“. Damit sei es jetzt vorbei. Als Ursachen nennt die Einflüsse der Moderne auf unsere Sprache und unser Denken: „Im Lichte dieser historischen Dezentrierungen gerät der Versuch, mit dem Begriff der Identität ins reine zu kommen, zu einem höchst problematischen Unterfangen. Aber es gibt noch weitere Störfaktoren, die die gefestigte Logik der Identität durcheinandergebracht haben. Denn mit dem relativen Niedergang, der Erosion und Instabilität des Nationalstaats, der Autarkie der nationalen Ökonomien und somit auch der nationalen Identitäten fand gleichzeitig eine Fragmentierung und Erosion kollektiver sozialer Identitäten statt. Ich meine hier die wichtigen sozialen Identitäten, die wir als große, allumfassende, homogene, vereinheitlichte kollektive Identitäten ansehen, als etwas, über das wir wie über individuelle Akteure sprechen konnten. Diese Identitäten plazierten, positionierten und stabilisierten uns und ermöglichten uns gleichzeitig, die Imperative des individuellen Ich fast wie einen Code zu lesen und zu verstehen: es handelte sich um die großen kollektiven Identitäten der Klasse, der 'Rasse', des sozialen Geschlechts und der westlichen Welt.“ (S. 69)
- 7 Vgl. hierzu: Hermann Bausinger: Zur kulturalen Dimension von Identität. In: Zeitschrift für Volkskunde, 73. Jg. 1977, S. 210-215. Er setzt sich darin mit dem „Modebegriff Identität“ auseinander und führt die Popularität des Begriffs darauf zurück, daß dieser an sich problematisch geworden sei. Im folgenden beleuchtet er die verschiedenen Facetten und Möglichkeiten des Begriffs.
- 8 Eine umfassende Darstellung mit sehr detaillierten Einblicken in die oberschwäbischen Musikszene lieferte Mitte der 80er Jahre Julian Aicher mit seinem 672 Seiten umfassenden Werk „Da läuft was. Einblicke in Rockszene der oberschwäbischen Provinz.“ In der Einleitung zu diesem einzigartigen Werk stellt Aicher klar, daß es ihm nicht darum ging, eine Art homogene Musikszene zu beschreiben, sondern vielmehr darum, die Unterschiedlichkeit und Buntheit der verschiedenen lokalen bzw. regionalen Musikszene darzustellen. Vgl. außerdem das Adressbuch von Julian Aicher und Ulrich Eder „Rock in Oberschwaben.“ in dem rund 900 kommentierte Adressen von Bands und Veranstaltungsorte aufgelistet sind.
- 9 Bei meiner Suche nach Musikgruppen und SängerInnen, die Rockmusik mit Mundart kombinieren, begegneten mir nur Männer, keine Frauen. Dies erklärt sich ein Stück weit aus der statistischen Tatsache, daß es in Deutschland lediglich 7 Prozent Pop- und Rockmusikerinnen (Niketta 1993).
- 10 Vgl. Maria Anna Hofelich: Oinr isch emmr dr Arsch(!) Die Geschichte der schwäbischen Rockgruppe „Schwoißfuß“. Zwischenprüfungsarbeit am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. Tübingen 1989. Vgl. außerdem Julian Aicher: Ich wohne da nicht mehr und möchte da nicht mehr leben. Der Musiker Georg Köberlein über seine schwere Geburtsstadt Schussenried. In: Ders.: Da läuft was. Einblicke in Rockszene der oberschwäbischen Provinz. Ravensburg 1987, S. 287.
- 11 Das Interview mit Georg Köberlein fand am 18.07.96 in seinem Wohnzimmer statt, das Interview mit Alex Köberlein am 30.07.96 in dessen Wohnküche. Alle folgenden Zitate dieses Teiles stammen, soweit nicht anders kenntlich gemacht, aus diesen beiden Interviews.
- 12 Lutz Röhrich: Heimatlieder..., S. 22.
- 13 Das Interview mit der Gruppe *Gonzo* fand am 23.8.96 vor ihrem Proberaum in Stuttgart-Botnang statt. Alle weiteren Zitate beziehen sich auf dieses Interview.
- 14 Dieses wie auch alle anderen Zitate stammen aus einem Interview mit Hank Häberle, das am 12.10.1996 in der Gemeindehalle Jungingen stattfand. Nach dem Interview gab er dort ein Konzert vor ausverkaufter Halle.
- 15 Lutz Röhrich: Heimatlieder..., S. 22.



„Duifer äckra, it so oberflächlich omanander scherra!“*

Betrachtungen zeitgenössischer Mundartdichtung

Der Dialekt ist in erster Linie eine gesprochene Sprache. Die Verschriftlichung mutet eher seltsam an. Das Lesen von Dialekttexten fordert eine gewisse Anstrengung, ein Einlassen auf den Text, ein wirkliches Lesen-wollen, das am besten laut geschieht, um den Bogen zurück zum Gesprochenen zu schlagen.

Mundartdichtung im deutschen Südwesten läßt sich bis ins 17. Jahrhundert (mit einer Ausdehnung des Begriffs auch bis ins 16. Jahrhundert) zurückverfolgen. Doch erst Sebastian Sailer schrieb ein Theaterstück, die *Schöpfung*, ganz im Dialekt. Es wurde 1743 in Schussenried uraufgeführt. Die Dialektdichtung vor Sailer bestand in der Regel aus dem Montieren einzelner Dialektpassagen in einen Text.¹

Nun soll hier keine Traditionslinie von Sebastian Sailer bis Helmut Pfisterer gezogen werden, die zweifellos fragwürdig wäre. Wichtig ist in diesem Zusammenhang allerdings, daß es seit dem 18. Jahrhundert verschiedenste Ausformungen der Dialektdichtung und eben auch Zuschreibungen an sie gab, mit denen sie bis heute konfrontiert ist, wie z.B. die direkte Verbindung von Dialekt- und Heimatdichtung.

Der Dialekt bindet einen Text, je nach Dialektfärbung, an eine größere oder kleinere Region.

„Ihre Inhalte werden deshalb grundsätzlich als Auskunft über diese Region verstanden und unterliegen einer be-

stimmten Gebrauchswarterwartung, die man in allgemeinsten Form, vielleicht als symbolische Repräsentation des kollektiven Selbstverständnisses formulieren könnte.“²

1803 erschienen die „Alemannischen Gedichte“ von Johann Peter Hebel. Vor Hebel wurde der Dialekt in der Literatur vor allem eingesetzt, um einen „lächerlichen Gegensatz zur kultivierten Sprech- und Lebensweise der Gebildeten oder als kritisch-lustige Kommentierung dazu“ zu schaffen. „Für die Gebildeten war diese Dichtung gedacht; ihnen wurde das Bieder-Einfache vor Augen gestellt – in seiner beschränkten Einfalt oder seiner Pffiffigkeit. Bei Hebel dagegen ruht die bäuerliche, die dörfliche Welt in sich selbst.“³

Bis ins späte 19. Jahrhundert ist die publizierte Dialektdichtung dominiert von Beschreibungen ländlicher Idylle, jedoch ohne den

„lebendigen Bezug zur bäuerlichen Welt und ihrem sprachlichen Ausdruck [...]. Mundart war für sie [die Schreiber der Mundart. A.d.V.] ein Mittel, vage Sehnsüchte auszudrücken und billige Popularität herzustellen – und zwar in erster Linie unter den gebildeten Städtern. Ihr Lebensstil hatte sich von dem der Dörfer deutlich entfernt – um so mehr gedeiht die Sehnsucht nach der vermeintlichen Idylle ländlicher Natur.“⁴

Eine Ausnahme sind die Gedichte von Michel Buck, die 1892 unter dem schwäbischen Blumennamen *Bagenga* posthum erschienen.

„Michel Buck begte und pflegte keine Idee der Heimat, sondern war der Wirklichkeit ihres Lebens zugewandt, das er mit Zuneigung und Humor, nicht kritiksüchtig, aber wach und wahrheitsliebend anschaute und abbildete.“⁵

Ausgeweitet auf die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sieht Hermann Bausinger auch Sebastian Blau als Sonderfall an:

„Es ist bezeichnend, daß er nicht den Versuch machte, bäuerliche Idyllen zu konstruieren, sondern daß er von der kleinbürgerlich-handwerklich geprägten Atmosphäre seiner Heimatstadt Rottenburg ausging [...] Sebastian Blau war eine der Ausnahmen von der Regel – die Regel war eine Festlegung der Mundartpoesie auf demonstrative Grobheiten einerseits, übertriebene und letztlich verlorene Idyllisierungen andererseits.“⁶

Richtungsweisende Akzente hin zu einer Neudefinition von Dialektdichtung setzte sicherlich die später so benannte „Wiener Gruppe“, ein Freundeskreis, dem Friedrich Achleitner, Konrad Bayer, H. C. Artmann, Gerhard Rühm und Oswald Wiener angehörten.

Rühm schreibt in einem Manifest:

„wir haben den dialekt für die moderne dichtung entdeckt, was uns am dialekt interessiert, ist vor allem sein lautlicher reichthum [...], der für jede aussage die typischen nuancen findet.“⁷

Hier findet eine rigorose Loslösung der Dialektdichtung von der Zuschreibung Heimatdichtung statt. Der Dialekt wird als Verfremdungsmedium eingesetzt. Die Themen sind beliebig. Die oben zitierte, von Norbert Feinäugle angesprochene „Erwartungshaltung“, die der Leser an einen Dialektext heranträgt, wird hier bewußt enttäuscht.⁸

Zu nennen sind in diesem Zusammenhang sicher noch Schweizer Autoren, die in den 50er und 60er Jahren an einer Modernisierung von Dialektdichtung mit-

wirkten: Kurt Marti, Ernst Eggimann oder Eugen Gomringer.

In den siebziger Jahren kam es zu einem Boom von Mundartliteratur.

„Als mündlich vorgetragene Dichtung war die Neue Mundartliteratur vor allem wirksam in der Folkefestival-Bewegung, in Bürgerbewegungen gegen industrielle Großprojekte, sowie in der Ökologie- und Regionalismusbewegung. Sie war maßgeblich mitbeteiligt an einer Neudefinition des Begriffs ‘Heimat’ als kritische Heimatdichtung. Die Neue Mundartliteratur erweist sich so als untrennbar verbunden mit den gesellschaftlichen Aufbruchsbewegungen der späten sechziger und der siebziger Jahre und mit dem literarischen Neuaufbruch dieser Zeit. Als diese Bewegungen ab- und ausklangten, endete auch die Zeit der Neuen Mundartliteratur.“⁹

Selbstverständlich riß diese „Welle“ nicht alle mit, will heißen: nicht alle Dialektdichtung der 70er Jahre ist der Neuen Mundartliteratur zuzurechnen.

Dieser kurze, historische Abriss soll zeigen, daß der Dialektdichtung im Lauf der Zeit keine einheitliche Zuschreibung zugrunde lag und deshalb auch heute nicht zugrunde liegen kann. Umso mehr bleibt zu fragen, wie zeitgenössische Mundartdichtung 1996 zu betrachten ist.¹⁰

Ich will versuchen, dieser Frage mit vier Portraits näherzukommen, die auf Interviews basieren, die ich mit den AutorInnen geführt habe.¹¹ Im Mittelpunkt der Interviews standen Fragen nach den Ursprüngen (Wie kamen Sie darauf, im Dialekt zu schreiben?), Beweggründen (Warum schreiben Sie im Dialekt?) und peripheren Assoziationen (Was verbinden Sie mit dem Begriff Heimat?).

Alle vier Personen, die im folgenden portraitiert werden, schreiben Mundartdichtung. Jedoch ist bereits beim Lesen ihrer Texte festzustellen, daß unterschiedlichste Themen bearbeitet werden, die Darbietungsformen und damit der jeweilige Umgang mit Sprache sich stark unterscheiden. Dies war das entscheidende Kriterium für die Auswahl der Personen.

Die Zitate sind, sofern nicht anders gekennzeichnet, den jeweiligen Interviews entnommen.

August Mohn wurde 1920 geboren und lebt in Daugendorf bei Riedlingen. Er ist dort aufgewachsen, arbeitete als Bauer und Wirt. Mundartgedichte schreibt er seit Ende der 80er Jahre und hat seither, gefördert von Martin Walser, zwei Bücher veröffentlicht. Auf die Frage, wie er zur Mundartdichtung gekommen sei, tut sich eine informelle Verbindung zu Michel Buck auf:

„In eiser Gegend, da hats dr Michel Buck gea. Ond da bot ma mal an Gedenktag ket, dr hondertschte Todestag. Ond da hat ma en kompetente Redner da ket ond der hot gseit, des war dr Schtein des Anstoßes bei mir, der hot gsait: Seit hundert Jahren, seit die Eisenbahn an den Bodensee fährt, hat Oberschwaben keinen Mundartdichter mehr hervorgebracht. Ond na banne denkt, ja leck me no am Arsch, desch't ja dia hell Schand. Ha noch probieres selber. Ond nach bamme dobinter klemmt.“

Die Mundart, er nennt sie lieber „Muatr-Sproch“, in der er schreibt, ist bei ihm identisch mit der Sprache, die er im täglichen Leben spricht. Er ist mit ihr aufgewachsen und sein Bestreben war und ist es, „die alte, unverfälschte Bauernmundart zu Papier zu bringen, damit sie der Nachwelt erhalten bleibt.“ Heraus kommt eine auf den ersten Blick rauhe, sich dann aber auf den zweiten Blick als detailliert und nuancenreich entpuppende Sprache. Seine Themen kreisen um Naturbeobachtung und die dörfliche Umwelt, handeln vom bäuerlichen Leben, von Kriegerinnerungen, die er „unmittelbar und unsentimental“¹² schildert.



August Mohn

„Seine besondere Beziehung zur Natur, die sozusagen im Blauen Anton steckt und nicht auf angelesene Erkenntnis fußt, macht ihn zum Feind von Giftspritzen und zum Artenschützer. Nostalgie hat der Bauer sowieso seit Generationen wie eine Krankheit ausgeschwitzt, wie die Gedichte, in denen August Mohn von landwirtschaftlicher Arbeit

erzählt, beweisen. Nur der Narr singt das Lob der guten alten Zeit, heißt es in einem seiner Gedichte.“¹³

Die Inhalte sind fest mit seiner Sprache verzahnt, da das Beschriebene stets im Biographischen wurzelt. So ist sein Zugriff auf Politik und Geschichte stets direkt. August Mohn „macht keine Umwege zur Wirklichkeit“.¹⁴ Als ein Beispiel sei hier die letzte Strophe des insgesamt 17-strophigen Gedichtes *Bomba-Nacht* (Ulm 17.12.44) angeführt:

*„Dui Hölla-Nacht nimmt gar koi End!/
Nuis Graua,
Elend, Sorga./ Für vill, mo gsund in d Bettstatt sind,
do geits koin Junga Morga!“¹⁵*

Zu den Inhalten seiner Gedichte gefragt, sagt Mohn, er wolle „duifer äckra, it so oberflächlich omanander scherra“.

Er schreibt ausschließlich wenn er etwas sieht, das zu sagen ihm wichtig ist, wenn eine Erinnerung in ihm aufsteigt, die er festhalten, einfrieren, vermitteln will, um sie so erinnerbar zu machen. Er bezeichnet sich selbst als tiefgläubigen Menschen, fest in der Natur verwurzelt und „gschdanda“. Seine Dichtkunst sieht er als Gabe, „ond weile Chrischt be, lasse dia Gab ondert Leit“.

Als Heimatdichter will er nicht bezeichnet werden, weil die Zuschreibung zu eng ist und er mit Schönfärberei nichts am Hut hat. Den Begriff Heimat definiert er als etwas, das es zu empfinden und zu leben gilt. Für ihn ist Heimat, wo er sich wohlfühlt, wo er „schwätza“ kann.

Die Veröffentlichungen von August Mohn:

- Von dr Soot zom Schnitt. Gedichte in oberschwäbischer Mundart. Biberach 1988. (vergriffen)
- Gedichte 1988-1995. Bad Buchau: Federsee-Verlag 1995.

Georg Holzwarth wurde 1943 in Schwäbisch-Gmünd geboren, wuchs im nahegelegenen Lautern auf und lebt heute in Pfrondorf bei Tübingen. Von 1970 bis 1987 arbeitete er als Lehrer an verschiedenen Gymnasien im Kreis Reutlingen. Seither ist er freier Schriftsteller. Er begann Anfang der 70er Jahre, Dialektgedichte zu schreiben und veröffentlichte 1975 sein erstes Buch (*‘Denk dr no’*) und seither neun weitere (zum Teil im Dialekt, zum Teil in Hochsprache). Außerdem arbeitet er als Hörspielautor für den Südwestfunk.

Die Gedichte für den ersten Band waren zum einen Aufarbeitung der Sprache, in der er erzogen worden war, die er heute im täglichen Leben aber kaum benutzt. Holzwarth wuchs in einem kleinen Dorf auf, in dem wirklich nur Dialekt gesprochen wurde. Diese sprachliche Umgebung änderte sich erst mit dem Eintritt in die Schule. In den Gedichten wählte er also die Mundart, in der er seine Kindheit erlebt hatte, um dieses Erlebte und auch Erlittene „in eben dieser Sprache wieder loszuwerden. Es war so ein bißchen Aufarbeitung meiner Kindheit in diesem Dorf damals in der Nachkriegszeit, wo man ja für Kinder nix übrig ghabt hat.“ Zum anderen reagierte er auf das Nicht-Vorhandensein moderner schwäbischer Dialektgedichte. Vor allem experimenteller, auch spielerischer Umgang mit Sprache, wie ihn bereits Ende der 50er Jahre die Wiener Gruppe betrieb, diente ihm als literarisches Vorbild.



Georg Holzwarth

„Mir war es wichtig, mit der Sprache auch zu spielen. Sie hat ja auch ein bißchen ‘ne Schwere. Ist im Grunde auch ‘ne alte Bauernsprache gewesen. Ist nicht so elegant wie’s Wienerische, oder nicht so polternd grob wie’s Bayrische, sondern eber schwer. Ich versuchte auch durch solche Methoden, die vom Dadaismus und von der Wiener Gruppe herkamen, das ganze ein bißchen leichter zu machen.“

Er arbeitet/e viel mit Sprichwörtern, Sprüchen, vermeintlichen Lebensweisheiten, also „verfestigten Re-

densarten“, die beim Leser eine Erwartungshaltung fördern, diese letztendlich aber enttäuschen. Das Aufbrechen festgefahrener Redensarten war und ist dabei erklärtes Ziel. „Ich hab auf der einen Seite sehr viel sprachkritisch gearbeitet und hab’ aber versucht auf der andern Seite verständlich zu bleiben.“ Dialekt wird als ästhetisches Medium eingesetzt, Inhalte dadurch umgedreht, spielerisch verfremdet. Als Beispiel sei hier ein kleines Gedicht aus dem zuletzt erschienenen Band angeführt:

*„So isch/ / En Zau oms Gärtle/ s Audo en dr Garasch/
d Rolläda ronter/ ond d Hausdüer zua/ / was ma hot/
des hot ma.“¹⁶*

Die direkten Bezug auf eine Region empfindet Georg Holzwarth dabei nicht als Einschränkung, weil er mit diesen Texten auch die Leute erreichen wollte und will, „die sich so verhalten“, mit solchen Redensarten verwachsen sind.

Neben den Mundarttexten, schrieb er Texte in Schriftsprache, darunter zwei Romane, viele Geschichten, die meistens im schwäbischen Raum angesiedelt sind. Im *‘Butterfaß’* beispielsweise, ist die Sprache Schriftdeutsch, jedoch fließen immer wieder schwäbische Ausdrücke, syntaktische Spielereien ein, um die schwäbischen Schauplätze auch sprachlich zu definieren. Die

Thematik bleibt auch in diesen Texten einer Region verhaftet. Die Antwort ist einfach:

„Joyce hat auch immer nur über Dublin geschrieben. [...] Ich schreib’ über das, was ich kenne, weil ich da sicher bin, weil ich da meine Inspiration hab’, und wenn ich ein Jahr in Köln leben würd, würd’ ich wahrscheinlich ‘ne Novelle oder ein Hörspiel über Köln schreiben, und wenn ich drei Jahre auf den Bahamas oder auf den Philippinen leben würd, dann würd’ ich über das schreiben. [...] Wobei, ich hab’ nicht in Schwäbisch geschrieben, als ich in dem Dorf war und ausschließlich Schwäbisch sprach, sondern es ist immer auch dieses Moment der Rück Erinnerung.“

Angeregt durch die Diskussion, ob er denn nun Heimatdichter oder Anti-Heimatdichter sei, hat Georg Holzwarth seine Texte daraufhin untersucht, ob denn der Begriff Heimat darin vorkomme und dabei festgestellt, daß dies nicht der Fall ist. Es kommt ein einziges Mal in der Verneinung vor. Aber auf Kategorisierungen solcher Art will er sich nicht einlassen. Grundsätzlich ist er weder Heimat- noch Anti-Heimatdichter.

„Heimat thematisiere ich nicht. Das ist auch kein literarisches Thema in dem Sinne, sondern es ist eher ein abstraktes Thema. [...] Ich hab etwas an dem Heimatbegriff, was mich fasziniert, oder, wo ich ihn bis zu 'nem gewissen Grad nachvollziehen kann und es gibt viele Dinge, die stoßen mich furchtbar ab. [...] Man hat schon ein Gefühl bei dem Begriff Heimat. Ich meine, die Sprache ist ja auch etwas, was einem Menschen beigebracht haben, die man eben gemocht hat [...] und des ist was Heimatliches für mich, aber ich mag den Begriff nicht in der Abgrenzung zu anderen [...]“

Die Veröffentlichungen von Georg Holzwarth:

- Denk dr no. Gedichte in mittelschwäbischer Mundart. Reutlingen: Knödler 1975.
- ...des frißt am Gmiat. Schwäbische Mundartgedichte. In Tübingen und anderswo. Tübingen 1977.
- Jetzt grad mit Fleiß ed. Balladen und Lieder. Stuttgart: DVA 1977.
- 's Messer em Hosasack. Schwäbisches in Vers und Prosa. Stuttgart: DVA 1980.
- Das Butterfaß. Ein schwäbischer Dorfroman. Stuttgart: DVA 1982. (in Hochsprache)
- Die Kommode. Geschichten aus dem Schwäbischen. Stuttgart: DVA 1985. (zum Teil in Hochsprache)
- Die Fußreise. Roman. Stuttgart: DVA 1988. (in Hochsprache)
- „Bei einem Wirt wundermild“ – Literarische Gasthäuser in Baden-Württemberg. Stuttgart: DVA 1990. (in Hochsprache)
- Das schwäbische Dekameron. Geschichten vom irdischen Paradies. Stuttgart: DVA 1993. (in Hochsprache)
- Zongaschläg ond Burzilbäum. Schwäbische Gedichte und Geschichten. Stuttgart: DVA 1996.

Rösle Reck wurde 1929 in Wilflingen geboren und lebt heute in Rulfingen bei Mengen. Sie schreibt seit Mitte der 70er Jahre Dialektgedichte, -prosa und kleinere Volkstheaterstücke. Sie veröffentlichte ihr erstes Buch 1982 und seither fünf weitere. Sie sieht das Schreiben als Hobby mit „sehr großem Stellenwert“ an, betreibt es neben dem Haushalt, wenngleich mit zunehmendem Zeitaufwand. Die Verbindung zum Mundartgedicht ist

„irgendwie von doboim aus prägt. Weil dr Michel Buck von Ertinga, den hot mei Großmutter zitiert mit siebzge, dia ganze Gedicht, des war am Abend 's Bettbupferle [lacht] ond des ka sei, daß des dr Auslöser war, ieberhaupt, dassa letschtendlich beim Schwäbisch glandat be.“

Sie schreibt in der oberschwäbischen Rulfinger Mundart, die sie auch spricht, nicht aber die (sehr viel breitere Wilflinger-)Mundart, in der sie aufgewachsen ist. Die Benutzung und Bewahrung eines tradierten Schwäbisch macht nur einen kleinen Teil ihrer Schreibintention aus. Die Konservierung einzelner Ausdrücke und Formulierungen ist ihr wichtig,

„damit dia it verlor gangat [...]“ Ein Beweggrund hierfür war „am Anfang, do war des au grad dia Zeit, wo onsre Kender weg send ond zmol nemme gschwätzt hand, wie doboim.[...] Und unsre Nochbors Kender, dia schwätzt au nemme des Schwäbisch, wo onsre Kender gschwätzt hand, wo se klei warat. Desch zwar schad, aber id aufzombalta.“

Jedoch will sie sich auf eine Musealisierung nicht beschränken,

„weil sich dia Sprach ja verändert. Die Sproch lebt ja jetzt und i weiß it, worom ma do, weiß Gott, im vorige Jahrhundert bleiba soll. I breng au mal gern englische Ausdrück nei [...] was balt im normala Sprachgebrauch heitzutag au vorkommt.“

Ihre Texte handeln von zwischenmenschlicher Beziehung, dem Jahresablauf in einem Bauerndorf, kirchlichen Bräuchen, Traditionen, aber auch von Erlebnissen und Beobachtungen.

„Jetzt wie zum Beispiel Erntedank oder d'Sichelbenke, oder wie an Baurawaga zammagsetzt ischt, was heit ja a Kend nemme woiß, was da alles fir Gegastend dra send [...] oder wemma jetzt grad, wie bei ons auf Mariä Himmelfahrt so'n Schtrauß macht ent Kirch, halt Weibbuschel ond was da alles neikert, wie mas hollat, des kert ja alles au zur Hoimat, zur Tradition ond verliert sich mit dr Zeit.“

Zudem verfaßt sie immer wieder Gebrauchsgedichte für bestimmte Anlässe, wie Geburtstagsglückwünsche, „Fir a Hochzeitsbaar“ oder „Beileid fir a jonge Witwe“. Das biographische Moment spielt eine wesentliche Rolle. Die Gedichte sind fast durchgängig in Reimschemata gehalten. Der Ton ist meist leicht und heiter.

Die Eingrenzung auf eine Region durch den Dialekt empfindet sie nicht als Beschränkung. Die Menschen, die beschrieben werden, der Blick auf etwas, die Örtlichkeiten sind schwäbisch, die Mundart, in der dies zu Papier gebracht wird, entsprechend. Rösle Reck sieht den Dialekt als „kraftvoller und prägnanter“ als die Hochsprache, wenn z.B. etwas Beobachtetes auf den Punkt gebracht werden soll. Zudem kann „ma des besser ausdrücka, was bei de Schwoba so üblich ischt. Wenn i was in Schwäbisch sag, betrifft des ja meischtens Schwoba.“

Sie selbst sieht sich nicht als Heimatdichterin. Obwohl ihre Themen auch Brauchtum, Tradition und Heimatgefühl aufgreifen, will sie sich nicht darauf festschreiben lassen. „I schreib lieber über zwischamensch-



Rösle Reck

liche Sacha oder au mal Kritisches.“ Und doch spielt Heimat für sie keine unbedeutende Rolle, „weil i fend, daß Mundart a Schtuck Hoimat isch.“ Und die benutzt sie, weil ihr „das Schwäbisch liegt“ und weil sie damit aufgewachsen ist. Aber sie benutzt den Begriff auch gern als eine Art Trostpflaster, „jetzt wo alles emmer größer wird, isch des scho au wichtig, daß ma die kleine Regiona a bissle zu Wort komma laßt.“

Die Veröffentlichungen von Rösle Reck:

- Dur s Johr. Rulfingen Verlag Wolf, Öhringen 1982. (vergriffen)
- Alles ischt menschlich. Reutlingen, Knödler 1986.
- Schwäbische Weihnachten. Geschichten, Gedichte, Krippenspiele. Rulfingen, Selbstverlag 1986.
- Schwäbisch a Leaba lang. Gedichte in schwäbischer Mundart. Rulfingen, Selbstverlag 1988.
- Dierla ond Leit, früher ond heit. Gedichte und Erzählungen in schwäbischer Mundart. Rulfingen, Selbstverlag 1993.
- Schwäbisch leasa ond losa. Gedichte und Geschichten in schwäbischer Mundart. Rulfingen, Selbstverlag 1996.

Helmut Pfisterer wurde 1931 in Leonberg geboren und ist dort aufgewachsen. Er arbeitete als Berufsschullehrer und war 1964-1967 als Lehrer im Iran und in Afghanistan. Anschließend arbeitete er als Oberstudienrat an einer Berufsschule in Stuttgart. Er lebt in Stuttgart.

Er begann schon früh zu schreiben, in Hochsprache und seit den späten sechziger Jahren auch im Dialekt.

„Im Ausland, in Persien, Afghanistan banne glitta drunter, daß i net so locker han schwäbisch schwätzä dürfa, sondern mi immer bei dr Rede han astranga müssa [...] und da han i zum erschta Mal bemerkt, was es heißt, im Elend, also im Ausland zu sein. Des isch, neben anderen Abwesenheiten natürlich [...], vor allem a sprachliche Sache. Hauptsächlich glaupe, han i da Dialekt vermißt, daß ma so bequem schwätzä darf.“

In seinen Auslandsjahren wurde auch die Grundidee, gleich alles in Schwäbisch zu sagen, geboren. Er begann, arbeitete lange und immer wieder an seiner 'Weltsprache Schwäbisch', die schließlich in der ersten Fas-

sung 1980 und weiter, immer perfekter ausgearbeitet in mehreren Folgebändchen erschien.

Er „demonstriert an überzeugenden Beispielen [...], daß Englisch, Französisch, Italienisch, ja selbst Spanisch und Chinesisch nur exotisch geschriebenes Schwäbisch sind, in das sie bei richtiger Aussprache alsbald zurückverwandelt werden können (when I defend / „wenn i de fend“).“¹⁷

Helmut Pfisterer hat insgesamt mehr als zwanzig Bücher, dazu zahlreiche Hörspiele, sowohl in Mundart, als auch in Hochsprache veröffentlicht. Was in der ‘Weltsprache Schwäbisch’ noch

„Spielerei mit schönen Überraschungseffekten ist, wird später zum poetischen Erkenntnisprinzip. Pfisterer stößt den Leser durch seine Variationstechnik auf Schritt und Tritt darauf, daß vermeintlich Eindeutiges auch ganz anders verstanden werden könnte: ‘Was i durchgmacht han! En meim Alder! Die ganz Nachd hane durchgmachd!’“¹⁸

Was bewog ihn schließlich, nach der ‘Weltsprache Schwäbisch’ auch Gedichte im Dialekt zu verfassen?

„Der Dialekt ischt zweifellos die Sprache des Gemüts. I, wo mit dem Dialekt auf’d Welt komma bin, kann Sacha, wo no ‘n ganz’a Wuscht an Zeug drabengt, im Dialekt viel schneller auf dr Punkt bringa, als im Schriftdeutscha.[...] Im Schriftdeutscha würd vieles blasser rauskomma. [...] Für mi isch dr Dialekt id bloß so Nostalgiepflege, Heimweh ond so, da hanne nix im Sinn domit [...] I such zwar dia alte Wörter dr Vergessabeit zu entreißa, aber emmer mit ra Absicht. Net bloß Eidüschtglass aufmacha ond’s alte Gselz fressa.“

Die regionale Eingrenzung sieht er mit der Zeit als Problem an, vor allem, wenn er Themen, Probleme aufgreift, die nicht regional begrenzt sind. Für Sozial- und Gesellschaftskritisches steht er zwischen den Stühlen, denn er ist nunmal als Dialektautor bekannt, würde sich für die Themen seines anstehenden Buches aber ein größeres Lesepublikum wünschen.

„I han grad des Beschtreba, koi Mundart me zu schreiba, bloß no Mundart für dr Funk, also Hörspiel z.B. [...]

seit Jobr ond Dag sages, daß e weg will aus’m Dialekt, daß e schriftdeutsch veröffentlicha will, daß e meine Thema mit ma größera Lesekreis verbinda will. Des isch net oifach, weil i ben für Mundart bekannt ond net fürs Schriftdeutsche.“

Der Heimatbegriff taucht in seinen Texten so gut

„wie ned auf. Aber Heimat isch natürlich alles was ma mag. Und was mag ma? Des ka sei, a Erlebnis in Afghanistan [...] alles was ma mag, was ma mega hat, isch Heimat [...] Ond sonsch gibt’s in dem, was ma Heimat nennt soviel Unangenehmes. Des isch koi Heimat. Wenn ich denk, dabanna rum, Leonberg, wo ich herkomm, Schtuagat, bis hier, in die nägste Umgebung, da isch vieles, was für mich koi Heimat isch [...].“

Heimatdichter will er auf keinen Fall genannt werden.



Helmut Pfisterer

Die Veröffentlichungen in Hochsprache:

- Die Liebe des Muezzin. Erzählung 1971.
- Formaja. Gedichte 1976.
- Der Übertan. Satirische Verse 1979.
- Nacht trinkt Sonnenblumen. Gedichte für Kinder 1982.
- Mondenlob. Zwei mal zwölf Kalendergedichte. Gedichte und Parodien 1988.
- Landschaft weißgehört. Die Schwäbische Alb. Gedichte 1989
- Preis ich den Regenwurm. Gedichte 1989.
- Sindelfingen. Literarisches Stadtportrait 1989.
- Aalen. Literarisches Stadtportrait, zum Teil in Mundart 1989.
- zahlreiche Hörspiele und Hörbilder; Texte für TV/Kabarett u.a.

Die Veröffentlichungen in Mundart:

- Weltsprache Schwäbisch. Gedichte. Leonberg: Galerie No.6 1979.
- Weltsprache Schwäbisch. norrobabbelds. Gedichte. Reutlingen: Knödler 1980.
- Komm gang mer weg. Gedichte, Stuttgart: Esslinger Press 1981
- Dialectos Schwäbisch. Varianten einer Weltsprache. Stuttgart: Amman 1982.
- Handla widd? – Soddsch ned liaber fuaßla? Texte zum Frieden über den Unfrieden. Stuttgart: Selbstverlag 1983.
- Gsammele Henderdürla. Vornawäg a Handvoll Leib- ond Magawördr. Stuttgart: Schlack 1985.
- Vers uff zwoe Fiass. (Mid Dialögla on Schbrüch). Stuttgart: Spectrum 1986.
- Brauchvers für Feschd on wo koine sen. Schwäbisches zu besonderen Anlässen. Stuttgart: Silberburg 1988.
- Zettelwirtschaft. Schwäbische Vordrucke für alle Lebenslagen (Kurzmitteilungen und „Druxächla“). Stuttgart: Silberburg 1990.
- Schwäbisch. Varianten einer Weltsprache. Stuttgart: Silberburg 1992
- Neue Brauchvers. Stuttgart: Silberburg 1993.
- Zammaleba. Stuttgart: Silberburg 1994; Ooverdruggds (Unverdrucktes). Schwäbisch gestichelt und gestreichelt. Tübingen: Silberburg 1995.
- Zahlreiche Hörspiele und Dialoge für SDR und SWF.

Bei genauerer Betrachtung der Portraits wird klar, daß es sich um vier verschiedene Positionen, um verschiedene Verhältnisse zur Mundartdichtung handelt. Das vermeintlich gemeinsame Moment, die Verwendung einer Mundart, bleibt bei einer oberflächlichen Betrachtung bestehen, löst sich aber langsam auf, fragt man nach den Beweggründen. Da dies nicht grundsätzlich zu leisten ist, bleiben nur die Inhalte und die Form zur Beurteilung.

Grundsätzlich ist festzustellen (sowohl aus eigener Beobachtung, als auch aus Erzählungen der Interviewten), daß der Leser/die Leserin einem Mundarttext (gemäß Norbert Feinäugle) mit einer gewissen Erwartungshaltung entgegentritt. Diese kann erfüllt oder enttäuscht werden, je nachdem, inwieweit die AutorInnen um diese Erwartungshaltung wissen und gewillt sind, diese zu erfüllen, zu benutzen, oder zu enttäuschen.

Es fällt zudem auf, daß keine der portraitierten Personen sich als HeimatdichterIn bezeichnet wissen will. Für Autoren wie Georg Holzwarth und Helmut Pfisterer, die (wie in den Interviews deutlich wurde) sowohl den Zu- und Umgang mit dem Dialekt, als auch den Heimatbegriff differenziert problematisierten, liegt dieser Schluß nahe. Zudem veröffentlich(t)en beide Autoren Texte in Hochsprache. Aber auch Rösle Reck und August Mohn, die sich ganz auf das Schreiben im Dialekt festgelegt haben und Heimat durchaus in einem herkömmlichen Sinn thematisieren, machten klar, daß sie eine solche Zuschreibung als Einengung verstehen würden. Ihr Selbstverständnis als Mundartautoren greift wesentlich weiter, als die enge, straff gespannte Hülle des Heimatdichter-Begriffs zuließe.

„Wichtig ist, daß nach gängiger Meinung Mundartdichtung zur ‚Heimatkichtung‘ nicht erst auf Grund ihrer Inhalte wird, sondern durch ihre Sprachform immer schon ist. [...] Diese Grundüberzeugung prägt den Erwartungshorizont, auf den Mundartliteratur trifft, und das gilt für alle Richtungen und Spielarten von der brauchwürdigen Gelegenheitsdichtung bis zur experimentellen oder konkreten Lyrik.“¹⁹

Da der Dialekt stets räumlich gebunden ist, muß die Auseinandersetzung mit dieser vermeintlich zwangsläufigen Verbindung zwischen Mundart- und Heimatdichtung für die Autoren ein grundlegender Bestandteil ihrer Arbeit sein. Und die Leserin/der Leser ist gezwungen doch genauer hinzusehen.

Anmerkungen:

* Zitat von August Mohn im Interview; vgl. Anm. 11.

- 1 Eine ausführlichere Darstellung, incl. Beispielen, der Geschichte der Dialektliteratur im deutschen Südwesten bis in die siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts findet sich bei: Hermann Bausinger: Dialektdichtung. In: Bernhard Zeller/Walter Scheffler (Hg.): Literatur im deutschen Südwesten. Stuttgart 1987. Zu Sailer bleibt noch anzumerken: „Schon im sechzehnten Jahrhundert tauchen lustige schwäbische Einschüßel in geistlichen Dramen auf, und in der Klosterdramatik der Barockzeit waren solch heitere Zwischenspiele in der Mundart fast schon die Regel. Wenn man diese oft recht witzigen Produkte vieler unbekannter und oft auch ungenannter Poeten überblickt, erscheint es fast merkwürdig, wie sich der Nachruhm auf Sebastian Sailer konzentriert. Vielleicht ist es eine List der Geistesgeschichte, daß sie ihre Epochen nicht mit all ihren komplizierten Brechungen, sondern im ungebrochenen Bild einer Persönlichkeit der Nachwelt überliefert.“ Hermann Bausinger: Sailer: Der Schwäbische Aristophanes. In: Ders.: Ein bißchen unsterblich. Schwäbische Profile. Tübingen 1996, S. 49-59; hier: S. 59.
- 2 Norbert Feinäugle: Beobachtungen und Überlegungen zum Stellenwert der Mundartliteratur in der Region. In: Eva-Maria Schmitt/Achim Thyssen: Einstellungen und Positionen zur Mundartliteratur. Internationales Mundartarchiv „Ludwig Soumagne“ des Kreises Neuss 1992. Frankfurt am Main 1993, S. 48.
- 3 Hermann Bausinger: wie Anm. 1, S. 283
- 4 Ebd., S. 287.
- 5 Ewald Gruber: Michel Buck und die schwäbische Dichtung seiner Zeit. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach. 5. Jahrgang. Heft 1. 1982.
- 6 Hermann Bausinger: wie Anm. 1, S. 289.
- 7 Gerhard Rühm: Dialektdichtung. In: Gerhard Rühm (Hg.): Die Wiener Gruppe. Reinbek bei Hamburg 1985, S. 20.
- 8 Als wichtige Veröffentlichungen sind hier zu nennen: H.C. Artmann: med ana schwoazzn dintn. gedichtar aus bradnsee. Salzburg 1958. Friedrich Achleitner, H. C. Artmann, Gerhard Rühm: hosn rosn baa. Wien 1959. Als ein Beispiel sei ein Gedicht von Friedrich Achleitner angeführt: ausn bödd aussa/iwa dschdiang owö/ iwa dwisn daonö/iwa dbruggn umö/ und ins wossa ainö/ und in himö auffö. Aus: F.A.: KAAAS. Dialektgedichte. Salzburg/Wien 1991. Wiederveröffentlichung. Das Gedicht stammt aus den 50er Jahren.
- 9 Christian Schmid-Cadalbert: Neue Mundartliteratur – Anspruch und Wirklichkeit. In: Eva-Maria Schmitt/Achim Thyssen (Hg.): Einstellungen und Positionen zur Mundartliteratur. Internationales Mundartarchiv „Ludwig Soumagne“ des Kreises Neuss 1992. Frankfurt 1993, S. 108.
- 10 Da in diesem Rahmen keine umfassende Darstellung zeitgenössischer Mundartliteratur weder geleistet werden kann, noch will, sei auf eine Publikation verwiesen, die diesem Bestreben nahe kommt: Norbert Feinäugle/Wilhelm König: Mundartdichtung in Württemberg seit 1945. Reutlingen 1991.
- 11 Interview mit August Mohn geführt am 16.08.1996 in Daugendorf. Interview mit Georg Holzwarth geführt am 08.09.1996 in Pfrondorf. Interview mit Rösle Reck geführt am 09.09.1996 in Rulfingen. Interview mit Helmut Pfisterer geführt am 11.09.1996 in Stuttgart.
- 12 Ewald Gruber in einer Rede zur Veröffentlichung des zweiten Buches von August Mohn, gehalten am 17.11.1995 in Bad Schussenried.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 August Mohn: Gedichte. Biberach 1988, S. 159. Als herausragendes Beispiel sei außerdem noch verwiesen auf das Gedicht *D Jüdana von Buacha!*, das in seinem zweiten Gedichtband noch einmal abgedruckt wurde.
- 16 Georg Holzwarth: Zongaschläg ond Bruzlbäum. Stuttgart 1996, S. 57.
- 17 Norbert Feinäugle: Mundartdichtung in Württemberg seit 1945. Reutlingen 1991, S. 92.
- 18 Ebd.
- 19 Norbert Feinäugle: Beobachtungen und Überlegungen zum Stellenwert der Mundartliteratur in der Region. In: wie Anm. 2, hier: S. 23.



„Do braucht mr sich net verstecken, wenn man Schwabe ist. I mecht saga, viel bewußter die Sache auf der Zunge traga. Denn der Bayer dud sich au net mit seim Dialekt irgendwie komisch vorkomme, sich verstecka. Schwäbisch gbert viel mehr in Vordergrund grücket. Do komme so gscheite Leit her. [Frage: Wer?] Ha, unsere Dichter und Denker. Wo wohnt denn unser Schiller? In Marbach drunten. Also, der wird doch in der ganzen Welt zitiert. Techniker, Erfinder, gute Unternehmer!“

(Straßenumfrage in Stuttgart: Mann, ca. 60 J.)



Schwabentum als Performance

Dr. Ulrich Keuler – Ein Portrait

Über Keuler:

Dr. Ulrich Keuler. Kabarettist und Komiker. Geboren: 1952. Aufgewachsen in Wendlingen. Studium der Rhetorik, Germanistik und Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen.

1980 die erste eigene Platte: *Zuwiderhandelnde werden von unseren Saalordnern geschunkelt.*

Er ist *der* Vorzeige-Künstler, wenn es um Schwaben-Fragen geht, gehört er doch seit Jahren zum Tübinger Lokalkolorit, wird geliebt und gefeiert und ist in der Kabarett-Szene eine feste Schwaben-Größe. Er ist sozusagen fleischgewordene Prominenz für unsere Leitfrage: *Was ist ein Schwabe?*

Die Kompetenz des Berufsschwabens Keuler soll uns bei dieser Suche auf eine humorvoll enttarnende Weise helfen. Soll – aber will nicht! Denn Uli Keuler tut sich mit dem „gemeinen Feld-Wald-und-Wiesen-Schwaben“ genauso schwer wie wir. Zwar schwäbelt er auf der Bühne so stark, daß es den Norddeutschen glatt die Schuhe auszieht, aber auf Klischees und Stereotype läßt er sich nicht festlegen. Im Gegenteil, steckt man ihn in die Schwaben-Schublade, fühlt er sich „eklatant mißverstanden“. Sein Publikum stört sich an diesem nur scheinbaren Widerspruch nicht. Im Gegenteil:

„Uli Keuler? Das ist der mit der Geli und dem Bergsteiger. [...] Bringt die Sachen, weil er so todernst bei der Sache ist, saukomisch rüber.“¹

(Anita G., 32, Bürokauffrau, verheiratet, 2 Kinder, Schwäbin)

„Keuler ist so wie Matthias Riehling. Nur im Gegensatz zu ihm ist er ein richtiger, echter Schwabe und er beklagt auch nicht so rum. [...] Politisch ist er eigentlich nicht, die Anbetung einer Markklößchensuppe ist wohl eher gesellschaftskritisch.“

(Johannes Ö., 42, Gymnasiallehrer, ledig, 1 Kind, Badener)

„Keuler ist wohl mehr was für junge Leute, ich kann nicht soviel mit ihm anfangen. [...] Warum? Weiß ich auch nicht, irgendwie finde ich das nicht so aufregend, wenn er schwäbische Schnäppcheneinkäufer beschreibt, die bei ihrer Suche nach günstigen Schnäppchen alphabetisch vorgehen.“

(Georg K., 53, KFZ-Meister, verheiratet, 1 Kind, Schwabe)

„Ich würd' sagen, er trifft die schwäbische Spätzles-mentalität sehr gut [lacht] und versucht das irgendwie wiederzugeben, [...] ich weiß nicht, ob der Humor z.B. in Norddeutschland ankommen würde.“

(Student; Uni-Radio-Sendung über Uli Keuler, 1995)²

Fragt man die Leute auf Tübingens Straßen nach Uli Keuler, fällt den meisten etwas zu ihm ein: Kabarettist und Komiker; manche wissen, daß er über Häberle und Pfeleiderer promovierte, wenige kennen seinen Wohnort Mähringen und lediglich „Rei'gschmeckten“ sagt er in der ersten Zeit nichts. Uli Keuler kennen im nicht-schwäbischen Raum nur Insider. Die Schar derer, die seinem Dialekt auch im „nicht-schwäbischen Ausland“ lauschen, wächst allerdings beständig.

„Das ist doch heute schick, Kabarett im Dialekt vorzutragen. Dabei ist es völlig egal, wo der einzelne Komiker herkommt und wo er seine Wurzeln her hat, Hauptsache, es wird nicht hochdeutsch vorgetragen. [...] Die Schwaben müssen da mit ihrem witzigen Dialekt sicher viel leiden, denn sie werden häufiger als jeder andere Stamm nachgemacht, selbst die Sachsen werden da sprachlich weniger verarscht.“

(Sascha H., 23, Soziologiestudent, ledig, Hesse)

Mit Keuler:

Uli Keuler – ein Schwabekomiker? Er selbst hat eher Probleme den „typischen Schwaben“ zu beschreiben:

„Häufige Merkmale sind, daß er zwei Augen hat, eine Nase, einen Mund, zwei Ohren, dann unterschiedliche Geschlechtsmerkmale, genaueres würde ich da nicht sagen können.“³

Auch er selbst läßt sich ungern als „Schwabekomiker“ bezeichnen. Im Gespräch mit uns distanziert er sich deutlich vom Bild des kabarettistischen Strategen, der um des schnöden Erfolges willen seinen Dialekt pflegt:

„Und es ist bei mir auch so [...] und das möchte ich behaupten, macht meinen Erfolg mit aus: Ich überlege nicht, was da jetzt irgendwie typisch schwäbisch sein könnte, sondern ich überlege mir etwas, was mir in meinem eigenen Alltag aufstößt oder auffällt und mach' daraus einen Text. Ich versteh' also auch gar nicht ganz, wie man das so eng bei mir festlegen kann.“⁴

Er will, so sagt er, ganz alltägliche Szenen spielen, nicht so sehr, um den Schwaben zu thematisieren, als vielmehr durch die Verwendung des Dialekts den Alltagsbezug zu verstärken. „Ich habe mal einen Sketch gehabt, wie ein Mann in eine Griesklößchensuppe verwandelt wird. Ja was soll daran typisch schwäbisch sein?“, ruft er dann mit gespieltem Entsetzen aus:

„Ich möchte das mal vergleichen: Wenn man z.B. ein Brot nimmt und man verwendet die gleichen Grundstoffe, also, was so in ein Brot alles bineinkommt, und das



Uli Keuler

eine Brot backt man mit Kümmel und das andere Brot backt man mit Anis, hat man etwas, das sich im Nährwert sehr, sehr ähnlich ist, auch im Grundaufbau, und nur weil ein relativ markant schmeckender Stoff anders ist, glaubt man, man hätte es mit etwas völlig anderem zu tun. Also, ich fühle mich durch dieses 'auf 's Schwäbische festgelegt werden', da oft ganz eklatant mißverstanden.“⁵

Ein schwäbisch sprechender Komiker, der sich mißverstanden fühlt, wenn man ihn als Schwabekomiker bezeichnet? Der sich selbst als eingefleischten Schwaben sieht – „Ha, i kann's ja kaum leugne, gell?“ – und auch als wichtigste Kriterien für Schwabenidentifikation Dialekt und Region nennt? Es klingt so ein wenig nach „Schwabe werden ist nicht schwer, Schwabe sein dagegen sehr“. Ist es nun Klischee, Tradition, Werteüberlieferung, Vorurteil, daß sich die Schwaben mit ihrer Identifikation nicht so sehr nach draußen wagen, wie

z.B. die vor regionalem Selbstwertgefühl nur so strotzenden Bayern?

Es ist ein zerissenes Bild, das man vom Komiker Keuler bekommt: Vordergründig benutzt er auf der Bühne Klischees, verkörpert sie, spielt mit ihnen, jongliert. Seine Witze beruhen meist auf einem krassen, überzeichneten Alltagsbild, das „dialektisch“ vorgetragen, an Komik noch zusätzlich gewinnt.

„Aber wenn man jetzt mal diesen Bergsteiger [einer seiner Sketche; Anm. d. Verf.] nimmt, der bezieht ja seine Komik aus dem Zusammenprall zwischen völlig trivialem, verbocktem Alltäglichem, an einem ganz langweiligen Alltag, den man überall findet in modernen Gesellschaften, wo man halt im Büro schafft und keiner größeren, körperlichen Gefahr ausgesetzt ist und diesem abenteuerlich, leicht esoterisch-philosophisch angehauchten Abenteuerum – das macht die Komik dieser Sache und der Dialekt ist höchstens noch eine zusätzliche Würze oder eine Farbe.“⁶

Andererseits vertritt Keuler in Interviews den „korrekten“ Umgang mit Klischees und Stereotypen: Er erinnert an seine gleichmachende und damit der Sache nicht gerecht werdende Wirkung. Klischees sind für Keuler, wenn sie auf der Bühne zweckentfremdet werden, ein legales Arbeitsmittel, weil sie durch die künstlerische Verfremdung keine Diskriminierung darstellen, sondern Witz und Pointen hervorbringen und – im besten Fall – die Leute zum Nachdenken über ihren eigenen Gebrauch von Stereotypen anregen. Privat allerdings lehnt er sie ab:

„Wenn ich sage, der ist Schwabe, weil seine Vorfahren hier leben und der ist Nicht-Schwabe, weil sein Vater in Istanbul geboren ist oder in Anatolien, dann wird's schon komisch, gell?“⁷

Dieser Widerspruch läßt ahnen, daß Keuler sehr vorsichtig und sparsam mit Stereotypen umgeht. Daß trotzdem viele in ihm einen Komiker sehen, der „die Schwaben“ aufs Korn nimmt, weiß er – doch er lebt mit dieser Diskrepanz:

„Also, es ist in der Tat so, daß in Süddeutschland oder im Schwäbischen die Leute zunächst einmal auf Anbiederndes bindlicher wirken als in Norddeutschland, das ist wirklich

*so. [...] Das wirkt zunächst freundlicher, wirkt offener, aber jeder, der hier lebt, weiß, daß das nicht so gemeint ist, sondern daß das ein Stil ist. [...] Das wird uns denn oft als Unehrlichkeit unterstellt. [...] Also, das hat was damit zu tun, daß wir halt hier einen anderen Stil pflegen, den jeder, der hier in der Region lebt, auch versteht. So wie jeder Norddeutsche versteht, wenn jemand ihm also nicht gleich furchtbar freundlich kommt, also nicht gleich was persönlich gegen ihn hat. **Aber das ist eben das Fatale an diesen Stereotypen, daß Stile auf den Charakter übertragen werden.** Weil ich jetzt also etwas verbindlicher wirke als jemand aus Norddeutschland im ersten Kontakt, und da mag jetzt noch nicht einmal eine Rolle spielen, wie ich mich wirklich verhalte, sondern auch der Dialekt selber, was man da für Vorstellungen damit verbindet, daß das eh schon als kleine, nette Sache gilt, da muß ich noch gar nichts Nettens sagen, und ich wirke schon nett. Daß man dann, wenn man diesen Stil pflegt, die Leute das auf den Charakter übertragen und glauben, ich bin so.“⁸*

Von Keuler:

Auch in seiner Doktorarbeit setzt sich Keuler mit dem Widerspruch auseinander, zwar als Schwabe angesehen zu werden, aber selbst keiner sein zu wollen. Keuler untersucht die beiden Komiker Häberle und Pfeleiderer und vertritt die These, daß ein Klischee in Witzen hilfreich sein kann, aber dennoch ein Konstrukt bleibt, das mit der Realität wenig gemein hat.

Die Komik des unterschiedlichen Paares Häberle und Pfeleiderer beruht nicht auf dem schwäbischen Stammescharakter (die erste Szene, in der sich die Grundkonstellation wiederfindet, stammt aus Ungarn), sondern auf dem krassen Gegensatz der beiden Komiker. Trotzdem – schwäbische Stereotypen und Klischees „machen die Welt kleiner und überschaubarer“, pflegt er zu sagen. In seiner Doktorarbeit hat er das so formuliert:

„Und Stammesvorstellungen geben weniger von den objektiven Gegebenheiten aus, als von Bedürfnissen, die sich an objektiven Gegebenheiten entwickelt haben. Man glaubt



Uli Keuler im „Lindenhof“ (1990)

nicht, was man sieht, sondern sieht, was man glauben will.“⁹

Das Stereotyp also als Mittler, das einem hilft, die unübersichtliche Welt in Schubladen zu ordnen und durch Katalogisieren zu vereinfachen. Und als verbindendes Band zu seinem oft schwäbischen Publikum wählt der Schwabe Keuler den Dialekt. Auch wenn es viele verschiedene Schwabendialekte gibt, wird durch den einen, gesprochenen Dialekt deutlich getrennt zwischen Schwaben und Nicht-Schwaben. Das hat nicht nur den Grund, daß Keuler, wollte er „akzentfrei hochdeutsch“ reden, „wie ein Dackel“ einen Sketch üben müßte, „um ihn dann einigermaßen „hingebügelt“ zu kriegen.

„Grundsätzlich“; so schreibt er in seiner Dissertation, „besitzt ein Dialekt Gebrauchswert als Kommunikationsmittel und Prestigefunktion als Sprache einer bestimmten Region. [...] Zugespißt formuliert: Die Region wird nicht durch die Akteure repräsentiert, sondern durch ihre Mundart. Die regionale Einheit steht und fällt mit dem sprachlichen Ausdruck. [...] Der Dialekt ist Spiegel und Plakat zugleich für das „wir“-Bewußtsein der Bewohner einer Region und die „Rollenerwartungen“, die von außen an sie herangetragen werden. [...] Der Dialekt macht die Welt kleiner, rührt an Sehnsüchten nach Wärme, Geborgenheit, Unmittelbarkeit, Heimat. Und er stellt ein Einvernehmen her zwischen den Akteuren und einem breiten Publikum. Sein Gebrauch besagt: Es geht ums Gewöhnliche, Unspektakuläre, um die Angelegenheit der kleinen Leute, kurz: um eure Angelegenheiten.“¹⁰

„Stil“ als bereinigte und damit legalisierte Definition von Stereotyp klingt nach Neutralität und allenfalls nach empirischer Sozialforschung. So sind wir auch nach dem Gespräch mit Uli Keuler nicht weiter gekommen auf der Suche nach einem „echten“ Schwaben, sondern haben nur herausgefunden, daß er auf der Bühne zwar den Dialekt benützt, nicht aber die Vorurteile und Klischees. Sein Witz beruht auf dem „Nicht-festlegen“ (sonst wäre es gar zu diskriminierend) bei gleichzeitiger Entblößung vieler, kleiner, menschlicher Schwächen, die auf möglichst viele (also auch Nicht-Schwaben) zutreffen.

Und in zumindest einem Punkt – der Kehrwoche – hat er uns dann doch helfen können, die eigenen Vorurteile zu besiegen:

„Und das andere mit dem Eigenheim-Bau, da bin ich dann einigermaßen sprachlos, daß das noch niemand aufgefallen ist. Beide Stereotype – das soll ja unsere innigste Leidenschaft sein, Kehrwoche zu machen und ein Eigenheim zu besitzen – schließen sich aus. Ein Eigenheim-Besitzer macht keine Kehrwoche. Jetzt könnte ich natürlich kommen und sagen, das ist auch wieder so ein Stereotyp, das ist die widersprüchliche Natur des Schwaben, der also verschiedene Dinge unter einen Hut bringt, und auch diese Gegensätze vereinigt. Aber das wäre denn doch ein bißchen eine faule Ausrede.“¹¹

Anmerkungen

- 1 Folgende Kurz-Interviews wurden am 30. Juli 1996 auf dem Tübinger Marktplatz durchgeführt.
- 2 Hier beziehe ich mich auf eine Uni-Radio-Sendung vom 9. Februar 1996.
- 3 Interview mit Uli Keuler am 14. Februar 1996.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd.
- 9 Ulrich Keuler: Häberle und Pfeleiderer. Zur Geschichte, Machart und Funktion einer populären Unterhaltungsreihe. Tübingen 1992, S. 155.
- 10 Ebd., S. 150.
- 11 Interview mit Uli Keuler am 14. Februar 1996.

Tatort Württemberg

Schwabenbilder im zeitgenössischen Kriminalroman

Mord und Totschlag in Schwaben

1995 wurden in Baden Württemberg 579.325 Straftaten bekannt und statistisch erfaßt, darunter 377 Fälle, die unter der Rubrik „Mord und Totschlag“ (147 Morde und 230 Fälle des Totschlags) in die Statistik eingingen. 1994 wurden 444, 1993 429, 1992 408 und 1991 355 Straftaten begangen, die als Gewaltverbrechen mit letalem Ausgang registriert wurden. Ein Vergleich mit den entsprechenden Kriminalstatistiken anderer Bundesländer bzw. mit dem Bundesgebiet insgesamt ergibt folgendes Ergebnis: Von allen statistisch erfaßten Bundesländern hatte Baden-Württemberg 1991 die drittniedrigste Mord- und Totschlagsrate. Auch 1992 und 1993 lag Baden-Württemberg mit 4,1 und 4,2 Mord- bzw. Totschlags-Fällen pro 100.000 Einwohner deutlich unter dem Bundesdurchschnitt. Diese Tendenz setzte sich auch im folgenden Jahr fort. Mit 3,7 Fällen im gleichen Proporz hatte das 'Musterländle' 1995 die viertniedrigste Mord- und Totschlagsrate. Betrug der Bundesdurchschnitt in diesem Jahr 4,8 Fälle auf 100.000 Einwohner, so lag Baden-Württemberg mit 3,7 Fällen um ein wesentliches darunter.



Zahlen, die das Klischee vom „braven, biederen Schwaben“ untermauern und das Bild vom vorbildlichen „Musterländle“ auf den Bereich der sittlichen Ordnung ausdehnen? Ein Beweis, daß an Klischees und Vorurteilen doch auch „immer etwas dran“ ist? Zahlenspiele dieser Art können – wenn überhaupt – nur das Oberflächenphänomen des schwäbischen Sozialcharakters erfassen, bleiben aber für die Hintergründigkeit der schwäbischen Mentalität blind. Daß der Schwabe aggressive, gar kriminelle Potentiale eher „helinge“ ausagiert und er durchaus rabiat sein kann – wenn auch meistens in sehr sublimierter Form –, läßt sich an schwäbischen Autoren eines populären Genres aufzeigen: dem zeitgenössischen Kriminalroman.

Während die Verstöße gegen die soziale und rechtliche Ordnung in Baden-Württemberg deutlich unter dem Bundesdurchschnitt liegen, wird im Schwäbischen die Liebe zu fiktionalem Mord und Totschlag intensiv gepflegt. George Bernard Shaws Diktum, die Deutschen hätten für zweierlei kein Talent: für die Revolution und für den Kriminalroman, wurde – was die Revolution angeht – 1989/90 von den Bürgerprotesten in der DDR und – was den Kriminalroman betrifft – u.a. von schwäbischen Autoren wie Felix Huby und Fred Breinersdorfer widerlegt. Mit

Begründung der rororo-Thriller-Reihe 1962 hat der Verlag so etwas wie eine Tradition des „neuen deutschen Kriminalromans“ geschaffen. Exakte Daten bezüglich der Marktanteile von Autoren mit Wohnsitz in Baden-Württemberg wollte der Rowohlt-Verlag, der u.a. Felix Huby, Fred Breinersdorfer und Uta-Maria Heim verlegt, nicht mitteilen. Nach Informationen der Presseabteilung des Rowohlt-Verlags befinden sich genannte Autoren mit den Verkaufszahlen ihrer Bücher aber im oberen Drittel der in der Reihe verlegten Krimis.

Die aus Baden-Württemberg stammenden Krimiautoren und -autorinnen zeichnet aber nicht nur der Erfolg auf dem Absatzmarkt, sondern auch der regionale Bezug ihrer Werke aus – zwei Phänomene, die möglicherweise in Zusammenhang miteinander stehen. Kein Wunder also, wenn die Krimiautorin Irene Rodian vom zeitgenössischen deutschen Kriminalroman behauptet, er habe „sehr wohl ein eigenes klares Profil und das heißt mit wenigen Ausnahmen: Provinz.“⁴¹

Ob dies freilich eher einem Stigma oder doch einem Markenzeichen gleichkommt, darüber sind sich die Liebhaber des Genres uneinig. Fest steht, daß im ‘schwäbischen Krimi’ die Liebe zu provinziellen Strukturen dominiert und der literarische Kontrast zwischen Verbrechen und regionalem Milieu bei fast keinem der in Baden-Württemberg schreibenden Autoren und Autorinnen ausgespart bleibt. Jochen Schmidt, ein Chronist des Genres, hat darauf aufmerksam gemacht, daß erstaunlicherweise die Rhein-Ruhr-Region – ganz im Gegensatz etwa zum Neckar-Bodensee-Gebiet –

„Autoren und Werke dieser ganz im lokalen Kolorit verwurzelten Art praktisch nicht hervorgebracht [hat]. Das Ruhrgebiet scheint sich mit Fernsehserien zu begnügen; vor dem Duisburger Schmuttelkind Schimanski hatte es bereits ein gewisser Haverkamp aus Essen zu einiger Popularität als Fernsehkommissar gebracht.“⁴²

Daß vielleicht nicht gerade die Wurzeln des schwäbischen Kriminalromans, aber doch der Hang schwäbischer Autoren zur Thematisierung des Verbrechens bis zum Klassiker Friedrich Schiller zurückreichen, sei hier nur am Rande erwähnt. Der Dichterstern aus Marbach am Neckar hatte nämlich mit seinem *Verbrecher aus ver-*

lorener Ebre von 1786 nicht nur als erster die Gattung der Novelle in Deutschland populär, sondern auch Verbrechen und Verbrecher zum Gegenstand literarisch-moralischer Reflexionen gemacht. Neben Kleist, E.T.A. Hoffmann, Hebbel und der Droste haben die Schwaben Eduard Mörike und Wilhelm Hauff diese Tradition fortgesetzt.³

Schwäbische Krimis

Immer wieder wird in der deutschen Kriminalliteratur gerade die schwäbische Provinz zum Schauplatz literarischer Verbrechen. Kriminalität und schwäbisches Milieu verdichten sich nicht nur bei den Erfolgsautoren Huby, Heim und Breinersdorfer zu einer literarisch brisanten Mischung. Neben den literarischen Hauptfiguren der genannten Autoren und Autorinnen gibt es noch eine ganze Reihe anderer Krimi-Helden, die nicht nur Morde und andere Verbrechen aufklären, sondern auch literarische Einblicke in schwäbische Regionen und Charaktere geben.

Fred Breinersdorfer kommt in zahlreichen Romanen ohne dick aufgetragenes Lokalkolorit aus; sein Held, Jean Abel, hat aber in Tübingen Jura studiert und verdient als Privatdetektiv in Stuttgart und Umgebung seinen Lebensunterhalt. Seine Erkundungen des Stuttgarter Milieus rufen beim eingeweihten Lesepublikum Wiedererkennungseffekte hervor. Auch der Schriftsteller Roland Abele schickt seinen Privatdetektiv Klaus Reiche im Stuttgarter Großstadtdschungel auf Verbrecherjagd, während der Krimiautor Albert Gerhard zwar die Schwabenmetropole zum Schauplatz einer inzestuösen Mutter-Sohn-Beziehung werden läßt, Mord und Totschlag aber ins ferne Griechenland verlegt. In *Der Schrei* wird die Tochter eines schwäbischen Babystrickwaren-Magnaten zum Opfer eines Mordanschlags; und weil sie sich zuvor sowohl mit einem Böblinger Eissalonbesitzer als auch mit einem Reutlinger Zahnarzt auf amouröse Abenteuer einließ, gerät ihr Ehemann in den Verdacht, seine untreue Ehefrau ins Jenseits befördert zu haben. Das kriminalistische Nachspiel hat Stuttgarter Wachstuben und Gerichte zum Schauplatz. Und erst in jüngster Zeit hat

die Nachwuchsautorin Heike Pontius in ihrem Roman *Ums ganze Leben*⁴ einmal mehr die Schwabenmetropole zum Operationsfeld der Russenmafia und skrupelloser Organhändler gemacht.

Mord in Ulm oder *Nette Leute in Ulm* verraten schon im Titel die Tatorte mit schwäbischer Präzision geplanter und ausgeführter Verbrechen. Luisa Ferber, die Autorin dieser Krimis, ist zwar eine gebürtige Frankfurterin, zu literarischen Morden wurde sie aber erst inspiriert, nachdem es sie in die schwäbische Provinz verschlagen hatte. Ein Meister der Charakterisierung provinzieller Milieus ist Kay Borowsky. Er zeichnet in seinen Kriminalromanen die Physiognomie einer schwäbischen Universitätsstadt, die aufgrund der detaillierten Porträtierung dem Kenner der Topographie leicht als Tübingen erkennbar ist. Die literarischen Helden seiner Krimis kennen diesen Ort wie ihre Westentasche. Ein Großteil der Handlung von *Schnee fällt auf die Hüte*⁵ besteht in der Schilderung der rituellen Streifzüge des Studenten Kirrmaier durchs Alltägliche und Überschaubare der schwäbischen Universitätsstadt. Im Koordinatensystem des heimelig Idyllischen klappt aber im Augenblick des Mordes eine rätselhafte Leerstelle, die nicht nur den gemütlichen Rhythmus des studentischen Alltags aus dem Takt bringt, sondern auch das inwendig Vertraute unheimlich werden läßt.

Eine andere Autorin, Lydia Tews, ist für den Krimi-Fachmann Jochen Schmidt Beispiel für „die Gemütlichkeit der Provinz“⁶ als literarisches Motiv. Sie selbst schreibt über ihre Beziehung zu den Orten ihrer fiktionalen Verbrechen:

„Meine Geschichten spielen im Kleinstadtmilieu. Dort siedle ich ein soziologisch überschaubares Beziehungsgeflecht mit seiner Vetternwirtschaft an, in das sich der Leser leicht hinein fühlen kann. Es soll Modellcharakter haben. Unbestimmt auch nach dem Motto: Wenn es in einer vermeintlich heilen Welt schon so zugeht, wie sieht es dann erst im Großen aus?“⁷

Konsequent nimmt die Autorin den ersten Fall ihrer Heldin, der Leiterin der Stuttgarter Mordkommission Elfride Schuhmann, zum Anlaß für einen Streifzug durch die alternative Szene. Sie läßt ihre Heldin bei Aussteigern aus der Leistungsgesellschaft vorbeischaun und diskutiert die Bedrohung ländlicher Idylle

durch die Zerstörung des ökologischen Gleichgewichts. Auch andere Krimiautoren greifen dieses Motiv auf. Thomas Geidel ist Autor eines „Filder-Krimis“⁸, in dem es um einen verschwundenen Kraut-Manager geht. Und auch Martin Walser, der Schreiber mit dem nationalen Gewissen, hat mit seinem schlitzohrigen Detektiv Thassilo S(okrates) Grübel eine Figur hervorgebracht, die Gottes paradiesische Auen um den Bodensee als ureigenstes Jagdrevier betrachtet.

Das Schwäbische und das Mörderische bilden bei all den angeführten Autoren und Autorinnen einen mehr oder weniger engen Konnex – entweder biographischer oder/und literarischer Art. Darüber freilich, ob die in der schwäbischen Kriminalliteratur verübten Verbrechen als eine symbolische Kompensation der sonst als ziemlich brav und bieder verschrieenen Schwaben fungieren, kann hier nur spekuliert werden. Und auch die Hypothese, daß die sprichwörtliche Prädestination der Schwaben zu Ordnung und Anstand auf einer psychodynamischen Verdrängungsleistung basiert, die sich in literarischen Phantasien von kriminellen Ordnungsverstößen Luft macht, erscheint zu spekulativ, als daß sie hier weiter verfolgt werden soll. Gezeigt werden kann indessen nur, daß Schwabenbildern im zeitgenössischen Kriminalroman eine literarische Funktion zukommt, die den Gegensatz von Idylle und Verbrechen inszeniert. Der ‘schwäbische Krimi’ bringt tendenziell zwei vermeintliche Gegensätze zusammen, was die Spannung zwischen den Polen Moral und Verbrechen, soziale Ordnung und Gesetzesbruch auf die (literarische) Spitze treibt. Kurz: Während bereits im London Sherlock Holmes’, später im Paris Mairgrets und Nestor Burmas und erst recht in den amerikanischen Metropolen eines Philip Marlowe oder Mike Hammer das Verbrechen etwas gewohnt Alltägliches ist, weil die Großstädte als Brutstätten der Gewalt den Keim moralischer Verwerflichkeit immer schon in sich tragen, gerät ein Mordfall in der schwäbischen Provinz unter der Hand der aufgeführten Autoren und Autorinnen nicht selten zum Einbruch jenseitiger, nämlich großstädtischer Gewalt in eine stilisierte Idylle. Ein literarischer Kunstgriff, der Schmunzeln provoziert, gerade weil er stereotypisierte Bilder von schwäbischer Kleinbürgerlichkeit in einen Kontext verschiebt, in dem hinter der Fassade zur Schau getragener Anständig-

keit Abgründe klaffen und so die Doppelmoral der Akteure entlarvt wird.

Schwaben im Krimi

Zwischen klischeehafter Stilisierung und kriminologisch-literarischer Durchleuchtung schwäbischer Charaktere pendeln die Polizistenromane des Ex-Spiegel-Reporters Eberhard Hungerbühler alias Felix Huby. Er hat 1977 mit dem Roman *Der Atomkrieg in Weibersbronn*⁹ zugleich den Stuttgarter Hauptkommissar Ernst Bienzle geschaffen, der so schwäbisch ist, „daß er vermutlich auch noch im Dialekt träumt“¹⁰. Huby typisiert durch den Kontrast von Hoch- und Dialektsprache. Des Schwaben Bienzles Lieblingsspruch in schwierigen Situationen „Oh, du liabs Herrgöttle von Biberach“ hat sich während über zehn Jahren und circa zwölf Kriminalromanen nicht geändert, nur pflegt sein Autor die Fortsetzung dieses Spruches „wie hent di d’Mucka verschissa“ in den späten Romanen nur noch selten mitzuteilen. Die Fälle, die der Stuttgarter Kommissar – vom Autor selbst zum Nesenbach-Maigret geadelt, denn „Stuttgart liegt am Nesenbach und nicht am Neckar, wie viele glauben“¹¹ – zu klären hat, sind nie wirklich weltbewegend, sondern eher bescheiden. Das heißt nicht, daß die Verbrechen weniger scheußlich wären, auch wenn sie sich gegenüber Sex-and-crime-Stories des hard-boiled-Krimis ‘idyllischer’ geben. Beim *Atomkrieg in Weibersbronn*¹² werden schwäbische Trollingerreben durch radioaktiven Atommüll und eine Kleinstadt durch die Erpressungsversuche von als Idealisten getarnten Ganoven bedroht. In *Tod im Tauerntunnel*¹³ reichen die Ausläufer der neapolitanischen Camorra bis in Stuttgarter Vororte. Und in *Sein letzter Wille*¹⁴ droht schwäbische Filzokratie einer Kleinstadtidylle den Garaus zu machen. Das Unheil erscheint in Form von Betonklötzen, die anstelle altehrwürdiger Häuser überall und eben auch in einer schwäbischen Kleinstadt hervorsprossen. Ein Apotheker weigert sich, sein Anwesen zu verkaufen – nicht aus Geldgier, sondern aus Prinzip: Er ahnt etwas von den Intrigen und der Korruption im Baugewerbe, worin der Oberbürgermeister des Ortes die Fäden zieht. Diese Einsicht kostet den Apo-

theker das Leben. Er wird das Opfer eines als Suizid getarnten Mordes – die Parallelen zu Stammheim sind gewollt augenfällig.

Den Kontrast zwischen schwäbischer Behäbigkeit und einer bedrohlichen Außenwelt, die in Form von Verbrechen die heile Welt schwäbischer Klein- und Großstädte aus dem Lot bringt, inszeniert Huby durch den sogenannten „Glausereffekt“:

*„Der Schweizer Friedrich Glauser schuf die Gestalt des Berner Fabnderwachtmeisters Studer, der als Amtsperson sich des Hochdeutschen bedient, aber immer dann, wenn er als Mensch und nichts sonst zu Wort kommt, in seinen Dialekt, ins Schwyzerdütsch verfällt. Hier findet nun immer ein reizvolles Wechselspiel zwischen den beiden Lebensbereichen in der einen Person statt. Bei Glauser kommt der gutwillige Mensch Studer immer wieder mit der Rolle des Polizisten in Konflikt – und dies nicht so sehr für sich als für andere. Eben dadurch, daß er als Mensch erscheint, verwirrt er die, die nur erwarten, in ihm dem Beamten zu begegnen.“*¹⁵

Der „Glausereffekt“ besteht in der Spaltung des Helden zwischen Person und Funktion, zwischen dem fast ‘lyrischen’ Ton in der Darstellung regionaler Charaktere und der ‘Prosa’ krimineller Verhältnisse. Es gibt den übergreifenden Staat, dessen Gesetzen der Beamte gehorcht, und die Region, die den Menschen formt. In diesem Spannungsfeld gewinnt auch der schwäbische Hauptkommissar Bienzle an Glaubwürdigkeit.

Aber nicht nur sprachliche Eigentümlichkeiten, sondern auch ein schwäbischer Dickschädel machen das Profil der literarischen Figur aus. Als Kriminalist ist Bienzle ein Häretiker, gemessen an den Normen der klassischen Detektivliteratur. Die herkömmlichen Protagonisten dieses Genres zeichnen sich aus durch die an wissenschaftlichen Modellen erprobte Methode der Abduktion, mit der sie die noch so vertracktesten Fälle zu lösen pflegen. Bienzle, der ein grundsätzliches Mißtrauen gegen alle „Großkopfetten“ und damit gegen die streng logischen Methoden der modernen Kriminalistik hegt, kommt dem Verbrechen durch die Dialektik von Geduld und Intuition, schwäbischer Schlizohrigkeit und einem „G’spür für’d Leit“ auf die

Spur: Schwäbische Metis statt kühle Berechnung triumphiert am Ende der Hubyschen Romane.

Auch für die Kriminalautorin Uta-Maria Heim dient die pittoreske Darstellung schwäbischer Mentalität und des kleinbürgerlichen Milieus als Kontrastfolie für die Verbrechen, die Unordnung in die heile Welt schwäbischer Kleinbürgerlichkeit bringen. Anders als etwa bei Huby ist das Verbrechen kein Fremdkörper in einem sonst (seelisch) gesunden schwäbisch-robusten Volkskörper, keine Dissonanz in einer schwäbischen Idylle, die mit der Aufklärung des Falls durch die Ordnungshüter wiederhergestellt werden kann. Oder anders gesagt: Uta-Maria Heim schreibt keine Krimis, in denen „sich mit einer Butterbrezel und einem Trollinger alles wieder ins Lot bringen“¹⁶ läßt.

Das Verbrechen hat in Heims Krimis die Funktion der – freilich ironisch übersteigerten – Demaskierung. Es dient dazu, hinter der Fassade schwäbischer Kleinbürgerlichkeit, die zumeist mit den gängigen Stereotyp der Kehrwoche und der sprichwörtlichen Sparsamkeit („Was für Lore zählte, waren die Kehrwoche und das Geld“¹⁷) charakterisiert wird, die Kälte und Korruption insbesondere in der Schwabenmetropole Stuttgart sichtbar zu machen. In ihrer Trilogie *Das Rattenprinzip*¹⁸, *Der harte Kern*¹⁹ und dem dritten Band, der bezeichnenderweise *Die Kakerlakenstadt*²⁰ heißt, porträtiert, oder besser, karikiert sie die Stadt, in der zwischen „Schein und Reben“ der „Trollinger und das Geld“²¹ fließen. Im Wochenmagazin *Der Spiegel* wurde Heims Debüt-Roman als „Kultur-Dschungelbuch über die tödliche Wildnis der Kunstmetropole Stuttgart“ angepriesen. Als Schlüsselroman in Verdacht geraten, vermuteten Literaturkritiker reale Personen hinter den literarischen Figuren, eine heimliche Kulturmafia in Lothar Späths „Musterländle“, die mit product placement und „Kultur-sponsoring“ in schwäbisch-großindustriellen Interessenverflechtungen die Fäden zieht. Die „Schwäbischen Motorenwerke“ galten als Synonym für den Mercedes-Benz-Konzern. In Wirklichkeit ist die Stuttgart-Trilogie der Autorin kein Schlüsselroman, der tatsächliche Verhältnisse in der Landeshauptstadt entlarvt, sondern eine groteske Persiflage auf die Kulturpolitik der Späth-Ära und die Schwaben, die sich mit den ihnen zugeschriebenen Klischees nicht selten identifizieren.

Das Diktum des Kriminalautors Thomas Andresen, der „Neue deutsche Kriminalroman“ sei „kritisch: sozialkritisch, gesellschaftskritisch und verhaltenskritisch“²², trifft auf die Schriftstellerin Uta-Maria Heim in allen Punkten zu. Ihre Polemik richtet sich nicht nur gegen schwäbische Vorder- („So ist’s recht, dachte Udo hässig, es herrscht Ordnung im Viertel. Der Schwabe ist sauber und säuft nur da, wo keiner ihn sieht“²³) und Hinter-Gründigkeit („So zwanghaft saugelig konnten Schwaben sein. Sie hatten ein absolut anaales Verhältnis zu ihrem Dreck“²⁴), sondern auch gegen Vetterleswirtschaft und mitunter reaktionären Konservatismus: „Man war sich einig darüber, daß die Ländlespolizei schlief, weil sie rechtslastig war.“²⁵

Literarisches Sprachrohr dieser Polemik ist Hauptfigur und Anti-Held Udo Winterhalter, den es als Journalist aus der Provinz in die zwielichte Schwabenmetropole verschlagen hat: „Dem eingefleischten Alemannen ist jeder Schwabe suspekt, schließlich stammt er aus der Gegend bei Schramberg im Schwarzwald, dort hausen noch die schwärzesten Alemannen.“²⁶ Seine Kritik zielt auf die schwäbische Hegemonie im oftmals gespannten Verhältnis der landesgemeinschaftlichen Ehe zwischen Badenern und Württembergern. Aufhänger hierfür ist wieder einmal das genuin schwäbische Ritual der Kehrwoche:

„Die Große Kehrwoche [...], die Mechanik, nach der dies funktionierte, war zutiefst schwäbisch und von einem gestandenen Alemannen und Schwarzwälder durchaus nicht zu begreifen. Freilich wurde auch bei jenem germanischen Stamm, dem Udo entsprungen war, inzwischen jeden Samstag die Treppe geputzt; das hatten aber die Schwaben eingeführt, die wie die Schnaken in den Schwarzwald eingefallen waren und sich die Urbevölkerung sprachlich und kulturell unterworfen hatten. Bereits gab es gar Leute dabeim in Mariabronn, die sagten statt gsi einfach gwä. Und das war endgültig der Untergang.“²⁷

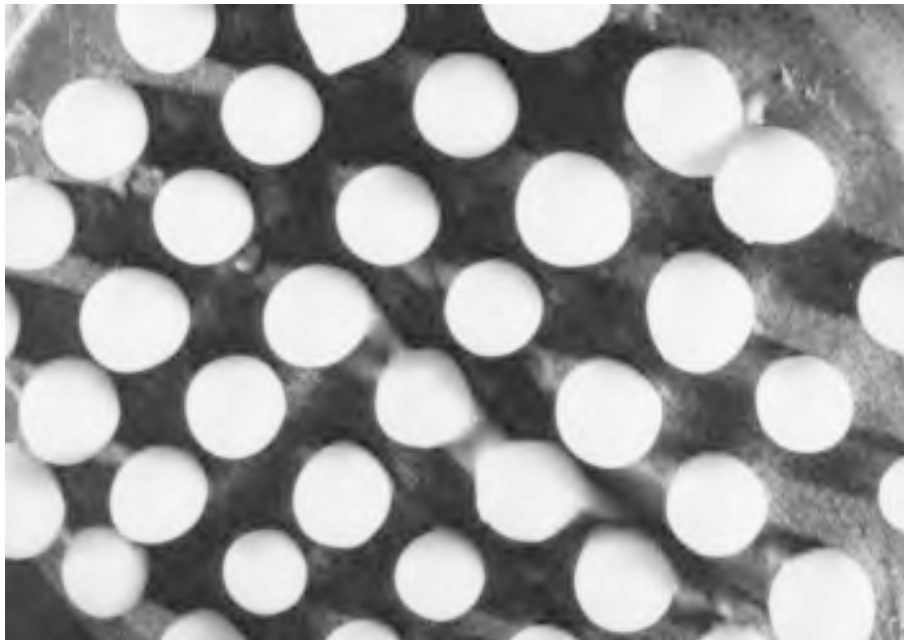
Heims „Glossen über die schwäbische Seele“²⁸ sparen nicht an ironischen Verdrehungen:

„Auf die Charakterautobahn der Schwaben rasen wir dennoch ab: Auf ihre Schmutzsucht, ihre Verschwendungsgier und ihre Faulheit. Dem kann man sich in der Ländlesmetropole schlicht nicht entziehen.“²⁹

Sind es in der *Winterhalter-Trilogie* die ironisch überspitzten Gegensätze zwischen dem mit Marx und Lenin sozialisierten alemannischen Journalisten und den mafiösen Machenschaften schwäbischer Saubermänner, dem latenten Faschismus Stuttgarter Rentner oder der Putzsucht verfallener Vermieterinnen, so lebt der nachfolgende Schwaben-Thriller *Der Wüstenfuchs*³⁰ von den Kontrasten zwischen den luxuriösen Kulturmeilen der „Spätzles-Metropole“, ihrer Synthese zwischen High-Tech und High-Culture und dem Anarchismus der örtlichen autonomen Hausbesetzerszene, dem Multikulturalismus und den noch nicht der Sanierungswut zum Opfer gefallenen Relikten Stuttgarter Originalität:

„Nirgendwo im kehrwochengetrimmten Stuttgart kracchen die sozialen Gegensätze so perfide aufeinander wie im Zentrum der Nesenbachallee, deren stadtzugewandte, verlumte Hälfte der Endlösung harrte. [...] Neben dem Kablschlag rund um unsern Reanimationsblock, dem Interconti gegenüber, nebst dem benachbarten Pissoir am Ostendplatz und der kulturellen Notdurft bläht sich die Provinzmetropole zum magischen Ort.“³¹

Tatsächlich gibt es im deutschen Krimi keine monströsere und hintergründigere Stadt als das Stuttgart Uta-Maria Heims. Neben „Maultaschen geschmälzt“³², Trollinger-Idylle und anderen Stereotypen provinzieller Strukturen setzt Heim montagenartig harte Kontraste, Ungleichzeitigkeiten, die groteske Gegensätze entlarven. Die prekäre Idylle wird durch sprachliche Rhythmen zertrümmert – in Heims *Wüstenfuchs*³³ verirren sich die Leser in Bilderrätseln und Syntax, so wie sich ihre Helden und Heldinnen im verfilzten Kaff der Absprachen und des Unausgesprochenen, der Cliquen und ‘G’schäftle’ verirren und weder Zusammen-



Schwabophobe Wurmfortsätze

hänge herstellen noch Aufklärungsarbeit leisten können. Der gesellschaftliche Kontext konkurriert hier mit kryptischen Subtexten, der kriminalistische Plot wird von Metaebenen überlagert, auf denen bösartige Metastasen, schwabophobe Wurmfortsätze nur so ins Kraut schießen.

Wie Siegfried Kracauer in seinem 1925 abgeschlossenen philosophischen Traktat über die damals noch recht junge Gattung bemerkte,

„erhält der Verbrecher im Detektivroman“ häufig „das Gepräge des Exotischen. [...] Der Abkömmling aus jenen Gefilden, der in unseren Großstädten auf- und untertaucht, muß nicht ein Verbrecher sein; seine Funktion ist vielmehr, die Stimmung des Außerhalb zu erzeugen.“³⁴

Bei der Krimiautorin Heim dreht sich dieses Verhältnis zwischen Fremdheit und Vertrautheit um. Für den Schwarzwälder Udo Winterhalter ist die Schwabenmetropole Stuttgart eine „Stadt, die er nicht durchschaute, deren geheime Gesetzmäßigkeiten er nicht verstand.“³⁵ Die Schwabenmetropole als „Hochburg des Kapitalismus“³⁶ ist für ihn mitsamt ihren Bürgern terra incognita. Die Autorin verfremdet mit Comic-Sprache und Wortkaskaden die schwäbische Provinzmetropole,

indem sie Stereotype in surrealen Zusammenhängen konterkariert:

„Die Gablenberger Hauptstraße lag an diesem Morgen da wie die Rue Belleville: verschlafen, verdreckt und kunstvoll. Eingenommen von Arabern und Chinesen, was sich bei Manfred Esser und Daniel Pennac nachlesen läßt; von Arabern, die im sämigen Dämmer erst einmal einen halben Liter frisches Stierblut tranken, und von Chinesen, die ihnen selbiges an langen Tresen feilboten, in diesen schummrigen Bars mit halb heruntergelassenen Rollläden, aus denen das Klicken der Flipper drang, der Glücksspielautomaten, dazu diese faden Schwaden aus Sägemehl und Kubblut.“³⁷

Heims Thriller sind avantgardistische Arabesken. Die Figur des Täters, die zentrale Figur des klassischen Krimis, den es zu entlarven und dingfest zu machen gilt, damit die gesellschaftliche Ordnung am Ende des Buches wiederhergestellt ist, tritt in ihren Romanen in den Hintergrund, in den Schatten der Schwabenmetropole selbst, mit ihrem Klüngel zwischen Industrie und Politik und der Doppelmoral ihrer Bürger. Das Bild eines im Kessel unter der Dunstglocke von Sommersmog und Brauereischwaden liegenden Stuttgart wird bei Heim überblendet mit dem Bild der „bleiernen Zeit“ der 70er Jahre, für das bei ihr das Schlüsselwort Stammheim steht. Gleichzeitig verschmilzt darin das Motiv der Behäbigkeit schwäbischer Mentalität mit der pietistischen Strenge und dem latenten provinziellen Faschismus: Die Schwäbin Gerda Mauer z.B. „packte ein faschistoider, zwanghafter Neid, dem mit Kontrolle nicht mehr beizukommen war“³⁸. Und die zwanghafte Akribie, die die schwäbischen Journalistenkollegen Winterhalters auszeichnet, ist seiner Meinung nach

„nur in der Provinzhauptstadt dieses Ländles möglich. Wo Aberglaube und Scheinheiligkeit der Anthroposophoiden und Pietistoiden ein Klima schufen des Geizes und des aquarellierten Schaffertums. Nirgends sonst zählten die kalte Profitsucht des Geistes und deren Unterseite, der reaktionäre Aberglaube dermaßen lückenlos ineinander.“³⁹

Die Überblendung dieser Phänomene, die sich durch alle Krimis von Heim durchziehen, kulminiert in der Identifizierung der Architektur Stuttgarts mit der des Stammheimer Hochsicherheitstrakts:

Stuttgart – das ist „alles die gleiche Architektur. Alles eine speckige Parodie auf Stammheim. Stammheim sitzt uns im Nacken, es läßt uns nicht los, es ist das gigantische Überbewußte, das auf dieser Stadt sitzt wie eine Glocke. [...] Wo man auch hinging, man war und man blieb in Stammheim.“⁴⁰

Uta-Maria Heim, die nach eigenen Aussagen bis auf den Verlag und den Schauplatz Stuttgart nicht mit ihrem Kollegen Huby teilt, verwendet in den Beschreibungen der Tatorte ihrer Krimis Bilder und Stereotype, die auf das Schwäbische projiziert werden. In ihnen wie in den Kriminalromanen anderer Autoren und Autorinnen werden gewissermaßen die Fremd- und die Selbstbilder vom Schwaben zu kulturell präformierten Klischees und Stereotypen verdichtet, ironisch überhöht und gebrochen. An die Wahrheit über *den* Schwaben aber – kurz und schwäbisch – „kommt mr net dran“.

Anmerkungen

- 1 Irene Rodian: Profil des deutschen Krimis: Provinz. In: K. Ermert/W. Gast: Der neue deutsche Kriminalroman. Loccum 1985, S. 99.
- 2 Jochen Schmidt: Gangster, Opfer, Detektive: Eine Typengeschichte des Kriminalromans. Frankfurt am Main und Berlin 1989, S. 617.
- 3 Ebd., S. 552f.
- 4 Heike Pontius: Ums ganze Leben. Zürich 1996.
- 5 Kay Borowsky: Schnee fällt auf die Hüte. Tübingen 1983.
- 6 Jochen Schmidt (wie Anm. 2), S. 615f.
- 7 Lydia Tews: Was steckt hinter einem Verbrechen? In: Ermert/W. Gast: Der neue deutsche Kriminalroman. Loccum 1991, S. 101.
- 8 Thomas Geidel: Der verschwundene Kraut-Manager. Ein Filder-Krimi. Stuttgart 1989.
- 9 Felix Huby: Der Atomkrieg in Weiherbronn. Reinbek bei Hamburg 1977.
- 10 Jochen Schmidt (wie Anm. 2), S. 613.

- 11 Felix Huby: Sein letzter Wille. Reinbek bei Hamburg 1979, S. 7f.
- 12 Felix Huby, wie Anm. 9.
- 13 Felix Huby: Tod im Tauerntunnel. Reinbek bei Hamburg 1977.
- 14 Felix Huby: Sein letzter Wille. Reinbek bei Hamburg 1979.
- 15 Jürgen Busche: Aus Schwaben. In: FAZ vom 28. März 1978, S. 26
- 16 Uta-Maria Heim: Die Kakerlakenstadt. Reinbek bei Hamburg 1993, S. 49.
- 17 Uta-Maria Heim: Der Wüstenfuchs. Reinbek bei Hamburg 1994, S. 65.
- 18 Uta-Maria Heim: Das Rattenprinzip. Reinbek bei Hamburg 1991.
- 19 Uta-Maria Heim: Der harte Kern. Reinbek bei Hamburg 1992.
- 20 Uta-Maria Heim (wie Anm. 16).
- 21 Uta-Maria Heim, (wie Anm. 18), S. 2.
- 22 Thomas Andresen: Wie man den Dicken aus Düsseldorf zum Mörder macht. Über die Situation der deutschen Kriminalromanschriftsteller. In: Rudi Korst (Hg): Der moderne deutsche Kriminalroman 2. Stuttgart 1982, S. 107.
- 23 Uta-Maria Heim (wie Anm. 19), S. 32.
- 24 Uta-Maria Heim (wie Anm. 16), S. 134.
- 25 Ebd., S. 144.
- 26 Uta-Maria Heim (wie Anm. 18), S. 2.
- 27 Uta-Maria Heim (wie Anm. 16), S. 109f.
- 28 Uta-Maria Heim (wie Anm. 17), S. 79.
- 29 Ebd., S. 94.
- 30 Uta-Maria Heim (wie Anm. 17).
- 31 Ebd., S. 52 u. S. 62.
- 32 Ebd., S. 33.
- 33 Ebd.
- 34 Siegfried Kracauer: Der Detektiv-Roman. Frankfurt am Main 1979, S. 82f.
- 35 Uta-Maria Heim (wie Anm. 16), S. 135.
- 36 Ebd., S. 116.
- 37 Ebd., S. 38.
- 38 Ebd., S. 162.
- 39 Ebd., S. 107.
- 40 Uta-Maria Heim (wie Anm. 19), S. 144.

Wie Schwabenbilder betrachtet werden können

Ein Literaturbericht

1. Wo tauchen Schwabenbilder auf?

„Schwabenbua (27 J., 1,75 m, schlank), naturverbunden, romantisch, unkompliziert, sucht nettes Schwabemädle für alle Lebenslagen.“¹

Eine nicht ungewöhnliche Kontaktanzeige, die darauf verweist, daß auch im privaten Bereich, ja bei der Partnersuche Vorstellungen vom „typisch-schwäbischen“ eine Rolle spielen, zumindest vorhanden sind. Aber auch in ganz anderen Alltagsfeldern sind solche Bilder präsent und als Orientierungshilfe im Einsatz: Im Tourismus sowieso, aber auch in den Medien, im politischen Diskurs von rechts und links, in unseren² Straßenumfragen, Tiefeninterviews und Telefonumfragen, ja, auch in Ausstellungen beispielsweise über Schwabenbilder sind sie nicht nur manifest, sondern auch latent von prägender Kraft; Jonas Frykman hat das einmal zugespitzt so formuliert, daß jede Schrift oder Ausstellung auch eine Organisation von Erfahrungen oder Vorausdeutungen bedeute.³

Sicher gibt es noch weitere Kontexte, in denen solche Bilder mehr oder weniger bewußt funktionalisiert werden. Hierbei werden sie aktualisiert, mit Bedeutung geladen und erhalten somit Realitätsgehalt. Bilder, Regionen oder auch Nationen als Konstrukte zu bezeichnen, sie für mehr oder weniger bewußt „gemacht“ zu halten, bedeutet nicht, diese als falsch oder leer anzusehen; um mit Orvar Löfgren zu sprechen:

„Selbst wenn wir als Kulturforscher zeigen können, wie Imagined Communities konstruiert sind, gibt uns dies kein Mandat, das Ernsthaftige, die Gefühle und das Engagement zu ironisieren.“⁴

2. Betrachtungsweisen

Zum einen halte ich es im Rahmen einer reflexiven Wissenschaft⁵ für legitim, auch Besucher und Besucherinnen zu genauer und kritischer Betrachtung unserer Ausstellung einzuladen. Zum anderen geht es in diesem Artikel um Schwabenbilder, die auch oder gerade im Alltag anzutreffen sind. Es handelt sich also keinesfalls um eine Direktive, die auf einen Blickwinkel festlegen soll; ich möchte vielmehr auf Ambivalenzen hinweisen und halte es daher für notwendig, auch im Alltag immer wieder das scheinbar Selbstverständliche eingehenden Beobachtungen und Hinterfragungen zu unterziehen. Manche eindimensionale Erklärungsmuster können zwar das Eigene, Selbstverständliche erhärten, stellen sich jedoch weiter reichender Erkenntnisabsicht in den Weg oder engen die Sicht auf die Vielschichtigkeit der Dinge ein. Um das zu zeigen, reflektiere ich einerseits den fachlichen Diskurs⁶, insbesondere im Hinblick auf Begriffe wie „Kultur“ und „Region“, andererseits empirisches Material

in Form unserer⁷ teilnehmenden Beobachtungen und Interviews.

3. Stereotype, Region und Kultur als Identifikationsangebote

Peter Berger und Thomas Luckmann zufolge kommt dem Vorgang der Typisierung bei Interaktionen im Alltag eine wesentliche Funktion bei der Erfassung und Behandlung des Anderen zu.

„Mein Vis-à-vis-Verhalten wird von solchen Typisierungen geleitet, solange es nicht dadurch problematisch wird, daß der Andere sie über den Haufen wirft.“⁸

Typisierung stellt also eine elementare Orientierungshilfe dar, wodurch die erste Aufnahme eines Kontaktes ungemein erleichtert werden kann. So lange Typisierungen nicht durch abweichendes, also unerwartetes Verhalten des Gegenübers in Frage gestellt werden, bleiben sie zunächst verhaltensbestimmend innerhalb der Situation; ich denke z.B. an das mögliche Treffen des Verfassers und einer Leserin der oben erwähnten Kontaktanzeige.

Auch Hermann Bausinger weist auf die integrative Funktion von Typisierung hin: „Stereotypen bewirken eine Ordnung diffusen Materials und damit eine Reduktion von Komplexität“, außerdem bieten sie „Identifikationsmöglichkeiten“.⁹ Auch dem Begriff der „Region“ kommt in diesem Sinne eine integrative Aufgabe zu, die trotz späterer kritischer Betrachtung seiner „Schattenseiten“ zunächst zu erwähnen ist.

In seinem Aufsatz zum Thema „Region-Kultur-EG“ definiert Hermann Bausinger „Region“ als Kulturraum¹⁰, weist jedoch ebenfalls darauf hin, daß es sich bei regionaler Eigenart um eine Zuschreibung sowohl von außen, als auch von innen handle, die der Überbrückung innerer Unterschiede diene. Deshalb beschränkt sich Hermann Bausinger nicht darauf, „Region“ als (Selbst-)täuschung zu interpretieren, sondern er möchte „Region“ vielmehr als „aktuellen Kommunikationsraum“ verstanden wissen, in dem Zusammengehörigkeit auch ein „Moment der Erfahrung“ der dort lebenden Menschen ist.¹¹ Begreift man „Region“ als

Kommunikationsraum, wird außerdem deutlich, daß „Region“ kein „geschlossenes System“ darstellt, da sich die „Aktions- und Interaktionsräume verschiedener sozialer Gruppen und auch der verschiedenen Individuen“ unterscheiden und überlagern, jedenfalls nicht vor bzw. hinter der Grenze enden.¹²

4. Region, Regionalisierung, Regionalismus

Bereits 1979 stellte Konrad Köstlin auf dem Volkskundekongreß in Kiel die These auf, daß

„in Geschichte und Gegenwart Regionen unter sehr vielen Aspekten, von sehr verschiedenen Interessen ausgehend produziert worden sind, von Menschen gemacht worden sind.“¹³

Er stellte außerdem fest, daß Kultur ihre universale Neutralität verliere, sobald sie auf Region fixiert werde und schloß mit der Bemerkung:

„Gerade weil die Interdependenzen größer geworden sind, kann die Domestizierung, die Handlichmachung des Unüberschaubaren auch leicht als Retusche der Resignation verstanden werden.“¹⁴

Besonders in den siebziger Jahren verstanden sich regionalistische Bewegungen in Europa teilweise als Gegengewicht zum Zentralstaat. Ihre Voraussetzungen, ihre Interessen, ihre Ziele und ihr Wirken sind jedoch keinesfalls einheitlich.¹⁵ Gelegentlich sind es durchaus wohlhabende Regionen, die sich abgrenzen, oder zumindest werbewirksam hervorheben wollen. Lothar Baier merkt hierzu leicht polemisch an:

„Der Umstand, daß an einem bestimmten Standort dynamische Industrien konzentriert sind, wird merkwürdig kulturalisiert, wenn nicht ethnisiert: Ein ewiges Lombardentum oder Schwabentum soll dafür verantwortlich sein, daß in der Lombardei oder Württemberg mehr erwirtschaftet wird als anderswo.“¹⁶

Der Zürcher Geograph Benno Werlen bezeichnet politischen Regionalismus folgerichtig als „eine zentrale

Form des alltäglichen Geographie-Machens, wobei Menschen sowohl Geschichte, als auch Geographie machen. Dies tun sie allerdings nicht unter 'selbst-gewählten Umständen'.¹⁷ Er weist darauf hin, daß politischer Regionalismus „progressiv“ erscheinen und gleichzeitig „reaktionär“ wirken kann. Aktuelle Regionalismen seien in enger Beziehung zur Globalisierung zu sehen.¹⁸

In diesem Zusammenhang scheint es mir wichtig im Auge zu behalten, daß Mobilität nicht für alle Menschen die gleiche Bedeutung hat. „Aber bei aller post-modernen Dynamik: [...] Die meisten Menschen leben an einem Wohnort und haben, wenn es gut geht, einen Arbeitsplatz“¹⁹, diagnostiziert Hermann Bausinger. „Fore some living in transit is an adventure, for others an enforced ordeal,“ ergänzt Orvar Löfgren.²⁰

Um nochmals Benno Werlens Argumentation aufzugreifen: Er fordert, zwischen „Region“ und „Regionalismus“ zu unterscheiden. Politischer Regionalismus könne auf typisierendem Regionalismus aufbauen. Kritisch merkt er abschließend an, daß der zentrale Motor des Regionalismus zwar Identitätsstiftung sein könne, die Erreichung regionalistischer Ziele jedoch nicht in jedem Fall mit einer Verbesserung der Perspektiven persönlicher Biographien identisch sei.²¹

5. Separatismen und gewaltsame Konflikte

Gewaltsame Separatismen, also Abspaltungsversuche einzelner Regionen, deren Vertreter auch zu den Waffen greifen, um sich vom Zentralstaat zu lösen, sind der Extremfall, der hier (zum Glück) nicht zur Debatte steht. Gleichwohl ist festzuhalten, daß auch in solchen explosiven Kontexten Begriffe wie Kultur, Religion und Ethnie im Zusammenhang mit Geschichte 'bemüht' und benützt werden. So werden zum Beispiel Lieder aus der Vergangenheit auf eine Art und Weise aktiviert, durch die alle dazwischen liegenden Zeiterfahrungen und Ereignisse irrelevant erscheinen. Peter Burke stellt fest:

„Like archaeological remains, ballads were and are objects of conflicting claims to ownership on the part of different nations, claims which have tended to seem more than a

little absurd to outsiders, but had and still have great importance for participants. Precisely they are claims to identity – given that who we are depends on who 'we' were.“²²

Dies erinnert uns daran, daß diese Strategie, bei deren Erscheinung handfeste soziale und ökonomische Probleme merkwürdig verblassen, eben durchaus nicht 'nur' auf dem Balkan, sondern auch in anderen Teilen Europas anzutreffen ist. Doch sei angemerkt, daß Lieder ebensowenig wie Kultur, Region oder Geschichte das eigentliche Problem darstellen.²³

Obwohl es zunächst merkwürdig anmuten mag, von derartigen extremen Erscheinungsformen, zum Alltag zurückzukehren, wie er sich zum jetzigen Zeitpunkt in (Baden-)Württemberg präsentiert, können auch wir uns – trotz aller Distanz und Distanzierungsbemühung – nicht als gänzlich unbetroffen von dieser Problematik bezeichnen.²⁴

6. Ethnisierung

„Daß sich Migranten auf der Basis ihrer regionalen, ethnischen und nationalen Herkunft in Gruppen organisieren“, so Gisela Welz, „ist ein in modernen Einwanderungsgesellschaften innerhalb und außerhalb Europas seit langem beobachtbares Phänomen. [...] Werden Einwanderer aber von der 'Gastgesellschaft' auf eben diese kulturelle Zugehörigkeit, die sie strategisch einsetzen, festgeschrieben, spricht man von Ethnisierung.“²⁵

Stuart Hall beschreibt, daß er sich erst als Immigrant bezeichnete, nachdem ihn seine Mutter quasi auf seinen Status aufmerksam gemacht habe:

„Ich ging nach England zurück und wurde, was man mich nannte. Sie hatten mich als Immigranten begrüßt. Jetzt hatte ich entdeckt, wer ich war. Ich begann, mir die Geschichte meiner Migration zu erzählen.“²⁶

Daß derartiges Bewußtsein auch auf regionaler Ebene anzutreffen ist, ließ sich auch innerhalb unserer Interviews feststellen. Ein Interviewter²⁷ berichtet:

„Ich bin überhaupt nicht mit Erwartungen [aus Baden; Anm. d. Verf.] hierbergekommen, daß das anders ist, hab dann aber durch das, daß viele Schwaben dann doch so ein bißchen stolz sind auf das Schwabe-Sein, [...] dieses Badener Zeugs doch hoch[ge]halten. Das war ganz komisch, das war natürlich's meiste nur spaßig, aber's war dann echt so zum ersten Mal, daß mir bewußt wurde, daß Baden-Württemberg aus Schwaben und Badenern besteht.“

Im weiteren Verlauf des Interviews erwähnt er nochmals, daß er erst hier auf diese Unterschiede aufmerksam geworden sei, und fügt hinzu, daß insbesondere in der Grenzregion viele Klischees, allerdings „in unserer Generation nur auf der Witzebene“ zu beobachten seien.

Eine Interviewte aus Thüringen²⁸, die zu berichten weiß, daß es auch bei ihr zu Hause eine Kehrwoche gegeben habe, bezeichnet sich inzwischen als integriert, was vor über 40 Jahren noch nicht der Fall war. Sie fühle sich nun zwar als Esslingerin, Schwäbin aber könne sie, ihrer Selbsteinschätzung zufolge, jedoch nie werden.

7. Kultureller Rassismus

Rolf Lindner bemerkt, daß durch die zunehmende Regionalisierung, Kulturalisierung und Ethnisierung politischer Konflikte auch „die dunkle Seite“ des Diskurses aufgezeigt worden sei, „dessen Kern die Radikalisierung von Differenz bildet.“²⁹ Hier werde, so Wolfgang Kaschuba³⁰, nicht mehr „genetisch“, sondern „kulturalistisch“ argumentiert, werde die kulturell relativistische Vorstellung von der Einzigartigkeit und Besonderheit und dem Recht auf Existenz jeder Kultur insofern auf den Kopf gestellt, als daß die Unaufhebbarkeit kultureller Differenzen behauptet werde. Grenzüberschreitungen, nicht nur im territorialen Sinn, würden als Bedrohung der jeweils „eigenen“ Sprache, Religion und „kulturellen Tradition“ dargestellt, durch die das „authentisch Eigene“ in Gefahr sei.³¹ Mit anderen Worten: Es werden Ängste vor Überfremdung geschürt.

Von kulturellem Fundamentalismus kann gesprochen werden, wenn anderes auf Grund seiner Andersartigkeit ausgeschlossen wird, wobei dann Kulturen nicht mehr als Identitätsofferten betrachtet werden, wie beispielsweise Aleida Assmann postuliert.³² Dies ist insbesondere in Kulturräumen möglich, von denen behauptet wird, daß sie homogen waren. Ob derartige Behauptungen einer näheren Überprüfung standhalten, ist allerdings eine andere Frage.³³

8. Ausblicke und Schlüsse

„Identitätsbildung in regionaler Reichweite vollzieht sich zunehmend auf Individualebene“, stellt Heinz Schilling, der Leiter des Frankfurter Forschungsprojekts zum Thema „Region“ fest.³⁴ Dieses Projekt versuchte, mittels 146 Befragter eine Typologie von Raumbezogenheiten aufzustellen. Die hierbei aufgestellten Idealtypen wurden als „Lokalpatriot“, „Insulaner“, „Ortloser“, „Weltbürger“, „Mehrörtler“, „Regionutzer“ und „Regionalist“ benannt; der „Regionalist“, der „nicht gemachte Erfahrungen bei einer regionalen Identität eher durch Konstrukte (Geschichte, Menschen-schlag, Natur bspw. dienen hier als symbolische Füllmasse)“³⁵ ersetzt, war also nur einer unter vielen.

Ich möchte nochmals zwei unserer Interviewpartner zu Wort kommen lassen. Ein Befragter³⁶ sagte:

„Ja, komische Sache, inwieweit man heute überhaupt noch Leute nach so engen Grenzgebieten bezeichnen kann. Also, da ist man dabei, Europa zu basteln. Und die Welt wird immer kleiner. Und dann wird's schwierig, hier so Unterschiede zu machen. Und jetzt hier nach Schwaben, Bayern, Hessen zu unterscheiden, das ist eigentlich ziemlich witzlos!“

Er wies im weiteren Verlauf des Gesprächs darauf hin, daß – abgesehen von Leuten aus anderen Gegenden innerhalb Deutschlands oder Flüchtlingen wie seiner Frau – auch Menschen aus der Türkei, Portugal, Italien usw. hier lebten, von denen manche besser schwäbisch sprächen, als manche Deutschen. Er meint

hier insbesondere den Landkreis Böblingen mit den Städten Böblingen und Sindelfingen.

Auf die Frage, ob sie glaube, auch ein bißchen schwäbisch geworden zu sein, antwortete eine Interviewte³⁷ schwedischer Herkunft:

„Ja, des glaub' ich. Ich glaupe, deutsch und schwäbisch, das glaupe ich schon. Zuerst rebelliert man vielleicht gegen manches, und dann, so ganz unmerklich, übernimmt man dann auch vieles, aber was?“

Aber was?

9. Unüberschaubarkeit?

Die Reduktion von Komplexität, die mittels Typisierung erreicht werden soll, scheint zwar auf den ersten Blick durch Ausschluß des Fremden gewährleistet, ist aber bei vielen „Fremdeinflüssen“ schwer aufrechtzuerhalten. Gewaltsame Mittel aber, um einen Zustand, der nach herkömmlichen Typisierungsmustern erklärbar ist, aufrecht erhalten zu können, führen eher ins Gegenteil; im Kriegsfall nimmt die Verunsicherung bekanntermaßen zu.³⁸

Der Friedens- und Konfliktforscher Johan Galtung gab anlässlich eines Vortrages bei den Europäischen Ethnologen in Lund zu bedenken:

„In a sense we also get the history we deserve given the way we chose our defining points for our nations. Make violence sacred and canonise the wielders of force and history will be made in that image.“³⁹

Galtung stellt statt dessen das Konzept „shared history“ in den Vordergrund: „A multi-cultural, multi-lingual nation can be built on the basis of shared history“⁴⁰. Er macht damit deutlich, daß es mehr Gemeinsames (und somit auf universaler Ebene Verbindenderes!) als Kriegsgeschichte gibt.

In Anbetracht der Tatsache, daß es dennoch immer Andere geben wird, die uns möglicherweise fremd erscheinen, sei auch der überzeugende Hinweis Utz Jeggles erwähnt, daß es sowohl innerhalb des Alltags

als auch innerhalb der Wissenschaft hilfreich sein könnte, „Aspekte des Fremden im Eigenen“ miteinzubeziehen, Befremdliches „in uns zu akzeptieren, und dadurch zu kontrollieren, um es nicht in der Außenwelt verleugnen oder umbringen zu müssen.“⁴¹ In der Absicht, auch auf bedenkliche Seiten der Betonung von Differenz hinzuweisen, bin ich zeitweise recht weite Wege gegangen. Weil aber diejenigen, die ähnliche Argumente in Kontexten verwenden, die keinesfalls „im Sinne des Erfinders“ sind, bisweilen noch viel weitere Wege gehen, scheint mir dies jedoch gerechtfertigt. Somit bleibt die Eingangsfrage, wie Schwabenbilder betrachtet werden können, weiterhin offen; die Frage jedoch, wie sie niemals eingesetzt werden sollten, wurde – auf der theoretischen Ebene zumindest – in Ansätzen dargestellt.

Anmerkungen

- 1 Sonntag Aktuell vom 21. Juli 1996.
- 2 Dies bezieht sich auf innerhalb des Projekts „Schwabenbilder“ in den Jahren 1995/96 durchgeführte qualitative Recherchen.
- 3 Vgl. Jonas Frykman: Försvenskande berättelser. In: Billy Ehn/ Jonas Frykman/Orvar Löfgren: Försvenskning av Sverige („The Swedification of Sweden“). 1993, S. 131. Zu „Metafunktionen von Ausstellungen“ vgl. Anna Schober: Montierte Geschichte. Programmatische historische Ausstellungen. Wien 1994.
- 4 Försvenskning av Sverige (wie Anm. 3), S. 267, meine Übersetzung.
- 5 Ich verwende den Begriff Reflexivität hier im Sinne eines Prozesses, in dem sich die Wissenschaft „als Teil der Wirklichkeit erkennt, die sie mit ihren Unterscheidungen konstruiert.“ P. M. Hejl, zit. nach Eckhard J. Dittrich/Frank-Olaf Radtke: Der Beitrag der Wissenschaften zur Konstruktion ethnischer Minderheiten. In: Eckhard J. Dittrich (Hg.): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten. Opladen 1990, S. 11-40, hier S. 13. Vgl. dazu Konrad Köstlin: Wissenschaft und Brauchtumpflege im Nationalsozialismus in Salzburg. Salzburg 1995/96, S. 25-34.
- 6 In diesem Rahmen erhebe ich jedoch keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit oder komplette Wiedergabe, sondern möchte vielmehr Aussagen insbesondere von kulturwissenschaftlicher, gelegentlich auch von soziologischer Seite reflektieren.
- 7 Vgl. Anm. 2; zum Thema Interviews siehe auch den Beitrag von Katrin Weber „Interviews: Methode“ in diesem Band.

- 8 Peter Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main 1996, S. 33.
- 9 Hermann Bausinger: Fremde als Problem. In: Allmende 42/43. 14. Jahrgang. Eggingen 1994, S. 19-40, hier S. 26.
- 10 Hermann Bausinger: Region – Kultur – EG. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band XLVIII/97. Wien 1994, S. 113-140, hier S. 115f.
- 11 Ebd., S. 116.
- 12 Ebd., S. 117f.
- 13 Konrad Köstlin: Die Regionalisierung von Kultur. In: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hg.): Heimat und Identität. Neumünster 1980, S. 25-36.
- 14 Ebd.
- 15 Vgl. Hermann Bausinger: Region – Kultur – EG (wie Anm. 10). Vgl. dazu Hermann Lübke: Die große und die kleine Welt. Regionalismus als europäische Bewegung. Aulavorträge 50. 1990.
- 16 Lothar Baier: Neun Thesen zum real existierenden Regionalismus. In: Allmende 34/35. 12. Jahrgang. Baden-Baden 1992, S. 3-6, hier S. 5.
- 17 Benno Werlen: Regionalismus. Eine neue soziale Bewegung. In: Dietrich Barsch/Heinz Karrasch (Hg.): 49. Deutscher Geographentag Bochum 1993, Band 4. Stuttgart 1995, S. 46-54, hier S. 46f.
- 18 Ebd.
- 19 Hermann Bausinger: Identität im deutschsprachigen Kultur- und Medienraum. In: Allmende 44. 15. Jahrgang. Eggingen 1995, S. 10-28, hier S. 27.
- 20 Orvar Löfgren: Linking the local, the national and the global. Past and present trends in European ethnology. 1995, S. 13.
- 21 Benno Werlen (wie Anm. 17), S. 54.
- 22 Peter Burke: We, the people. Popular culture and popular identity in modern Europe. In: Scott Lash/Jonathan Fiedemann (ed.): Modernity and identity. 1996, S. 297.
- 23 Auf materieller Ebene wäre an alltägliche Gebrauchsgegenstände wie z.B. Messer zu denken, die theoretisch jederzeit als Waffe eingesetzt werden können, am Mittagstisch jedoch (zumeist) friedlichen Zwecken dienen. Zum Krieg im ehemaligen Jugoslawien vgl. Ivan Colovic: Bordell der Krieger. Folklore, Politik und Krieg. Osnabrück 1994. Zu weiteren Konflikten in Europa (Nordirland etc.) vgl. Dirk Gerdes: Aufstand der Provinz. Regionalismus in Westeuropa. Frankfurt am Main/New York 1980.
- 24 Vgl. Hermann Bausinger: Regionalkultur in der Krise? In: Allmende 34/35. 12. Jahrgang. Baden-Baden 1992, S.8-12.
- 25 Gisela Welz: Multikulturelle Stadtpolitik. Das Frankfurter Modell. In: MultiKultur Journal. Studierendenprojekt am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen. Tübingen 1992, S. 6-12, hier S. 9.
- 26 Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Band 2. Hamburg 1994, S. 80.
- 27 Interview Nr. 5 (m, Student, 26).
- 28 Interview Nr. 3 (w, Hauswirtschaftsmeisterin, 70).
- 29 Rolf Lindner (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt am Main/New York, S. 7-12, hier S. 9.
- 30 Wolfgang Kaschuba: Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Ders. (Hg.): Kulturen, Identitäten, Diskurse: Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995, S. 11-30.
- 31 Ebd., S. 22.
- 32 Vgl. Aleida Assmann: Zum Problem der Identität aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: Rolf Lindner (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen (wie Anm. 29), S. 13-35.
- 33 Vgl. Hermann Bausinger: Lauter Ausländer. Die Südwestdeutsche Kultur als Importerzeugnis. In: Landeszentrale für politische Bildung (Hg.): Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde, Teil 2. Stuttgart 1991, S. 58-75. Vgl. dazu Konrad Köstlin: Heimat geht durch den Magen. Oder: Das Maultaschensyndrom – Soul-Food in der Moderne. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 4. Stuttgart 1991, S. 147-164.
- 34 Heinz Schilling/Beatrice Ploch (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt am Main 1995.
- 35 Ebd., S. 249.
- 36 Interview Nr. 12 (m, tätig in der Straßenbauverwaltung, 43).
- 37 Interview Nr. 13 (w, Volkshochschullehrerin, 57). Zu Individualisierung, Pluralisierung und – da nicht unbedingt auf altbekannte Verhaltensmuster zurückgegriffen werden kann – damit in Zusammenhang stehenden „Identitätsverhandlungen“ haben u.a. die Autoren Ulrich Beck, Jonas Frykman, Anthony Giddens und Ulf Hannerz Stellung genommen. Die zwei soeben genannten Beispiele aus den Interviews können jedoch weder über bereits genannte Ambivalenzen noch darüber hinwegtäuschen, daß es auch bei uns bekanntermaßen Integrationsprobleme gibt. Im Rahmen eines von mir durchgeführten Gruppeninterviews in einer Kneipe in Gärtringen wies mein Hauptinformant auf die Frage, ob alle, die sich im Raum befänden, hier aufgewachsen seien, darauf hin, daß auch der ungarische und ex-jugoslawische Mitarbeiter bei Daimler-Benz, die ebenfalls der Kegelrunde angehörten, voll akzeptiert seien: „Die send Schwoba, die hend do g’schafft ond i denk s’isch recht.“ Bei wohlgermerkt bereits abgeschaltetem Tonbandgerät äußerte er in ernstem Tonfall jedoch die Befürchtung, daß es hier möglicherweise auch irgendwann wie in Ex-Jugoslawien zugehen werde, falls die Arbeitslosigkeit nicht nachlasse. Dies sagt wohl weniger über die Zukunft, als über Ängste aus, die als solche zwar nicht überbewertet, aber trotzdem ernstgenommen werden sollten.
- 38 Selbst wenn durch die Konstruktion eines äußeren Feindes möglicherweise zunächst so etwas wie Gruppengemeinschaft erzeugt wird, wächst dennoch die Unsicherheit des Individuums, da nicht ‘nur’ moralische Werte in Frage gestellt werden, sondern das Leben selbst bedroht wird.
- 39 Johan Galtung: Alternatives to national identities. Manuskript eines Vortrags, gehalten am 2. Mai 1996 in Lund/Schweden, S. 4.
- 40 Ebd., S. 8.
- 41 Utz Jeggle: Deutung und Bedeutung des Fremden in und um uns. In: Kulturkontakt – Kulturkonflikt, Band 1. Frankfurt am Main 1988, S. 89-98, hier S. 98.

John Cranko und das Stuttgarter Ballettwunder

*Hey J.C., J.C., won't you smile for me, sana bo,
sana hey Superstar!*

Andrew Lloyd Webber: „Jesus Christ Superstar“

Warum ‘Ballett-Wunder’? Ein Wunder ist nicht erklärbar, es ist eine unerwartete Rettung, die aus einer anderen, unbekannteren Welt kommt. Dies trifft jedoch die Entwicklung in Stuttgart so wenig, daß sich die Stuttgarter Urheber des Begriffs vermutlich eher auf die Initialien des Choreographen bezogen haben – J.C. (Jesus Christ).

Wenn die Stuttgarter ihren Weltrang im Ballett als ‘Wunder’ bezeichneten, so glaube ich, daß dies auf ihr fehlendes Vertrauen in ihre Fähigkeit zur Veränderung weist. Wer sich nicht der (post)modernen Komplexität anpassen, sich nicht im globalen Raum behaupten kann, der scheitert jäh. Weil er in dieser Welt nicht überlebensfähig wäre, müßte er sich ein völlig neues Identifikationsangebot suchen, um es als Überlebensmittel dem alten Selbstbild zuzufügen. Es gäbe wohl die Möglichkeit sich vom Neuen fernzuhalten und sich vor ihm zu schützen; nur wäre dies in unserer Mediengesellschaft schwer zu erreichen – vielleicht mit Gewalt verbunden – was wiederum die Überlebenschancen buchstäblich verringern würde.

Ich denke, die StuttgarterInnen brauchten ihr Ballett-*wunder*, also ihren ‘unerklärbaren’ Werdegang zur Balletthauptstadt Deutschlands, Ballettzentrum der Welt, weil sie sich ‘schwäbisch’ fühlten oder als solche gesehen wurden (was schwer zu trennen ist), obwohl das Schwäbischsein zunächst weder mit dem Ballett

noch mit dem Vermögen, sich zu verändern, zusammenzubringen war.

Unter ‘schwäbisch’ verstand man Fleiß und Sparsamkeit, Tüftler und Häuslebauer, Dichter und Denker – aber nicht Optimismus und Affirmation, Tatendurst und Unschuld, Weltläufigkeit und Internationalität: also alles, was gemeinhin mit Crankos modernem Ballett verbunden wurde. Ganz klar ist dieser Begriff ‘schwäbisch’ ein Stereotyp. Dank der Stereotypenforschung wissen wir, daß Stereotypen übermittelte, beliebig vervielfältigbare, zählbare, nicht explizite Begriffe sind, die sich „auf Probleme des gesellschaftlichen Zusammenlebens“¹ beziehen und die emotional beladen sind. Also kann man über das ‘Schwäbische’ handeln und dabei alles mögliche an Emotionalität hineinpacken, wobei dieser Bezeichnungsinhalt letztlich nicht auf die ‘Schwaben’ begrenzt ist, sondern auf unabschätzbar viele Menschen zutrifft. Es lassen sich übers ‘Schwäbische’ auch *ohne* direkte Erfahrungen Meinungen äußern. Es ist schwer zu glauben, daß in unseren ‘aufgeklärten’ Zeiten solche Ungenauigkeit hoch im Kurs steht, aber wir wissen auch, daß diese Kategorien insbesondere in den Momenten der Unsicherheit gebraucht werden, die heute durch unsere rapide sich ändernde Welt immer häufiger auftreten.²

Im Hinblick auf unser Thema liegt die Vermutung nahe, daß die Stuttgarter sich als ‘Schwaben’ verstan-

den, die von außen her geändert werden mußten. Es entsprach nicht ihrem Selbstbild und auch nicht dem Bild, das nach Meinung der 'Schwaben' andere von ihnen hatten, sich auf das Ballett einzulassen. Und so geschah das Wunder: Sie mußten sich gar nicht selber ändern, der 'Savior' machte das.

Dieses 'Wunder' ist also wohl als sozialpsychologisches Phänomen zu verstehen. Hier können zur Ergänzung des Arguments auch Parallelen zur neuen Konsumwelt des Wirtschaftswunders gesehen werden. Wie Crankos Ballett lehrte der *american way of life* die Körperlichkeit und die Jugend, gemeinsames Genießen, Jubeln und Emotionen, Individualität und eine neue Identifikation, Zusammenarbeit, Internationalität, Erfolg. Und wie Cranko waren die AmerikanerInnen RetterInnen von außen, die etwas Neues möglich machten, ohne daß die Deutschen mit der eigenen Vergangenheit, den eigenen Stereotypen, abrechnen mußten. Dieses Neue war für die Verdächtigen auch als Fluchtweg vor der eigenen Vergangenheit interessant. Die 'Schwaben', die 'Deutschen' wurden verändert.

Wie ging dieses Stuttgarter Ballettwunder vonstatten, wie wurde Stuttgart zur Ballettmetropole?

John Cranko, ein in London für Ballett und Varieté tätiger Choreograph, der sich schon einen Namen gemacht hatte, wird im Herbst 1960 zur Inszenierung eines seiner Londoner Stücke vom damaligen Generalintendanten des Württembergischen Staatstheaters, Walter Erich Schäfer, nach Stuttgart eingeladen. Diese Einladungen von Gastchoreographen zur Vertretung des Ballettdirektors Beriozoff waren übliche Praxis. Schäfer erkennt Crankos Qualitäten und läßt den aus Rußland stammenden Beriozoff entgegen dessen vertraglicher Bindung an Stuttgart ein Angebot in der Schweiz annehmen, um dann dem Südafrikaner mit englischem Paß die Stuttgarter Ballettdirektion anbieten zu können.

Zuerst bastelt Cranko relativ unauffällig einige Jahre lang an seinem Ensemble, dann hat er diejenigen



John Cranko oder J. C., der 'Savior' (Retter). Foto: Leslie

TänzerInnen zusammengebracht, die er für die Verwirklichung seiner choreographischen Pläne braucht. Natürlich erkennt zuerst nur er die künstlerische Qualität seiner Compagnie – insbesondere die des häßlichen Entleins, das sich später in die Primaballerina verwandeln soll: Marcia Haydée. Mit einer choreographischen Interpretation von Shakespeares *Romeo und Julia* schafft Cranko 1962 den künstlerischen Durchbruch. Dieses Ballett und viele andere genießen Mitte der sechziger Jahre plötzlich große Beliebtheit in einem Opernhaus, dessen AbonentInnen ein Jahrzehnt zuvor Ballett per Umfrage ausdrücklich als „Zerrbild der modernen Welt“³ abgelehnt hatten.

Nach seiner Etablierung sucht Cranko die soziale Situation der TänzerInnen zu verbessern. Er setzt eine erstmalige Erhöhung der Corps de Ballet-Gage auf das Niveau der Gage des Opernchors durch, richtet ein Ballett-Internat ein, das gleichzeitig Schulabschluß und Bühnenreife ermöglicht. Das Stuttgarter Ballett geht inzwischen auf internationale Tourneen, berühmte ChoreographInnen nehmen Gastverträge in Stuttgart

an und die Cranko-Schule bringt erste TänzerInnen und ChoreographInnen hervor, von denen einige noch zu Weltruhm gelangen werden. Die Krönung von Crankos Karriere ist zugleich die unwiderrufbare Bestätigung des *neuen* Stuttgart: Cranko erobert 1969 New York, die Hochburg des neo-klassischen und Moskau, die Hauptstadt des romantischen Balletts.

Stuttgart hat Weltrang erreicht. Das Wunder ist geschehen. Cranko stirbt.

Dies ist der entscheidende Moment für Stuttgart. Es ist eine Sache, von außen verändert zu werden; es ist etwas ganz anderes, diesen neuen Weg ohne den 'Retter' Cranko weiterzugehen. Einerseits kommt es darauf an, die Funktionen, die das Ballett erfüllt, überhaupt zu erkennen und diese dann konsequent weiterzuführen. Andererseits muß die Compagnie die Fähigkeit besitzen, diese Funktionen dem Zeitgeist anzupassen und zu modernisieren.

Die Funktionen von Crankos Ballett waren sozial-psychologischer Natur. Das Angebot war, wie am Anfang schon beschrieben wurde, für die 'Schwabens' und die 'Deutschen' ein Weg in die Moderne: Sie lernten beim Ballett eine neue, nämlich eine nicht mehr als nationalsozialistisch zu diskreditierende Körperlichkeit kennen und durften sie bejubeln. Dem Publikum mochte die Begeisterung an der Körperlichkeit als äußerliches Indiz der gewonnenen Modernität genügen – aber die Funktion des Stuttgarter Tanzes reichte unter die Haut.

Wenn Helmut Plessner in seinem Werk *Die verspätete Nation* die Deutschen als „apolitisch[es] Volk der Dichter und Denker“⁶⁴ beschreibt, versteht er die Spannung zwischen Romantik und Materialismus als ein Resultat der „Trennung von kulturellem und politischem Denken“⁶⁵. Diese Trennung hebt sich beim Crankoschen Ballett ein wenig auf: Die Körper in Crankos *Romeo und Julia* erleben soziale Verhältnisse – als etwas Politisches. Kultur/Kunst und Politik rücken näher aneinander, Ethik und Humanität, die Grundsteine moderner Staaten, können reflektiert werden. Ganz anders

agierte beispielsweise der lebensreformerische Tanz: In seiner reinen Huldigung der Natur plädierte er für die absolute Trennung von Kultur/Kunst und Politik (was wiederum auch eine Art Politik oder Propaganda ist, die hier aber nicht beschrieben werden kann). So viel zur Bandbreite des politischen Verständnisses des Balletts.

In Crankos Kunst wie auch in seiner Tätigkeit als Ballettdirektor werden Beispiele für seine ethische und humanitäre Orientierung sehr häufig erwähnt. Wenn der Ballettkritiker Hartmut Regitz von Crankos Interesse am „Mirakel Mensch“⁶⁶ spricht und damit dessen Beschäftigung mit Themen aus dem wirklichen Leben in all seiner Vielfalt meint; wenn die damalige Londoner Corpstänzerin Judith Reyn die einzigartig lebendigen, interessanten und aufregenden Proben bei Cranko reflektiert, die sie überzeugten, ihre Karriere doch nicht aufzugeben⁶⁷; wenn Glen Tetley, nach Crankos Tod zwei Jahre lang Direktor des Stuttgarter Balletts, Crankos



Der Ballettdirektor analysiert seine Choreographien vor Publikum (1964). Auch seine Tänzer treten mit Demonstrationsveranstaltungen an die Öffentlichkeit. Foto: Madeline Winkler-Betzendabl

sogenannte 'Familie' (die Compagnie) und Crankos Liebe beschreibt, die sogar über Bühne und Zuschauerraum hinaus in die ganze Stadt strahle⁸; wenn der Feuilletonredakteur Ruprecht Skasa-Weiss⁹ und der baden-württembergische Ministerpräsident Hans Filbinger¹⁰ das beim Applaus schwitzende, emotionalisierte Publikum betonen; wenn der Ballettkritiker Horst Kogler Crankos Bereitschaft zum Experiment, seine stilistische Verführbarkeit, sein soziales Engagement, seine Umgänglichkeit und die Verdienste als Ballettdirektor betont¹¹ – dann ist immer das humanitäre Ich Crankos gemeint. Alle Beispiele zeugen von Crankos Fähigkeit, mit Menschen und Figuren ethisch und demokratisch, eben aufgeklärt umzugehen.

Zum Vergleich könnte das neoklassische Werk George Balanchines (1904-1983, Gründer, Direktor und Choreograph des berühmten New York City Ballets) dienen, das im deutschen Ballettboom der 50er Jahre, als sich die Anzahl der Ballettaufführungen in Deutschland verdreifachte, gefeiert wurde: kurze Ballettstücke ohne eigentliche Handlung, die eine Ästhetik der Entpersonalisierung zeigen. Die TänzerInnen sind bei Balanchine in ihren körperbetonten schwarz-weißen Trikots fern jeglicher Alltagserfahrung und bewegen sich minimalistisch-maschinengleich zu klassischer Musik. Die nachkriegsdeutschen ZuschauerInnen hielten diese Kunst vermutlich für unverdächtig: Sie schien ihnen nicht politisch instrumentalisierbar (im Gegensatz z.B. zum Ausdruckstanz oder zum romantischen Ballett), weil sie in ihrer Lebensferne gar keine Botschaft enthielt. Doch sehe ich in der Ästhetik von Balanchine ein starkes Element der Einfügung des einzelnen (des einzelnen Tänzers

bzw. der einzelnen Tänzerin) in ein System, in dem Selbstverwirklichung nur durch objektiv meßbare Leistungen erreichbar ist. So verstanden, paßte Balanchines Ballett tatsächlich in die materialistische, unpolitische Landschaft des deutschen Wirtschaftswunders.¹²

Crankos Beitrag für die Kunst war, so Gabriele Klein, die Zurückführung des Balletts auf den Menschen, wobei er „die Komplexität der menschlichen Existenz in einer konkreten Realität“¹³ zeige. Während Klein sich hier auf das Bühnengeschehen beschränkt, möchte ich ihre Gedanken weiterführen und darauf hinweisen, daß Cranko die bis dahin existierenden Grenzen

zwischen künstlerischer und direktorischer Leitung des Balletts aufhob. Seine Arbeit als Ballettdirektor setzte sich, wie oben beschrieben, durchaus fürsorgend und vorausschauend mit der Situation des Tänzers bzw. der Tänzerin auseinander. Dieses Bewußtsein für die Schwierigkeiten des tatsächlichen Lebens macht eine Behandlung zwischenmenschlicher



George Balanchines „The Four Temperaments“, Premiere 1946 – das erste moderne Ballet.
Foto: Channel WNET-13

komplexitäten auf der Bühne in seinen Handlungsballetten, wie Klein beschreibt, erst möglich. In der Verknüpfung von Crankos künstlerischer Darstellung zwischenmenschlicher Komplexität mit seinem Einsatz für die Situation des einzelnen liegt ein Interpretationsansatz, mit dem die 'Schwaben' und die 'Deutschen' seiner Zeit Cranko verstanden.

Mag sein, daß in Stuttgart die 'schwäbische' Vorliebe für Tüftler und Bastler in Verbindung mit einem durch den Pietismus geprägten Hang zur Individualität dazu führte, daß sich das Publikum mit der künstlerischen



Marcia Haydée und Richard Cragun in Crankos „Der Widerspenstigen Zähmung“ von 1969. Cranko formuliert zwischenmenschliche Komplexität tänzerisch. Foto: Madeline Winkler-Betzendahl

Arbeit Crankos und dem individuellen Ausdruck der Compagnie identifizierte und sich mit den aufsteigenden „new-comers“ bzw. „underdogs“ solidarisierte. Daß eine pietistische Prägung Stuttgarts trotz der allgemeinen säkularen Tendenzen der Großstädte vorhanden war, wurde vor allem durch landeskirchliche Erlasse erreicht – die Landeskirche war pietistisch genug, noch in den fünfziger Jahren ein Verbot gegen das Volksfest des Cannstatter Wasen zu erlassen: Die pietistische „Notwendigkeit des Verzichtes auf Vergnügen, Theater, Tanz usw.“¹⁴ ist hier noch deutlich spürbar.

Mit Sicherheit haben auch die über Jahrhunderte hinweg gültigen kirchlichen Tanzverbote wegen Unsittlichkeit und

„Kreaturvergötzung“ die strenge Ablehnung des Balletts als „Zerrbild der modernen Welt“ durch die Stuttgarter OpernabonnentInnen im Jahre 1950/51 mit verursacht. Allerdings war, wie Christel Köhle-Hezinger in ihrem Aufsatz *Der schwäbische Leib* beschreibt, der *Leib* und nicht der *Körper* das Objekt kirchlicher Sanktionen. Der Leib der Vormoderne wurde als Quelle der Ablenkung vom Geistigen betrachtet, dessen ‚Nutzlosigkeit‘ man überwinden müsse, während der Körper der Moderne als Instrument zu betrachten sei, dessen Teile zerlegt oder als System für bestimmte Zwecke sinnvoll eingesetzt werden. Zwar kommen durch die Industrialisierung die Moderne und ihre funktionalisierten *Körper* auch nach Stuttgart, aber verspätet und insofern untypisch, als sich kein entwurzelt, anonymes Proletariat bildet¹⁵: Wegen der üblichen Realteilung des Besitzes mußte niemand seine Heimat verlassen. So blieben wichtige Elemente der Vormoderne und ihrer Leiblichkeit in Stuttgart erhalten.¹⁶

Die Spannung zwischen Leiblichkeit und Körperlichkeit begründete in Stuttgart noch zu Beginn der fünfziger Jahre die Ablehnung des Balletts, der Modernisierungsschub der sechziger Jahre aber führte zur Akzeptanz des Balletts. Seine Funktion in diesem Zusammenhang ist der politischen Funktion ähnlich. Wenn im politischen Kontext das Crankosche Ballett



„Les Sylphides“ von Michael Fokine (1909) in einer Einstudierung Peter Wrights beim Stuttgarter Ballett unter der Leitung John Crankos. Fokines Stück war eine Hommage an August Bourmonvilles romantisches Ballett „La Sylphide“ von 1832. Fokines Ästhetik gleicht zwar jener der Romantik, verzichtet aber auf einen Handlungszusammenhang. Foto: Madeline Winkler-Betzendahl

die psychologisch heikle Trennung zwischen Kultur/ Kunst und Politik mittels der Inszenierung von Körpern in sozialen Zusammenhängen mildert, löst sein Ballett im kirchlichen, persönlichen Zusammenhang die Trennung zwischen Natur und Technik, zwischen Leib und Körper auf.

Am Anfang des deutschen Ballettbooms in der Saison 1950/51 war das Ballett für die Stuttgarter OpernabonnentInnen ein „Zerrbild der modernen Welt“. Zu dieser Zeit gab es meistens entweder romantische Werke zu sehen oder Balanchines neoklassische. Beide Genres zeigen „beherrschte“ Körper. Im romantischen Ballett sind sie in einem „natürlichen“ Rahmen zu sehen, also als stereotype Tier- oder Märchenfiguren, die sich rollengemäß, nicht individuell, verhalten. Balanchines Körper bewegen sich ohne jegliche ‘Bedeutung’ in der absoluten Leere. Beide Betrachtungs- bzw. Inszenierungsmöglichkeiten des modernen Körpers lehnten die Stuttgarter ab. Anscheinend wollten sie weder die abstrakte, reine Körperlichkeit Balan-



Richard Cragun und Birgit Keil in „Opus 1“ von John Cranko (Premiere 1965). Ritus und Abstraktion, Emotionalität und Beherrschung. Cranko versucht in seiner Arbeit zwischen der vormodernen und der modernen Tradition zu vermitteln. Fotos: Hannes Kilian

chines betrachten noch Körper, die stereotype ‘Natürlichkeit’ vorführten. Vielmehr wollten und bekamen sie in Crankos Choreographien eine (inszenierte) Versöhnung zwischen Natürlichkeit und Technik, Leibern und Körpern zu sehen.

Die Kirche war gegen den Leib und für den Körper, aber in der zunehmend säkulären Gesellschaft wurden ihre Gebote immer stärker mit persönlichen Bedürfnissen überlagert. Im Aufbaudeutschland wurden alle sonstigen Träume dem Streben nach materiellem Wohlstand unterworfen. Um ihn zu erreichen, war höchste persönliche Disziplin angesagt. Ein solcher Extremzustand verlangte nach einem Ventil für den vorherrschenden Anpassungsdruck: Die freie Natürlichkeit der Gesten und des Gebarens war Erkennungszeichen der Halbstarcken, also der unangepaßten Jugendlichen. Der interessante Unterschied zur romantischen Reaktion auf die Industrialisierung war, daß



die Stuttgarter nicht lebensferne Natürlichkeit wollten, sondern wohl eher eine realitätsnahe Ausgelassenheit. Crankos choreographische Synthese von Emotionen und Beherrschung in nachvollziehbaren Szenen wurde den Stuttgartern zum Anlaß, das vormoderne Leibliche und das moderne Körperliche zusammenzurücken und zu versöhnen. In Cranko hatte Stuttgart das „missing link“ zwischen der Unterwerfung des Körpers und der Freiheit des Leibes gefunden.

Diese Botschaft wurde sogleich in die Welt hinaus geschickt, um die erfolgreiche Eingliederung Deutschlands in die Reihe der gesitteten Nationen zu bestätigen. Daß ähnliche Begeisterung für Crankos Werk in der ganzen Welt, zum Beispiel in New York und Moskau, empfunden wurde, kam dort auch nicht von ungefähr. Überall wo Brüche zwischen Vormoderne und Moderne erlebt wurden, sehnten sich die Menschen nach Möglichkeiten, diese Konflikte zu lösen. Nicht nur Cranko zeigte eine überzeugende Verbindung zwischen Freiheitswunsch und Realitätszwang, sondern auch beispielsweise die Pop-Musik. Eine eventuell bestehende Unsicherheit, mit diesem Angebot umzugehen, konnte im Gruppenverhalten aufgehoben werden. Der ritenhafte, quasi vormoderne „Urschrei“⁴⁷ z.B. bei Crankos Aufführung im Metropolitan Opera House und dem Konzert der Beatles im Shea Stadium in New York kann verstanden werden als ein gemeinschaftlicher Prozeß, in dem persönliche materielle *und* emotionale Schranken überwunden werden. Im von den zeitgenössischen Kommentaren über Cranko-Aufführungen sehr oft beschriebenen Ritual des gemeinsamen Schwitzens, Schreiens und Jubelns nutzt der einzelne die Möglichkeit, in der Gemeinschaft seine Herkunft, die bestehende Etikette, die aktuellen Gruppenzwänge zu überwinden; mit dem Jubel setzt er also bestimmte Voraussetzungen außer Kraft. Zugleich schaffen er und die anderen bestimmte neue Voraussetzungen; sie haben am Gegenstand und aus Anlaß der Cranko-Ballete gegen die verbotene ‘schwäbische’ und die verdächtige deutsche Begeisterung Äußerungsweisen der Begeisterung neu zu formulieren versucht.

Die ‘Schwaben’, die ‘Württemberg’, die ‘Deutschen’, die (westliche) Welt behielten bzw. erhielten mit den Choreographien Crankos die offensichtlich notwendige Prise Romantik, neu vermengt mit der richtigen Menge weltlicher Modernität. Da mußte man sich

keine Sorgen mehr machen, da konnte man mitmachen, eine Begeisterung zeigen, die vorher verdächtig, unerwünscht oder diskreditiert gewesen war.

Sauber. Ordentlich. Geschickt.

Hey, wait a minute, the show must go on! Klar ist die Haydée inzwischen ausgeschieden, und heute zaubert ein zu einem guten Drittel neues Team auf der Bühne. Der ‘verlorene Sohn’ der ‘Familie’ Cranko, Reid Anderson, früher Tänzer und Ballettmeister, dann international tätig in der Einstudierung von Crankos Werken und als Choreograph, danach engagiert als Ballettdirektor, zuletzt in Toronto beim National Ballet



Das Stuttgarter Ballett schlägt eine neue Richtung ein: Vladimir Malakhov in Uwe Scholz' „Notations I-IV“, 1996. Foto: Gundel Kilian

of Canada, ist inzwischen nach Stuttgart zurückgekommen. Er hat das kanadische Ballett (wieder) zu Weltgeltung gebracht wie einst Cranko das Stuttgarter. Prompt verabschiedete er vor kurzem den Rest der 'Familie' Cranko: Sie sei zu alt und zu teuer. Mitgebracht hat er nach vielen Verhandlungen den zur Zeit wohl meistdiskutierten Tänzer der Welt, Vladimir Malakhov. Daß Malakhov unter Haydéés Leitung nicht gewollt war, heute aber das Stuttgarter Ballett prägt, ist wohl bezeichnend für das Ende einer Ära und zeigt, daß das Stuttgarter Ballett*wunder* wohl einmalig war und nicht wiederholt werden kann.

Für Romantiker hat man nichts mehr übrig. Schluß mit den Träumen von sozialer Gerechtigkeit und emotionaler Erfüllung! Heute wird technisch perfekt getanzt und genau gerechnet. Der Zusammenhalt in der 'Familie' und die Liebe, die einst über die Bühne hinaus in die ganze Stadt strahlte, sind Teil der Gründungslegende des Stuttgarter Balletts geworden. Mit seinem nach Ballettmaßstäben vollkommenen Körper und seiner Technik repräsentiert Malakhov die tänzerische Perfektion, während Anderson mit seinem direktorischen Kalkül und der ökonomischen Kalkulation ein effizientes Management zu betreiben sucht.

Wieder folgt Stuttgart dem Zeitgeist. Aber heute wird nicht mehr gebaschtelt!

Anmerkungen

- 1 Adam Schaff: Stereotypen und das menschliche Handeln. München, Wien 1980, S. 33.
- 2 Vgl. Sander L. Gilman: Rasse, Sexualität und Seuche. Reinbek bei Hamburg 1992, S. 10.
- 3 W. E. Schäfer: John Cranko über den Tanz. Gespräche mit Walter Erich Schäfer. Frankfurt/Main 1974, S. 53-54.
- 4 Helmuth Plessner: Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes. Frankfurt am Main 1992, S. 92.
- 5 Ebd., S. 92.
- 6 Vgl. Hartmut Regitz: 'Mirakel Mensch'. Zum 20. Todestag John Crankos. In: tanz aktuell. Nr. 5 1993. S. 22-24.
- 7 Marcia Haydéé, Anne Woolliams, Hans-Peter Doll (Hg.): John Cranko. Stuttgart 1973, S. 33.
- 8 Ebd., S. 41.
- 9 Ruprecht Skasa-Weiss: „Fröhliche Sängler, Grazile Springer“ In: Merian 1/45: Stuttgart. Hamburg 1992, S. 132.
- 10 Marcia Haydéé, Anne Woolliams, Hans-Peter Doll (wie Anm. 7), S. 23.
- 11 Horst Kogler (Hg.): Ballett: Chronik und Bilanz des Ballettjahres. Seelze 1974, S. 51f.
- 12 Womit er nicht in die Fünfziger hineinpaßt, das ist sein im Unterschied zum nationalsozialistischen Körperkult ganz unideologisch formuliertes, abstrakt aufs Tänzerische konzentriertes Arbeiten. Vielleicht findet in den Fünfzigern in der westlichen Welt eine ideologische Vereinnahmung Balanchines durch die kapitalistische Logik statt?
- 13 Gabriele Klein: Frauen, Körper, Tanz. Eine Zivilisationsgeschichte des Tanzes. München 1994, S. 237.
- 14 Joachim Trautwein: Religiosität und Sozialstruktur. Untersucht anhand der Entwicklung des württembergischen Pietismus. Stuttgart 1972, S. 49.
- 15 Ebd., S. 61.
- 16 Der besondere Erfolg der „barfüßigen Propheten“ in Stuttgart ist dafür ein deutliches Zeichen. Vgl. Ulrich Linse, Barfüßige Propheten. Erlöser der zwanziger Jahre. Berlin 1983, S. 82-96.
- 17 Marcia Haydéé, Anne Woolliams, Hans-Peter Doll (wie Anm. 7), S. 37.

„Eines nur“? Oder: Macht schwäbisch gesund?

Kollegiale Kritik als Epilog

Da sitzt er nun, der Autor, vor einem Thema, mit dem er nicht klarkommt. Das ernsthafte und aufwendige Nachdenken über das Schwäbische und über das Schwäbisch-Sein bleibt ihm, so fürchtet er mittlerweile, fremd. Als Kulturwissenschaftler kann er es aber nicht dabei bewenden lassen und sich mit dem Ausdruck des Bedauerns für außerstande erklären, einen Beitrag zu liefern. Fremdes verstehen ist die Parole des Faches, und daß es dabei immer auch um Selbstverstehen geht, eine Binsenweisheit. Keine Ausflüchte also, benennen wir das Dilemma. Für das Selbstbild des Autors ist seine regionale Herkunft ohne Belang; wie kann er über Regionalität schreiben? Kann dabei mehr herauskommen als die Rationalisierung eines emotionalen Defizits?

Die Lesart mag der Autor nun auch nicht so stehen lassen, und daher versucht er, es sich schwer zu machen. Nicht allgemein will er sein Problem mit regionaler Identifizierung abhandeln, sondern mit einem Sonderfall einsteigen, dem Projekt „Schwabebilder“. Er kennt die meisten MitarbeiterInnen nicht nur aus ihren Texten: er schätzt sie persönlich – und das bedeutet: Er kann sie nicht in die Schublade einordnen, in die er vielleicht Menschen hätte stecken mögen, die die Frage nach ihrem Schwäbischsein umtreibt. Denn das ist der irritierende Ausgangspunkt: Hier steht er KollegInnen gegenüber, für die, so scheint ihm, durchaus von persönlichem Belang ist, was es denn mit dem Schwäbischen auf sich hat.

Doch je mehr er sich bemüht, sie zu verstehen, desto unverständlicher wird ihm die Angelegenheit. Denn offensichtlich handelt sich um Menschen, die Kulturwissenschaft als Aufklärung verstehen. Sie wissen, daß „die Schwaben“ und „das Schwäbische“ luftige und willkürliche Konstruktionen sind. Sie sind sich des aktuellen Problems der Ethnisierung bewußt, die Menschen in die Käfige einer ihnen zugeschriebenen Kultur einsperrt, und sie erkennen die Gefahr der systematischen Züchtung von Aggressionen gegen die Anderen, die Fremden. Nichts liegt ihnen ferner als Nationalismus; vielmehr zeigen sie, wie die Konstruktion der Schwaben als „potenzierte Deutsche“ für Chauvinismus und Rassismus dienstbar gemacht wurde. Bei der Suche nach dem Bild der Schwäbin finden sie heraus, daß sie nur als ideale deutsche Hausfrau und Mutter vorgesehen ist.

So weit, so gut, denkt der Autor. Aber das Anliegen, so nimmt er es wahr, geht darüber hinaus. Was hier betrieben wird, ist weder Entlarvung noch Ideologiekritik, schon gar nicht Warnung vor den Gefahren des Regionalismus. Ebensovienig handelt es sich um antiquarisches Interesse am angeblichen Aberglauben unserer Vorfahren. Es findet auch kein postmodernes Spiel mit Versatzstücken statt, bei dem die Frage nach der Wirklichkeit ohnehin verpönt ist. Nein, die Beiträge umkreisen ein Faszinosum (der Begriff leitet sich ab von lat. „fascinare“: beschreien, behexen). Dem Autor fällt eine Anekdote ein, die über den Kernphy-

siker Niels Bohr erzählt wird. Den fragte ein Kollege, ob er abergläubisch sei, weil er über dem Hauseingang ein Hufeisen aufgehängt hatte. Selbstverständlich, so Bohr, glaube er nicht an irgendwelche übernatürlichen Kräfte. Aber das Hufeisen, so habe man ihm versichert, solle auch helfen, wenn man nicht daran glaube. Kann man mit dem Schwäbischen so umgehen wie der Vater des Atommodells mit dem Hufeisen?

Dafür sprächen, so überlegt der Autor, die frapierenden Erfahrungen, die wir mit Stereotypen machen. Das Heimtückische an ihnen ist ja, daß unsere Wahrnehmung sie in regelmäßigen Abständen bestätigt. Wir begegnen Ihnen doch immer wieder, dem häßlichen Amerikaner, dem affektierten Schwulen, dem eigenbrötlerischen Schwaben ... Und solches Wiedererkennen eines erwarteten oder auch befürchteten Musters bleibt nicht ohne Folgen für unsere Weltsicht.

Dem Autor fallen weitere mögliche Motive für die Faszination durch das Schwäbische ein. Kulturwissenschaftler pflegen den Hang zum Besonderen, zur Differenz, zu dem, was von der glatten Einheitsnorm abweicht. Kulturelle Eigenart betrachten sie a priori als bedroht und schützenswert. In Zeiten der Verunsicherung (wann allerdings seit der Vertreibung aus dem Paradies herrschten die nicht?) und einer vermuteten globalen Angleichung der Lebensformen könnte es ihnen geboten erscheinen, mit dem Schwäbischen ein hilfreiches Identifikationsangebot zu machen. Die pessimistische Interpretation könnte lauten: Es wird versucht, mit den Schwabenbildern Wissen über eine vom Aussterben bedrohte Spezies in der kulturellen Gen-Bank einzulagern.

Wie wäre es mit folgender Erklärung? Der Autor versucht sich hineinzusetzen in Menschen, die aufgewachsen sind in einer Region, der Großstädter gern das Etikett „Provinz“ aufkleben. Sie haben erfahren, welche Reaktion zwischen mildem Lächeln und Herablassung die Dialektfärbung ihrer Sprache hervorruft. Da wäre es geradezu verwunderlich, wenn es keine Trotzreaktion gäbe. Eine Person, der von außen, ungefragt die Rolle des Schwaben zugewiesen wird, kann diese kultivieren: sie bearbeiten, pflegen, erweitern, umwerten, ihre Ambivalenzen und Widersprüche auskosten. Sie kann den zugeschriebenen Ernst ad absurdum führen durch den Witz, mit dem sie das Thema umspielt.

Der Autor ist in Fahrt gekommen. Er spürt immer neue Motive auf für den Flirt mit dem Schwäbischen. Springt dabei vielleicht ein Gratisnutzen heraus? Intellektueller zu sein, ist eine prekäre, eine zweifelhafte Lebensform. Und wer sich als KulturwissenschaftlerIn mit der „Volkskultur“, der Lebensweise und den Sinnhorizonten der großen Mehrheit der Nicht-Intellektuellen, der „einfachen Leute“ beschäftigt, dem beginnt die Problematik seiner Existenz irgendwann zu schwanken. Die Tradition der Volkskunde bietet da ein bewährtes Hilfsmittel: Identifizierung mit dem „underdog“, sei er nun Schwabe oder Unterschichtler oder am besten gleich beides zusammen.

Der moderne Kulturwissenschaftler ist sich gewiß: Im Unterschied zu den Altvorderen des Fachs hat er völlig unter Kontrolle, was hier passiert. Kein Volkstumsmythos und kein Stammeskult mehr; die Romanisierung des Bäuerlichen ist wie die Verklärung des Arbeiters dem Säurebad der Selbstethnographie unterzogen worden. Völlig nüchtern analysiert er das Machtverhältnis zwischen Metropole und Provinz, Dialekt und elaborierter Rede – und fühlt sich ein bißchen besser, wenn er um Verständnis für die Schwächeren wirbt. So beweist er sich, daß Privilegien ihn nicht korrumpiert haben und daß er dem Anpassungsdruck standhält, den die akademischen Standards ausüben.

Verschafft es dem Kulturwissenschaftler, fragt sich der Autor, ein gutes Gefühl, für die zu sprechen, denen die Selbstidentifikation als Schwabe hilft, die Welt überschaubar zu machen, einen Platz darin einzunehmen, sich zugehörig zu empfinden und das Eigene vom Fremden abzugrenzen? Folgendes Argument, so mutmaßt er, könnte der Sympathie für regionale Selbstdefinitionen zugrundeliegen. Ist es nicht einfach dem Menschen gemäß, an einem bestimmten Ort, in einer durch ihre Kultur wiedererkennbaren, einzigartigen Region zu Hause zu sein – anstatt im Gefolge der globalen Kapitalströme das Netz geschichts- und beziehungsloser „Nicht-Orte“ (Marc Augé) zu frequentieren, die Flughäfen, Schnellstraßen und Hotels aller Kontinente? So mag sich der anthropologisch belebte Kulturwissenschaftler fragen, und vielleicht empfindet er dabei die Befriedigung, sich dem Zeitgeist zu widersetzen und der allgegenwärtigen Zumutung, man

möge die kapitalistische Globalisierung als Instrument der historischen Vernunft preisen.

Schließlich könnte, so überlegt der Autor, noch ein weiterer Gedanke im Spiel sein. Wenn es Sinn und Nutzen verspricht, das Schwäbische für etwas Wirkliches zu halten und sich selber als Schwaben zu definieren – warum soll das nur für die Objekte der Forschung gelten? Muß der Kulturwissenschaftler mit Gewalt ein Fremder bleiben in der Welt derer, die sich selbst Bodenständigkeit zuschreiben? Wie soll er sie verstehen können, wenn ihm jedes Verständnis für den Gefühlskomplex „Heimat“ abgeht? Und weiter (hier gerät der Autor endgültig ins Feld der Spekulation), enthalten die Bindungen an regionale Kultur, an ihre räumlich verankerten Überlieferungen und Wissensbestände vielleicht ein Heilmittel gegen die Gefahr der intellektuellen Existenz, sich in einem Universum willkürlicher Begriffe zu verlieren, die vom realen Leben durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind? Welche Rolle spielt also bei der Beschäftigung mit Schwabenbildern die Hoffnung, daß schwäbisch gesund macht?

Hier sieht der Autor ein, daß seine Versuche zu verstehen erfolglos waren. Er hat Erklärungen entwickelt (von denen manche sich wie Unterstellungen anhören) – aber der Faszination durch das Schwäbische steht er immer noch fremd gegenüber. Er fragt sich: Was kann, was darf eigentlich jemand kritisch bemerken zu diesem Thema, für den es belangreich ist, daß der Ort seiner Kindheit und Jugend eine Großstadt war, aber nicht, daß er im Rheinland lag? Der Autor schwankt zwischen der Vermutung, dies sei keine schlechte mentale Ausstattung für die Wanderexistenz und den offenen Umgang mit dem kulturell Fremden, die uns die Gegenwart abverlangt, und der Sorge, es könne sich um ein Manko handeln, den Ausdruck eben jener ort- und bodenlosen intellektuellen Lebensform. Aber dann bringt er es doch nicht über sich, seine Bedenken herunterzuschlucken.

Und so lauten die Einwände, die er zu machen hat. Wer sich vom Regionalkulturellen faszinieren läßt und sich (beispielsweise) ins schwäbische Wesen vertieft, der begibt sich aufs Eis dort, wo es am glattesten ist. Man kann hier, auf postmodern geschliffener Kufe, spielerisch Pirouetten drehen und zu eleganten Sprüngen abheben. Man kann einbrechen und sich plötzlich

im Sog einer Interessenpolitik wiederfinden, die mit der Beschwörung des Schwäbischen auf höchst zweifelhafte Solidarierungen ausgeht. Vielleicht aber, und das wäre sicher der unglücklichste Effekt, machen sich die Zuschauer am Rande der Arena einen eigenen Reim auf die kulturwissenschaftlichen Vorführungen – einen Reim, der deren Absicht konträr entgegenläuft. Vielleicht dient ihnen das dialektische Spiel mit den Schwabenbildern nur zur Bestätigung einer Neigung, die derzeit fast unwiderstehlich scheint: nach einem unveränderlich und geschichtsbeglaubigt Eigenen zu suchen und Sicherheit von Abgrenzung zu erwarten. Das wäre dann zwar ein kapitaless Mißverständnis der in diesem Band vorgestellten Analyse – aber im wirklichen Leben sind solche Umdeutungen eher die Regel als die Ausnahme.

Freilich, ohne Stereotypen können wir uns nicht orientieren, gar handeln in der Welt. Und die starren, simplen Formeln, in die das Alltagswissen die fließende, stets mehrdeutige Wirklichkeit zu bannen sucht, unterscheiden sich nur graduell von den Definitionen der Wissenschaft. Doch kann daraus nicht folgen, in der Nacht unserer Erkenntnisprobleme seien halt alle Katzen grau. Dem Autor fällt beispielsweise auf, daß die Schwabenbilder fast ausschließlich in historischer Perspektive behandelt werden. Diese Welt scheint offen nur in Richtung auf ihre Ursprünge hin; erklärt muß werden, wie der Schwabe zum Schwaben wurde. Aber in dieser Gegend ist, wie überall im Lande, seit Jahrzehnten der Prozeß des Sich-Einstellens auf eine unbekannte Zukunft in einer zusammenrückenden Welt im Gang. Im Beruf, in der Freizeit, in der Populärkultur wie in der Nachbarschaft arrangieren Menschen sich mit bislang nie Gesehenem. Sie machen sich Stücke aus verschiedenen Kulturen der Welt zu eigen (nicht nur Pizzastücke); zumindest üben sie den Umgang damit und lernen, mit Fremdem, Mehrdeutigem zu koexistieren. Schmerzhaft, unter Druck, widerwillig lösen wir uns von Herkömmlichem – aber wir tun es und und entwickeln Muster, Rituale und Traditionen für eine Welt, die im Fluß ist, voll von hybriden Erscheinungen und kulturell rätselhaftem.

Schlagartig wird dem Autor bewußt, daß er hier nicht nur zu begründen versucht, warum er sich nicht als Rheinländer fühlen kann. Auch Verärgerung führt die

Feder – Verärgerung angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Debatte über kulturelle Globalisierung. Er versteht, daß man sich vor allem den Problemen dieser Entwicklung zuwendet. Was ihn ärgert, ist, daß dabei die Leistungen alltäglichen Handelns völlig aus dem Gesichtskreis verschwinden. Überlebensgroß hingegen werden die psychischen Reaktionen gemalt – reduziert zumeist auf Angst und Besorgnis. Abwehr und Flucht angesichts der Herausforderung zum Wandel erscheinen als einzig natürliche Reaktion. Widerstände und Widerwillen werden nicht nur gerechtfertigt, sie werden geradezu kultiviert. Ja, sie werden kulturalisiert: Das eigentliche Problem, so hört man allerorten, sei die Erschütterung der kulturellen Identität.

An diesem Punkt spürt der Autor die Versuchung, selber zurückzugreifen auf eine der Denkformen, die er in diesem Text in Zweifel zieht: den „Nationalcharakter“. Unterscheiden sich die Deutschen vielleicht doch von ihren Nachbarn durch die ausgeprägte Kultivierung des Selbstmitleids? Liefern Migration und kulturelle Globalisierung dafür nur den aktuellen Anlaß?

Zu beobachten ist jedenfalls: In den Geschichten, mittels derer die Deutschen ihren Erfahrungen Sinn verleihen, handeln keine Menschen, die – unsicher, voller Sorgen und mit Fehlern – kulturelle Herausforderungen bewältigen und sich dabei selbst verändern. Erzählt werden vorwiegend Geschichten über Ängste, die sie spüren, und über die Suche nach einer eindeutigen, in Herkunft fest verankerten Identität, von der sie sich angeblich Beruhigung versprechen. Für Zukunft, Wandlungsfähigkeit und Neugier auf Kommendes sind anscheinend nur mehr die Schönredner des technischen Fortschritts und die Ideologen des freien Weltmarkts zuständig.

Dabei weisen ethnologische Untersuchungen kultureller Globalisierung durchgängig auf eines hin: Nicht Uniformität, Angleichung, Einheitszivilisation ist der Trend, sondern „Kreolisierung“: kreatives Sichbehaupten durch Ein- und Umschmelzen dessen, was als (meist ungewollter) kultureller Import über uns hereinzubrechen scheint. Nichts spricht dafür, daß man diese Kunst nur in Trinidad, Kenia und Indien be-

herrscht – auch die Bewohner Schwabens können das. (Und soweit sie es noch nicht ausreichend beherrschen, werden sie es üben.)

Die Mentalitätsgeschichte und die „history of emotions“ könnten uns lehren, daß es kein unveränderliches, anthropologisch festgeschriebenes Maß dafür gibt, wieviel Neues Menschen bewältigen und mit welchen Gefühlen sie jeden Tag an diese Aufgabe herangehen. Der Reflex, kulturell Unbekanntes als „Fremdes“ zu identifizieren und mit der Beschwörung traditionsbeglaubigter Identität zu antworten, ist antrainiert, nicht angeboren. Und Kulturwissenschaft, so meint der Autor, ist aufgefordert, über ihren Beitrag zur Erziehung der Gefühle nachzudenken. Der Schwabe und die Schwäbin als Akteure einer ständigen Metamorphose, respekteinflößend durch ihre Wandlungsfähigkeit und manchmal sogar zufrieden dabei – hat dieses Bild weniger Realitätsgehalt als das vom sparsamen und depressiven Schwaben? Warum spricht heute – beispielsweise – kaum jemand über die Auswanderer, die in so großer Zahl aus dem Schwabenland ins Unbekannte aufgebrochen sind? Waren sie schlechte Schwaben, wenn sie heute Ungarn oder Amerikaner sind?

Aber vielleicht ist die Frage falsch gestellt. Vielleicht fehlt der Wissenschaft noch ein Denkmuster für den ständigen Wandel, für die Metamorphose als Kulturprinzip. Mehrdeutigkeit, Fluidität, Austausch und Montage, das nicht Fixierbare erfaßt sie bestenfalls als Rand- und Übergangsphänome bei ihrer Suche nach „Wesen“, „Kern“, Struktur, Gesetz. Vielleicht ist hier etwas vom Kopf auf die Füße zu stellen, vielleicht wäre der Versuch über die Selbstveränderung ins Offene hinein ein Thema unserer Zeit? Ob man von der Frage nach den Schwaben und dem Schwäbischen dort hin gelangt, bezweifelt der Autor weiterhin.

Wie es sich gehört, läßt er einem „Schwaben“ das letzte Wort. Unter der Überschrift „Wurzel alles Übels“ schrieb Friedrich Hölderlin folgendes Distichon:

*„Einig zu sein, ist göttlich und gut; woher ist die Sucht
denn/unter den Menschen, daß nur Einer und Eines
nur sei?“*

Literatur

Utz Jeggle: „Wie echt“

- Korff, Gottfried (Hg.): Flick-Werk. Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur. Stuttgart 1983.
- Kienitz, Sabine: Unterwegs. Frauen zwischen Not und Normen. Tübingen 1989.
- Troll, Thaddäus: Deutschland, Deine Schwaben. Hamburg 1968.
- Schmoll, Friedemann: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur in Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1995.
- Améry, Jean: Heimat – auf der Suche nach der verlorenen Identität. Wien 1995.

Angelika Brieschke: Macht schwäbisch krank?

- Blank, W./Gestrich, J./Heimann, H. u. a.: Depressive Erkrankungen bei Schwaben und Heimatvertriebenen. Eine epidemiologische Beitrag zur Frage der höheren Neigung der Schwaben zur Melancholie. In: Der Nervenarzt. 52. Jg. 1981, S. 153-162.
- Gaupp, Robert: Schwäbische Psychiatrie. Eine historische Betrachtung. In: Südwestdeutsches Ärzteblatt. 4. Jg. 1949 (Heft 7), S. 119-123.
- Hartmann, Julius: Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit. Stuttgart 1901.
- Haering, Theodor: SchwabenSpiegel. Reutlingen 1949.
- Immich, Herbert: Medizinische Statistik. Eine Einführungsvorlesung. Stuttgart 1974.
- Klee, Ernst: 'Euthanasie' im NS-Staat. Die 'Vernichtung lebensunwerten Lebens'. Frankfurt am Main 1983.
- Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Hg. vom Königlich Statistischen Landesamt. Stuttgart 1884 und 1904.
- Napf, Karl: Der Schwabe als solcher. Stuttgart 1994.
- Psyhyrembel: Klinisches Wörterbuch. 256., Neubearb. Aufl. Berlin 1990.
- Rümelin, Gustav: Der schwäbische Volkscharakter, 1863. 1884. Reprint, hg. v. Statistischen Landesamt Baden-Württemberg. Stuttgart 1989.
- Schilcher, Florian von: Vererbung des Verhaltens. Eine Einführung für Biologen, Psychologen u. Mediziner. Stuttgart 1988.
- Schwäbisches Tagblatt vom 21.06.1996, „Fast siebzig Prozent gehen jobben“. 22.10.1991, „Extrablatt“ zu Robert Gaupp.

- Siemerling, Ernst: Bericht über die Wirksamkeit der psychiatrischen Universitätsklinik zu Tübingen in der Zeit vom 1. November 1893 bis 1. Januar 1901. Tübingen 1901.
- Der Spiegel, 19.04.1982, „Höhere Neigung“.
- Stuttgarter Nachrichten, 30.04.1982, „Ein psychiatrischer Lauschangriff auf die Schwabenseele“.
- Stuttgarter Zeitung, 20.04.1982 „Schwaben-Schwermut“.
- Tellenbach, Hubertus: Melancholie. 4. erw. Aufl. Berlin 1983.
- Trautwein, Joachim: Religiosität und Sozialstruktur. Stuttgart 1972.
- Trautwein, Joachim: Pietismus - ein folgenreicher Sonderfall. In: Konfession - eine Nebensache? Stuttgart 1984, S. 105-133.
- Troll, Thaddäus: Deutschland, Deine Schwaben. 1.-12. Tausend. Hamburg 1967.
- Unsel, Werner: Die schwäbische Verbesserung der Sünder. Vom Kirchenkonvent zur Kehrwoche. In: Zwischen Kanzel und Kehrwoche. (Ausstellungskatalog) Textband. Hg. v. Landeskirchlichen Museum. Ludwigsburg 1994, S. 140-149.
- Weber, Karl Julius: Reise durch das Königreich Württemberg. Erstausgabe 1826. Stuttgart 1978.
- Weise, Wolfgang Johannes: Zur Häufigkeit endogener und reaktiver Depressionen bei Schwaben und Heimatvertriebenen. Univ. Diss. Tübingen 1984.
- Weitbrecht, Hans Jörg: Beitrag zu einer schwäbischen Stammespsychopathologie. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. 162, Heft 3 1938, S. 343-400.

Utz Jeggle: Der sparsame Schwabe

- Bergner, Mathias: Das württembergische Bankwesen. Entstehung, Ausbau und struktureller Wandel des regionalen Bankwesens bis 1923. St. Katharinen 1993.
- Beyer-Fröhlich, Marianne (Hg.): Pietismus und Rationalismus. Leipzig 1933.
- Boelcke, Willi A.: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute. Stuttgart 1987.
- Kreissparkasse Künzelsau (Hg.): Als man das Geld noch beim Teufel lieb. Künzelsau 1960.
- Landesgirokasse (Hg.): Ein Bilderbuch zum 100. Geburtstag der städtischen Sparkasse Stuttgart, der heutigen Landesgirokasse. Stuttgart 1984.

- Longueville, Hans-Peter de: Sparkassenwesen in Württemberg und Baden. In: Maschke, Erich/Sydow, Jürgen (Hg.): Zur Geschichte der Industrialisierung in den südwestdeutschen Städten. Sigmaringen 1977, S. 80-161.
- Napf, Karl: Der neue Schwabenspiegel. Stuttgart 1989.
- Rehm, Max: Ursprung und Wandlung. In: Württembergische Landessparkassen (Hg.): Hundertfünfzig Jahre Württembergische Landessparkasse. Stuttgart 1968, S. 13-22.
- Sautter, A./Dobel, E.: Die Abfuhr und Verwertung der Fäkalstoffe in Stuttgart. Stuttgart 1880.
- Trautwein, Joachim: Religiosität und Sozialstruktur. Stuttgart 1972.

Utz Jeggle: Der tapfere Schwabe

- Keller, Albrecht: Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg 1907.
- Ludendorff, Erich: Meine Kriegserinnerungen 1914-1918. Berlin 1919.
- Mechtersheimer, Alfred/Barth, Peter (Hg.): Militarisierungsatlas der Bundesrepublik. Darmstadt 1986.
- Sauer, Paul: Die Neuorganisation des württembergischen Heerwesens. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. 26. Jg. Stuttgart 1967, S. 395-420.

Daniel Weber: Sprache als Identifikationsmittel

- Bohnenberger, Karl: Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech. Mit einer Karte. Heidelberg 1905.
- Fischer, Hermann: Die Geographie der schwäbischen Mundart. Mit einem Atlas von 28 Karten. Tübingen 1895.
- Mitzka, Walther: Sprachausgleich in den deutschen Mundarten bei Danzig. Königsberg 1928.
- Ruoff, Arno (Hg.): Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze. Mit einem Kartenband (=Idiomatologia, Bd. 17/I+II). Tübingen 1992.
- Seidelmann, Erich: Der Hochrhein als Sprachgrenze. In: Putschke, Wolfgang/Veith, Werner/Wiesinger, Peter (Hg.): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag. Marburg 1989.

Steffen Rempel: „Schwobe schaffe, Badener denke!“

- Albiez, Robert/Glunk, Karl/Grund, Reinhold (Hg.): Der überspielte Volkswille. Die Badener im südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen (1945-1970). Baden-Baden 1992.
- Bausinger, Hermann: Zur Identität der Baden-Württemberger. Kulturelle Raumstruktur und Kommunikation in Baden-Württemberg. Eine Studie zur Identität der Baden-Württemberger. Reihe: Südfunkhefte, Heft 23. Stuttgart 1996.
- Feldforschung in Villingen-Schwenningen. Ein Beitrag zur Diskussion über die Kultur der Doppelstadt. Ein Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft. Leitung: Köhle-Hezinger, Christel/Bausinger, Hermann. Hg. v.

- der Stadt Villingen-Schwenningen. Villingen-Schwenningen 1991.
- Hug, Wolfgang: Geschichte Badens. Stuttgart 1992.
- Koziol, Klaus: Badener und Württemberger. Zwei ungleiche Brüder. Stuttgart 1987.

Ulrike Künstle, Sylvia Hartig und Katrin Weber: Gibt es ein schwäbisches Gesicht?

- Baltrusaitis, Jurgis: Tierphysiognomik der Menschenseele. In: Clair, Jean/Pichler, Cathrin/Pircher, Wolfgang: Wunderblock. Eine Geschichte der modernen Seele. Herausgegeben von den Wiener Festwochen. Wien 1989, S. 181-189.
- Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Tübingen 1971.
- Bischoff-Luithlen, Angelika: Von Land und Leuten der Alb. Stuttgart 1958.
- Blunck, Hans Friedrich/Retzlaff, Erich: Die von der Scholle. Sechshundertfünfzig photographische Bildnisse bodenständiger Menschen. Göttingen 1931.
- Bohn, Hans: Schwäbische Rassenkunde, Band 1. Schwäbische Kleinbauern und Arbeiter der Gemeinde Frommern. Stuttgart 1940.
- Borrmann, Norbert: Kunst und Physiognomik. Menschendeutung und Menschendarstellung im Abendland. Köln 1994.
- Gaßmann, Gerhard: Schwäbische Rassenkunde, Band 3. Die Schwarzwälder vom Nagoldursprung. Stuttgart 1941.
- Gieseler, Wilhelm/Necker, Walter: Schwäbische Rassenkunde, Band 4. Rassenkundliche Untersuchungen an Wehrpflichtigen aus dem Bereich Tübingen. Stuttgart 1942.
- Hellpach, Willy: Deutsche Physiognomik. Grundlegung einer Naturgeschichte der Nationalgesichter. Berlin 1949 (1. Auflage 1923).
- Köhle-Hezinger, Christel: Der schwäbische Leib. In: Köhle-Hezinger, Christel/Mentges, Gaby (Hg.): Der neuen Welt ein neuer Rock. Stuttgart 1993, S. 59-81.
- Kaschuba, Wolfgang: Aufbruch in die Moderne – Bruch der Tradition? Volkskultur und Staatsdisziplin in Württemberg während der napoleonischen Ära. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellungskatalog, Band 2. Stuttgart 1987, S. 669-689.
- Scharfe, Martin: Evangelische Andachtsbilder. Stuttgart 1968.
- Madlener, Elisabeth: Ein kabbalistischer Schauplatz. Die physiognomische Seelenerkundung. In: Clair, Jean/Pichler, Cathrin/Pircher, Wolfgang: Wunderblock. Eine Geschichte der modernen Seele. Herausgegeben von den Wiener Festwochen. Wien 1989, S. 159-179.
- Schmölders, Claudia: Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik. Berlin 1995.

Andrea Keller, Ruth Stütze: Schwabenbilder – Und Schwäbinnenbilder?

- Bönisch, Monika: „... sie zögen das eintönige Arbeiten in der Fabrik der Sorge für die Haushaltungsgeschäfte vor ...“. In: Köhle-

- Hezinger, Christel/Ziegler, Walter (Hg.): Kuchen - „Der Glorreiche Lebenslauf unserer Fabrik“. Weissenhorn 1991.
- Duden, Barbara: Das schöne Eigentum. In: Michel, Karl-Markus/Wieser, Harald (Hg.): Kursbuch. Berlin 1977, S. xxx
- Hahn, Barbara: Frauen in den Kulturwissenschaften. Von Lou Andreas-Salomé bis Hannah Arendt. München 1994.
- Klaus, Elisabeth: Von der heimlichen Öffentlichkeit der Frauen. In: Institut für Sozialforschung (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt am Main 1994, S. 72-100.
- Köhle-Hezinger, Christel: „Der schwäbische Leib“. In: Köhle-Hezinger, Christel/Mentges, Gabriele: Der neuen Welt ein neuer Rock. Studien zu Kleidung, Körper und Mode an Beispielen Württembergs. Stuttgart 1993, S. 59-80.
- Lang, Susanne: Den Frauen das Heim, den Männern die Welt? In: Lang, Susanne/Richter, Dagmar (Hg.): Geschlechterverhältnisse, schlechte Verhältnisse. Marburg 1994, S. 39-51.
- Linden, Hugo Franz-Karl Maria Freiherr von: Die Wissenschaftlerin Maria Gräfin von Linden: eine Pionierin im Terrain der Männer. In: Jeggle, Utz/Staib, Heidi/Valet, Friederike u.a.: Schwäbische Tüftler. Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Stuttgart 1995, S. 56-60.
- Linden, Maria Gräfin von: Erinnerungen der ersten Tübinger Studentin. Mit einem Vorwort von Gabriele Junginger. Tübingen 1991.
- Staib, Heidi: „Hehlingen“ klug: Erfinder-(Ehe-)Frauen. In: Jeggle, Utz/Staib, Heidi/Valet, Friederike u.a.: Schwäbische Tüftler. Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Stuttgart 1995, S. 18-21.
- Dies.: „Der Samen zu Kopf gestiegen“ oder: eine Chance für die Technik der Frauen. In: Jeggle, Utz/Staib, Heidi/Valet, Friederike u.a.: Schwäbische Tüftler. Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Stuttgart 1995, S. 124-133.
- Weichhart, Peter: „Das Forschungsfeld ‘Raumbezogene’ Identität – Koexistenz rivalisierender Paradigmen?“. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. St. Gallen 1995.
- Andreas Vogt: Der schmale Weg, der zum Leben führt...**
- Bausinger, Hermann: Uhren für die Ewigkeit. Philipp Matthäus Hahn – Theologe und Techniker. In: Ders.: Ein bißchen unsterblich. Schwäbische Profile. Tübingen 1996, S. 97-112.
- Die Hundert Jahre der Marie Frech. Ein Fellbacher Frauenleben zwischen Pietismus und Eigensinn (=Fellbacher Hefte, Band 4). Fellbach 1996.
- Gutekunst, Eberhard: Das Pietistenreskript von 1743. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte. 94. Jahrgang. Stuttgart 1994, S. 7-26.
- Köhle-Hezinger, Christel: Frauen im Pietismus. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte. 94. Jahrgang. Stuttgart 1994, S. 107-121.
- Medick, Hans: Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Göttingen 1996.
- Scharfe, Martin: Evangelische Andachtsbilder. Stuttgart 1968.
- Ders.: Pietistische Moral im Industrialisierungsprozeß. In: Gladigow, Burkhard (Hg.): Religion und Moral. Düsseldorf 1978, S. 27-47.
- Ders.: Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Gütersloh 1980.
- Ders.: Die ‘Stillen im Lande’ mit dem lauten Echo. In: Ehalt, Hubert Ch. (Hg.): Volksfrömmigkeit. Wien und Köln 1989, S. 245-266.
- Ders.: Zwei-Wege-Bilder. Volkskundliche Aspekte evangelischer Bilderfrömmigkeit. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte. 90. Jahrgang. Stuttgart 1990, S. 123-144.
- Schultz-Berg, Eckart: Jugendleben zwischen Gottesfurcht und Wirklichkeit. Erziehung und Sozialisation im pietistischen Dorf des ausgehenden 19. Jahrhunderts. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte. 94. Jahrgang. Stuttgart 1994, S. 179-194.
- Trautwein, Joachim: Religiosität und Sozialstruktur. Stuttgart 1972.
- Ders.: Pietismus – ein folgenreicher Sonderfall. Die pietistische Ethik und die Tugenden und Untugenden der Württemberger. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Konfession – eine Nebensache? Stuttgart 1984, S. 105-133.
- Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (1904/05). In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Band 1. Tübingen 1963, S. 17-206.
- Werner Unsel: Schaffensparenputzen**
- Auszug der katechistischen Unterweisung zur Seligkeit über den Brenzischen Katechismus, samt eingerückten Fragen und Antworten aus dem Katechismus des theuren Mannes Lutheri. Für die christliche Schuljugend gestellt und im ganzen Königreich Württemberg eingeführt. Reutlingen 1876.
- Bischoff-Luithlen, Angelika: Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten. Stuttgart 1979.
- Brecht, Martin: Kirchenordnung und Kirchenzucht in Württemberg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Stuttgart 1967.
- Calwer Kirchenlexikon, Band 1. Calw 1905.
- Calwer Verlagsverein (Hg.): Württembergische Kirchengeschichte. Calw und Stuttgart 1893.
- Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Frankfurt 1988.
- Dülmen, Richard van: Reformation als Revolution. Frankfurt 1987.
- Fischer, Hermann (Hg.): Schwäbisches Wörterbuch, Band 4. Tübingen 1914.
- Freudenberger, Hermann: Schwabenreport. Stuttgart 1975.
- Härtling, Peter: Die Kehrwoche. In: Schwäbische Kuriosa. Tübingen 1974, S. 63-70.
- Rapp, Adolf: Die Ausbildung der württembergischen Eigenart. In: Archiv für Kulturgeschichte, Band 11. Berlin 1914, S. 196-240.
- Reyscher, August Ludwig (Hg.): Sammlung der württembergischen Gesetze. Tübingen 1841.
- Rümelin, Gustav: Der württembergische Volkscharakter (Reprint). Stuttgart 1986.
- Sauer, Paul: Geschichte der Stadt Stuttgart, Band 3. Stuttgart 1993.

Troeltsch, Ernst: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Tübingen 1923.
Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1925.

Silke Strecker: Der „Schwäbische Volkscharakter“ wird konstruiert

Duller, Eduard: Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten, Band 1. Leipzig 1847.
Gerndt, Helge: Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten. München 1981.
Hartmann, Andreas: Die Anfänge der Volkskunde. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1994, S. 9-30.
Hassert, Kurt: Landeskunde des Königreichs Württemberg. Leipzig 1903.
Hoffmann, Vollrath K. Fr.: Deutschland und seine Bewohner. Ein Handbuch für alle Stände. Band 2. Stuttgart 1836.
Hoeslin, Jeremias: Beschreibung der württembergischen Alp. Tübingen 1798.
Jeismann, Michael: Was bedeuten Stereotypen für nationale Identität und politisches Handeln? In: Link, Jürgen/Wülfing, Wulf (Hg.): Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität. Stuttgart 1991, S. 84-93.
Kaschuba, Wolfgang: Aufbruch in die Moderne – Bruch der Tradition? Volkskultur und Staatsdisziplin in Württemberg während der napoleonischen Ära. In: Württemberg im Zeitalter Napoleons. Band 2. Stuttgart 1987, S. 669-689.
Königlich Statistisch-Topographisches Bureau (Hg.): Das Königreich Württemberg. Stuttgart 1882.
Nußbeck, Ulrich: Schottenrock und Lederhose. Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees. Berlin 1994.
Memminger, Johann Daniel Georg (Hg.): Beschreibung des Oberamts Münsingen. Stuttgart 1825.
Ders. (Hg.): Beschreibung des Oberamts Cannstatt. Stuttgart 1832.
Reinhard, Eugen (Hg.): Regionalforschung in der Landesverwaltung. Stuttgart 1995.
Riehl, Wilhelm Heinrich: Land und Leute. Stuttgart 1883.
Römhild, Regina: Histourismus. Fremdenverkehr und lokale Selbstbehauptung. Frankfurt am Main 1990.
Ruoff, Arno: Blüten aus den Konferenzaufsätzen 1899/1900. Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Hermann Bausinger zum 60. Geburtstag. Tübingen 1986.
Schaab, Meinrad: Die Herausbildung einer Bevölkerungsstatistik in Württemberg und in Baden während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte. 30. Jg. Stuttgart 1973, S. 164-200.
Schmoll, Friedemann: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Tübingen und Stuttgart 1995.
Sievers, Kai Detlev: Fragestellungen der Volkskunde im 19. Jahrhundert. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1994, S. 31-50.

Statistisches Landesamt Baden-Württemberg (Hg.): 150 Jahre amtliche Statistik in Baden-Württemberg. Stuttgart 1970.
Weber-Kellermann, Ingeborg/Bimmer, Andreas C.: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte. Stuttgart 1985.
Projektgruppe „Schwabensbilder“ am Ludwig-Uhland-Institut: Interview Nr. 11 (masch.). Tübingen 1996.

Utz Jeggle: So isch no au wieder

Barth, Christian Gottlob: Geschichte von Württemberg, neu erzählt für den Bürger und Landmann. Nachdruck der Erstausgabe von 1843. Stuttgart 1986.
Bauer, Ludwig (Hg.): Schwaben wie es war und wie es ist. Karlsruhe 1842.
Bausinger, Hermann: „Voelklein schwer zu begreifen ...“. Friedrich Theodor Vischer und die Schwaben. In: Suevica. Beiträge zur schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte, Bd. 5. Stuttgart 1989, S. 55-63.
Borst, Otto: Die heimlichen Rebellen. Stuttgart 1980.
Burger, Heinz-Otto: Die Gedankenwelt der großen Schwaben. Tübingen und Stuttgart 1951.
Fischer, Hermann: Schwäbische Literatur im 18. und 19. Jahrhundert. 2 Bde. Tübingen 1899 und 1911.
Gradmann, Robert: Süddeutschland 1. Stuttgart 1931.
Keller, Albrecht: Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg 1907.
Keyssler, Johann Georg: Neueste Reisen durch Deutschland. Hannover 1751.
Krauss, Rudolf: Schwäbische Literaturgeschichte. 2 Bd. Freiburg 1897.
Nicolai, Christoph Friedrich: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. Berlin und Stettin 1783-1795.
Roeder, Gustav: Württemberg. Vom Neckar zur Donau. Nürnberg 1972.
Volz, Gunter: Schwabens streitbare Musen. Schwäbische Literatur des 18. Jahrhunderts im Wettstreit der deutschen Stämme. Stuttgart 1986.

Wie Schwaben Schwaben sehen

Baum, Julius/Fleischhauer, Werner/Kobell, Stina: Die schwäbische Kunst im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1952.
Beye, Peter: Schwäbische Maler um 1900. Konstanz 1964.
Beyreuther, Erich: Geschichte des Pietismus. Stuttgart 1978.
Bischoff-Luithlen, Angelika: Der Schwabe und sein Häs. Stuttgart 1982.
Dies.: Von Land und Leuten der Alb. Stuttgart 1958.
Greschat, Martin (Hg.): Zur neueren Pietismusforschung. Darmstadt 1977.
Hesse, Wolfgang: Ansichten aus Schwaben. Kunst, Land und Leute in den Aufnahmen der ersten Tübinger Lichtbildner und des Fotografen Paul Sinner (1838-1925). Tübingen 1989.
Koch, David: Theodor Schüz. Stuttgart 1908.
Ders.: Theodor Schüz. In: Sammlung farbiger Volkskunstabblätter. Stuttgart o. J. [nach 1905].

- Malerei und Plastik des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet von Christian von Holst. Katalog der Staatsgalerie Stuttgart. Stuttgart 1982.
- Museum „Im Dorf“ Betzingen. Führer durch das Museum. Herausgegeben von der Stadt Reutlingen. Reutlingen 1990.
- Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen (Leitung: Martin Scharfe): Heitere Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande. Bilder schwäbischen Landlebens im 19. Jahrhundert. Tübingen 1983.
- Reutlingen-Betzingen. Ein unterhaltsamer Gang durch die Geschichte. Herausgegeben von der Stadtverwaltung Reutlingen. Reutlingen 1982.
- Reutlinger Geschichtsblätter. Herausgegeben vom Verein für Kunst und Altertum, Reutlingen. Jahrgang 1958/59, Nr. 1 (Neue Folge). Reutlingen 1959.
- Scharfe, Martin: Folklorismus in der Malerei des 19. Jahrhunderts. Unveröffentlichtes Referat im Kolloquium „Zum Problem des Folklorismus“. Tübingen 1963.
- Schmidt, Martin: Pietismus. Band 145. Stuttgart 1972.
- Trautwein, Joachim: Religiosität und Sozialstruktur. Calwer Hefte zur Förderung biblischen Glaubens und christlichen Lebens. Heft 123. Stuttgart 1972.
- Unsel, Werner: Die schwäbische Verbesserung der Sünder. Vom Kirchenkonvent zur Kehrwoche. In: Zwischen Kanzel und Kehrwoche. Glauben und Leben im evangelischen Württemberg. Herausgegeben vom Landeskirchlichen Museum Ludwigsburg. Ludwigsburg 1994.
- Walzer, Albert/Widmann, Hans: Die schwäbische Alb in Dichtung und Malerei. Stuttgart 1963.
- Württemberg. Monatszeitschrift im Dienste von Volk und Heimat. Herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde des Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege. Stuttgart 1931.
- Andreas Vogt:**
Zwischen „Schwäbisch Arkadien“ und „Musterlände“
- Alber, Wolfgang/Frahm, Eckart/Stadler, Otto: Schwäbische Alb. Eine Bildreise. Hamburg 1996.
- Baumhauer, Hermann/Feist, Joachim: Schwäbische Alb. Stuttgart 1996.
- Becker, Jörg: Arkadische, heroische, schwäbische Landschaften. Spielarten der Landschaftsmalerei zwischen Harper und Steinkopf. In: Holst, Christian von (Hg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770-1830 (Aufsätze). Stuttgart 1993, S. 245-254.
- Burkhardt, Axel: Von der Hohen Carlsschule bis Bernhard Pankok. In: Manteuffel, Claus Zoege von (Hg.): Kunst und Künstler in Württemberg. Das 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1996, S. 23-104.
- Henning, Rudolf/Maier, Gerd: Eberhard Emminger. Süddeutschland nach der Natur gezeichnet und lithographiert. Stuttgart 1986.
- Hesse, Wolfgang: Ansichten aus Schwaben. Kunst, Land und Leute in Aufnahmen der ersten Tübinger Lichtbildner und des Fotografen Paul Sinner (1838-1925). Tübingen 1989.
- Holst, Christian von (Hg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770-1830 (Katalog). Stuttgart 1993.
- Maurer, Hans-Martin: Herzog Carl Eugen und seine Hohe Schule. In: Holst, Christian von (Hg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770-1830 (Aufsätze). Stuttgart 1993, S. 13-27.
- Pfündel, Thomas/Walter, Eva: Rauhe Alb. Stuttgart 1990.
- Dies.: Faszination Schwäbische Alb. Leinfelden-Echterdingen 1993.
- Dies.: Zaubrerhafte Schwäbische Alb. Leinfelden-Echterdingen 1996.
- Schefold, Max: Alte Ansichten aus Württemberg, Band 1. Stuttgart 1956.
- Ders.: Veduten der Schwäbischen Alb. In: Städtische Galerie Albstadt (Hg.): Das Landschaftsbild der Schwäbischen Alb, Band 1. Albstadt 1980, S. 9-22.
- Uhlig, Wolfgang: Die künstlerische Ausbildung an der Hohen Carlsschule. In: Holst, Christian von (Hg.): Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770-1830 (Aufsätze). Stuttgart 1993, S. 47-59.
- Carsten Kohlmann:**
Postkarten und Reiseandenken aus dem Schwabenland
- Generaldirektion der Kgl. Württembergischen Staatseisenbahnen (Hg.): Schwäbisches Wanderbuch. Eisenbahn- und Wanderführer durch Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart/Berlin/Leipzig o. J.
- Hesse, Wolfgang: Ansichten aus Schwaben. Kunst, Land und Leute in Aufnahmen der ersten Tübinger Lichtbildner und des Fotografen Paul Sinner (1838-1925). Tübingen 1989.
- Kaufmann, Gerhard: Die Postkarte im Spiegel von Kultur und Gesellschaft. In: Ders./Lebeck, Robert (Hg.): Viele Grüße ... Eine Kulturgeschichte der Postkarte. Dortmund 1985, S. 399-457.
- Köstlin, Konrad: Souvenir. In: Alber, Wolfgang u.a. (Hg.): Übriges. Kopflöse Beiträge zu einer volkskundlichen Anatomie. Utz Jeggle zum 22. Juni 1991. Tübingen 1991, S. 131-141.
- Köstlin, Konrad: Souvenirs im Lebensmuseum. In: Bausinger, Hermann u.a. (Hg.): Ums Leben sammeln. Ein Projekt. Tübingen 1994, S. 186-203.
- Nußbeck, Ulrich: Schottenrock und Lederhose. Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees (=Kleine Schriften der Freunde des Museums für Volkskunde, Heft 14). Berlin 1994.
- Redaktion der Union-Führer (Hg.): Württemberg und Hohenzollern. Reisehandbuch. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1896.
- Schwarz, Uli: Andenken und Photographie - Zeichen im Alltag. In: Berwing, Margit/Köstlin, Konrad (Hg.): Reise-Fieber. Begleitheft zur Ausstellung des Lehrstuhls für Volkskunde an der Universität Regensburg (=Regensburger Schriften zur Volkskunde, Band 2). Regensburg 1984, S. 78-99.
- Walter, Karin: Postkarte und Photographie. Studien zur Massenbild-Produktion (=Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Band 56). Würzburg 1995.
- Württembergisch-Hohenzollerische Vereinigung für Fremdenverkehr (Hg.): Bunte Blätter aus Württemberg und Hohenzollern. Ausstellungskatalog aus Anlaß der unter dem Protektorat seiner Majestät des Königs von Württemberg stehenden Schwäbischen Landesausstellung für Reise- und Fremdenverkehr vom 1. April bis 10. Juni 1912. Stuttgart 1912.

Michael Hermann: Die Kunst des Spagats

- Gabler, Georg (Bearbeiter): Grundbuch des Schwäbischen Sängerbundes. Stuttgart 1925.
- Gokeler, Stephan/Hermann, Michael/Jeggel, Utz: Die Erfindung des schwäbischen Erfinders. In: Jeggel, Utz/Staib, Heidi/Valet, Friederike (Hg.): Schwäbische Tüftler. Stuttgart 1995, S. 80-95.
- Kellen, Tony: Das Schwabenland. Hohenheim 1921.
- Lehner, Ulf: 'Der reichste Fürst'. Unveröffentlichter Aufsatz im Deutschen Volksliedarchiv Freiburg.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Musikalische Charakterköpfe. 1. Band. Stuttgart 1899.
- Timmermann, Johannes: 'Gott mit dir, du Land der Bayern...'. In: *Schönere Heimat* 1996/4, S. 201-208.

Andreas Vogt: Die anderen Schwaben

- Bechtold-Comforty, Beate: Spätzle und Tscholent. Aspekte schwäbisch-jüdischer Eßkultur. In: Schoeps, Julius H. u. a. (Hg.): *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* 1992. München 1992, S. 121-142.
- Becker, Franziska: Die nationalsozialistische Judenverfolgung in Baisingen. In: *Der Sülchgau*. Band 32. Rottenburg 1990, S. 169-192.
- Dies.: Das beschwichtigte Gedächtnis oder: wie man sich in einem schwäbischen Dorf an die Verfolgung der Juden im Nationalsozialismus erinnert. In: Landesarchiv Vorarlberg (Hg.): *Landjudentum im Süddeutschen- und Bodenseeraum*. Dornbirn 1992, S. 197-207.
- Dies.: Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde. Göttingen 1994.
- Beschreibung des Oberamts Göppingen. Stuttgart 1844.
- Bumiller, Casimir: Judenpolitik in Südwestdeutschland im 16. Jahrhundert: das Spannungsfeld zwischen Hohenberg, Württemberg und Hohenzollern. In: *Der Sülchgau*. Band 32. Rottenburg 1990, S. 131-144.
- Feuchtwanger, Lion: *Jud Süß*. Frankfurt 1991.
- Geppert, Karlheinz: Vom Schutzjuden zum Bürger. Aspekte zur Geschichte der Juden in Baisingen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. In: *Der Sülchgau*. Band 32. Rottenburg 1990, S. 145-168.
- Geschichtswerkstatt Tübingen (Hg.): *Zerstörte Hoffnungen. Wege der Tübinger Juden*. Stuttgart 1995.
- Hahn, Joachim: *Synagogen in Baden Württemberg*. Stuttgart 1987.
- Ders.: *Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg*. Stuttgart 1988.
- Ders.: *Schweigend spricht der Stein. Jüdische Architektur und Baukunst in der Bodensee-Region und in Oberschwaben*. In: Kustermann, Abraham P./Bauer, Dieter R. (Hg.): *Jüdisches Leben im Bodenseeraum*. Ostfildern 1994, S. 193-209.
- Jeggel, Utz: *Judendörfer in Württemberg*. Tübingen 1969.
- Ders.: *Judendörfer in Württemberg*. In: Blümcke, Martin (Hg.): *Abschied von der Dorfidylle*. Stuttgart 1982, S. 86-94.

- Ders.: Was bleibt? Die Erbschaft der Dorfjuden und der „Judendörfer“. In: *Allmende* 36/37. 13. Jahrgang. Eggingen 1993, S. 30-41.
- Juden in Buttenhausen. Ständige Ausstellung in der Bernheimerschen Realschule Buttenhausen (=Schriftenreihe des Stadtarchivs Münsingen, Band 3). Münsingen 1994.
- Juden in Hechingen. Katalog zur Dokumentation in der Alten Synagoge Hechingen. Hg. v. Initiative Hechinger Synagoge e. V./Verein Alte Synagoge e. V. Hechingen o. J. (1991).
- Jüdisches Museum in der Alten Kirche Jebenhausen (=Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 29). Weissenhorn 1992.
- Richarz, Monika: Landjuden – ein bürgerliches Element im Dorf? In: Jacobeit, Wolfgang (Hg.): *Idylle oder Aufbruch? Das Dorf im bürgerlichen 19. Jahrhundert*. Berlin 1990, S. 181-196.
- Sauer, Paul: *Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Denkmale, Geschichte, Schicksale*. Stuttgart 1966.
- Schmoll, Friedemann: *Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts*. Tübingen und Stuttgart 1995.
- Schneider, Birgit: Religion und Bildung der württembergischen Juden im 19. Jahrhundert. In: Borst, Otto (Hg.): *Minderheiten in der Geschichte Südwestdeutschlands*. Tübingen 1996, S. 174-187.
- Spuren jüdischen Lebens in Württemberg und die nationalsozialistische Verfolgung. Hg. v. Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart e. V. Stuttgart 1988.
- Tänzer, Aron: *Die Geschichte der Juden in Württemberg*. Frankfurt 1937.

Carsten Kohlmann: Der Volkskundler August Lämmle und die Heimat- schutzbewegung in Württemberg

- Dölker, Helmut: August Lämmle und die schwäbische Volkskunde. In: *Schwäbische Heimat* 6/1951, S. 257-258.
- Gaisberg-Schöckingen, Friedrich Freiherr von: *Geschichte der Gründung des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern*. In: *Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1919*. Stuttgart 1919, S. 8-19.
- Hartung, Werner: 'Das Vaterland als Hort von Heimat.' Grundmuster konservativer Identitätsstiftung und Kulturpolitik in Deutschland. In: Klüeting, Edeltraud (Hg.): *Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung*. Darmstadt 1991, S. 112-156.
- Lämmle, August: *Unser Volkstum, Veröffentlichungen des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege, Drittes Buch*. Stuttgart 1925.
- Ders.: *Das neue Gesicht der Heimat*. In: *Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1927*. Stuttgart 1927, S. 5-12.
- Ders.: *Die Schwaben*. In: Wähler, Martin (Hg.): *Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge*. Jena 1937, S. 274-286.

- Ders.: 'Was liegt dem guten Menschen näher als die Seinen?' Tatsachen zu den Begriffen 'Volkstum' und 'Bolschewismus'. In: Monatsschrift Württemberg 104 (1937), S. 297-299.
- Ders.: Unterwegs. Erinnerungen und Begegnungen. Reutlingen 1951.
- Ders.: Volkstum und Heimat in Baden-Württemberg. Karlsruhe-Durlach 1951.
- Ders.: Das Herz der Heimat. Eine Aussteuer aus dem schwäbischen Hausgut für unsere Söhne und Töchter daheim und draußen. Stuttgart 1957.
- Maier, Stefan: Volkskunde und Heimatpflege. Zur Geschichte eines distanzierten Verhältnisses. In: Klüeting, Edeltraud (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991, S. 344-370.
- Roller, Hans-Ulrich: August Lämmle 1876-1962. In: Bausinger, Hermann (Hg.): Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg (=Volksleben, Band 5). Tübingen 1964, S. 277-293.
- Schuster, Felix: 40 Jahre Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern. Ein Rückblick auf Grund eigener Erinnerungen. In: Ders. (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1949. Stuttgart 1949, S. 174-175.
- Ders.: Geschäftsbericht 1940-1949. In: Ders. (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1949. Stuttgart 1949, S. 174-175.
- Schwenkel, Hans: August Lämmle zum 50. Geburtstag. In: Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1927. Stuttgart 1927, S. 7-15.
- Ders.: August Lämmle 80 Jahre alt. In: Schwäbische Heimat 6/1956, S. 225-228.
- Setzler, Wilfried: 'Die schwäbische Heimat in ihrer Eigenart zu schützen' – Auftrag seit 75 Jahren. In: Schwäbische Heimat 2/1984, S. 102-115.

Steffen Rempel:

„Em Schwobaland, em Schwobaland so schee“

- Aicher, Julian: Da läuft was. Einblicke in Rockszene der ober-schwäbischen Provinz. Ravensburg 1987.
- Bausinger, Hermann: Zur kulturalen Dimension von Identität. In: Zeitschrift für Volkskunde. 73. Jg. 1977, S. 210-215.
- Bausinger, Hermann: Kulturelle Identität – Schlagwort und Wirklichkeit. In: Ders. (Hg.): Ausländer – Inländer. Arbeitsmigration und kulturelle Identität. Tübingen 1986, S. 141-159.
- Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994.
- Hofelich, Maria Anna: „Oinr isch emmr dr Arsch“(!) Die Geschichte der schwäbischen Rockgruppe *Schwoißfuß*. Zwischenprüfungsarbeit am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. Tübingen 1989.
- Röhrich, Lutz: „... und das ist Badens Glück“. Heimatlieder und Regionalliedern im deutschen Südwesten. Auf der Suche nach Identität. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 1990, S. 13-25.
- Schobess, Rainer: Plattdeutsch und Popmusik. Ein Abgesang. Bremen 1987.

Frank Rumpel:

„Duifer äckra, it so oberflächlich omanander scherr!“

- Bausinger, Hermann: Dialektdichtung. In: Zeller, Bernhard/Scheffler, Walter (Hg.): Literatur im deutschen Südwesten. Stuttgart 1987, S. 277-295.
- Ders.: Ein bißchen unsterblich. Schwäbische Profile. Tübingen 1996.
- Feinäugle, Norbert: Beobachtungen und Überlegungen zum Stellenwert der Mundartliteratur in der Region. In: Schmitt, Eva-Maria/Thyssen, Achim: Einstellungen und Positionen zur Mundartliteratur. Internationales Mundartarchiv „Ludwig Soumagne“ des Kreises Neuss 1992. Frankfurt 1993, S. 21-51.
- Feinäugle, Norbert/König, Wilhelm: Mundartdichtung in Württemberg seit 1945. Reutlingen 1991.
- Gruber, Ewald: Michel Buck und die schwäbische Dichtung seiner Zeit. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach. 5. Jg. Heft 1, 1982.
- Rühm, Gerhard (Hg.): Die Wiener Gruppe. Achleitner, Artmann, Bayer, Rühm, Wiener. Texte, Gemeinschaftsarbeiten, Aktionen. Reinbek bei Hamburg 1985.
- Schmid-Cadalbert, Christian: Neue Mundartliteratur - Anspruch und Wirklichkeit. In: Schmitt, Eva-Maria/Thyssen, Achim (Hg.): Einstellungen und Positionen zur Mundartliteratur, S. 97-113.

Ralph Winkle: Tatort Württemberg

Primärliteratur:

- Borowsky, Kay: Schnee fällt auf die Hüte. Tübingen 1983.
- Geidel, Thomas: Der verschwundene Kraut-Manager. Ein Filder-Krimi. Stuttgart 1989.
- Heim, Uta-Maria: Das Rattenprinzip. Reinbek bei Hamburg 1991.
- Dies.: Der harte Kern. Reinbek bei Hamburg 1992.
- Dies.: Die Kakerlakenstadt. Reinbek bei Hamburg 1993.
- Dies.: Der Wüstenfuchs. Reinbek bei Hamburg 1994.
- Huby, Felix: Der Atomkrieg in Weihersbronn. Reinbek bei Hamburg 1977.
- Ders.: Tod im Tauerntunnel. Reinbek bei Hamburg 1977.
- Ders.: Sein letzter Wille. Reinbek bei Hamburg 1979.
- Pontius, Heike: Ums ganze Leben. Zürich 1996.

Sekundärliteratur:

- Andresen, Thomas: Wie man den Dicken aus Düsseldorf zum Mörder macht. Über die Situation der deutschen Kriminalromanschriftsteller. In: Rudi Korst (Hg.): Der moderne deutsche Kriminalroman 2. Stuttgart 1982.
- Kracauer, Siegfried: Der Detektiv-Roman. Frankfurt am Main 1979.
- Rodian, Irene: Profil des deutschen Krimis: Provinz. In: Ermert, K./Gast, W.: Der neue deutsche Kriminalroman. Loccum 1985.
- Schmidt, Jochen: Gangster, Opfer, Detektive: Eine Typengeschichte des Kriminalromans. Frankfurt am Main; Berlin 1989.
- Tews, Lydia: Was steckt hinter einem Verbrechen? In: Ermert, K./Gast, W.: Der neue deutsche Kriminalroman. Loccum 1991.

Silke Strecker:
Wie Schwabenbilder betrachtet werden können

- Balibar, Etienne: Gibt es einen „neuen Rassismus“? In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*. 31. Jahrgang, Heft 3. Hamburg 1989, S. 369-380.
- Baier, Lothar: Neun Thesen zum real existierenden Regionalismus. In: *Allmende* 34/35. 12. Jahrgang. Baden-Baden 1992, S. 3-6.
- Bausinger, Hermann: Lauter Ausländer. Die Südwestdeutsche Kultur als Importerzeugnis. In: *Landeszentrale für politische Bildung (Hg): Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde, Teil 2*. Stuttgart 1991, S. 58-75.
- Ders.: Regionalkultur in der Krise? In: *Allmende* 34/35. 12. Jahrgang. Baden-Baden 1992, S. 8-12.
- Ders.: Fremde als Problem. In: *Allmende* 42/43. 14. Jahrgang. Eggingen 1994, S. 19-40.
- Ders.: Region – Kultur – EG. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band XLVIII/97*. Wien 1994, S. 113-140.
- Ders.: Identität im deutschsprachigen Kultur- und Medienraum. In: *Allmende* 44. 15. Jahrgang. Eggingen 1995, S. 10-28.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main 1996.
- Burke, Peter: We, the people: popular culture and popular identity in modern Europe. In: *Lash, Scott/Fiedeman, Jonathan (ed.): Modernity and identity*. 1996.
- Ehn, Billy/Frykman, Jonas/Löfgren, Orvar: *Försvenskningen av Sverige. Det nationellas förvandlingar*. 1993.
- Dittrich, Eckhard J. (Hg.): *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*. Opladen 1990.
- Galtung, Johan: Alternatives to national identities. Manuskript eines Vortrags, gehalten am 2. Mai 1996 in Lund/Schweden.
- Hall, Stuart: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Band 2*. Hamburg 1994.
- Jeggle, Utz: Deutung und Bedeutung des Fremden in und um uns. In: *Kulturkontakt – Kulturkonflikt*. 26. Deutscher Volkskundekongress in Frankfurt vom 28. September bis 2. Oktober 1987, Band 1. Frankfurt 1988, S. 89-98.
- Kaschuba, Wolfgang: Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: *Ders. (Hg.): Kulturen, Identitäten, Diskurse: Perspektiven Europäischer Ethnologie*. Berlin 1995, S. 11-30.
- Köstlin, Konrad: Die Regionalisierung von Kultur. In: *Köstlin, Konrad/Bausinger, Hermann (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur*. 22. Deutscher Volkskundekongress in Kiel vom 16. – 21. Juni 1979. Neumünster 1980, S. 25-36.
- Ders.: Heimat geht durch den Magen. Oder: Das Maultaschen-syndrom – Soul-Food in der Moderne. In: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 4*. Stuttgart 1991, S. 147-164.
- Ders.: Wissenschaft als Lieferant von Erfahrung. In: *Volkskunde und Brauchtumpflege im Nationalsozialismus in Salzburg (=Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Band 8)*. Salzburg 1995/96, S. 25-34.
- Lindner, Rolf (Hg.): *Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität*. Frankfurt am Main/New York 1994.
- Löfgren, Orvar: *Linking the local, the national and the global. Past and present trends in European ethnology*. 1995.
- Lübbe, Hermann: Die große und die kleine Welt. Regionalismus als europäische Bewegung. Aulavorträge 50. 1990.
- Schilling, Heinz/Ploch, Beatrice (Hg.): *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1995.
- Schober, Anna: *Montierte Geschichte. Programmatische historische Ausstellungen*. Wien 1994.
- Welz, Gisela: Multikulturelle Stadtpolitik. Das Frankfurter Modell. In: *MultiKultur Journal. Studierendenprojekt am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen*. Tübingen 1992, S. 6-12.
- Werlen, Benno: Regionalismus. Eine neue soziale Bewegung. In: *Barsch, Dietrich/Karrasch, Heinz (Hg.): 49. Deutscher Geographentag Bochum 1993, Band 4*. Stuttgart 1995, S. 46-54.

Ungedruckte Quellen

- Interviews: Nr. 5 (m, Student, 26), Nr. 3 (w, Hauswirtschaftsmeisterin, 70), Nr. 12 (m, tätig in der Straßenbauverwaltung, 43), Nr. 13 (w, Volkshochschullehrerin, 57).

Hollister Mathis:
John Cranko und das Stuttgarter Ballettwunder

- Gilman, Sander L.: *Rasse, Sexualität und Seuche. Reinbek bei Hamburg* 1992.
- Haydée, Marcia/ Woolliams, Anne/Doll, Hans-Peter (Hg.): *John Cranko*. Stuttgart 1973.
- Klein, Gabriele: *Frauen, Körper, Tanz. Eine Zivilisationsgeschichte des Tanzes*. München 1994.
- Koegler, Horst (Hg.): *Ballett: Chronik und Bilanz des Ballettjahres*. Seelze 1974.
- Köhle-Hezinger, Christel: Der schwäbische Leib. In: *Köhle-Hezinger, Christel/Mentges, Gabriele (Hg.): Der neuen Welt ein neuer Rock. Studien zu Kleidung, Körper und Mode an Beispielen aus Württemberg*. Stuttgart 1993, S. 59-80.
- Linse, Ulrich: *Barfüßige Propheten. Erlöser der zwanziger Jahre*. Berlin 1983.
- Plessner, Helmuth: *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. Frankfurt am Main 1992.
- Regitz, Hartmut: Das 'Mirakel Mensch'. Zum 20. Todestag John Crankos. In: *Odenthal, Johannes (Hg.): tanz aktuell*. Berlin, Nr. 5, 9/10 1993, S. 22-24.
- Schäfer, W. E.: *John Cranko über den Tanz. Gespräche mit Walter Erich Schäfer*. Frankfurt am Main 1974.
- Schaff, Adam: *Stereotypen und das menschliche Handeln*. München und Wien 1980.
- Skasa-Weiss, Ruprecht: „Fröhliche Sänger, Grazile Springer“ In: *Merian* 1/45: Stuttgart. Hamburg 1992, S.132-133.
- Trautwein, Joachim: *Religiosität und Sozialstruktur. Untersucht anhand der Entwicklung des württembergischen Pietismus*. Stuttgart 1972.

Bildnachweis

- AutorInnen: 31, 32, 33/1, 33/2, 34, 61, 64, 65, 67, 68, 69, 113, 150, 173, 174/1, 174/2, 175, 177, 179, 180/1, 180/2, 185, 186, 188, 189
- Bernd Bauknecht/Ludwig-Uhland-Institut: 2, 10/1, 10/2, 10/3, 16/1, 16/2, 27/2, 28, 38/2, 42, 77, 122/1, 122/2, 137, 202
- Besemuseum Mochental: 85
- Liselotte Bihl: August Lämmle-Lesebuch. ein schwäbisches Hausbuch. Mühlacker 1977 (3. Aufl.), S. 48f.: 144
- Soldat Birkmeyer aus Neuffen. Erinnerungen aus den Jahren 1863-1871. Nürtingen 1985, S. 66: 36
- Lothar Bladt, Markgröningen: 87
- Dieter Blum, Esslingen am Neckar: 164
- Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern (Hg.): Schwäbisches Heimatbuch 1927. Stuttgart 1927, S.7: 145
- John Cranko Biographie. Stuttgart 1985: 212
- Deutsches Theatermuseum, Archiv Madeline Winkler-Betzendahl, München: 213, 215/1, 215/2
- Diakonisches Werk Württemberg: 11/2
- Federseemuseum, Bad Buchau: 138/2
- Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart: 46, 47, 50, 51
- Heimatismuseum Mössingen: 10/2
- Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg. Tübingen 1969: 134
- Dorothea Kallenberg: Was dr Schwob ißt. Stuttgart 1986, S. 87: 153/1, 153/2
- Dr. Ulrich Keuler, Kusterdingen: 194, 196
- Hannes Kilian, Fotojournalist und Archiv, Wäschenbeuren: 216/1, 216/2
- Gundel Kilian, Fotojournalist und Archiv, Wäschenbeuren: 217
- Christel Köhle-Hezinger/Gabriele Mentges (Hg.): Der neuen Welt ein neuer Rock. Stuttgart 1993, S. 195: 27/1
- Abraham P. Kustermann/Dieter R. Bauer (Hg.): Jüdisches Leben im Bodenseeraum. Ostfildern 1994, S. 203: 136
- Landesdenkmalamt Tübingen: 139/2, 140/1
- Landeskirchliches Archiv: 74
- Landeskirchliches Museum, Ludwigsburg: 14, 73, 73, 76, 82, 84, 88
- Verlag Gebr. Metz, Tübingen: 11/1, 123/1-3
- Helmut Maier, Heiningen: 18
- Wolf-Dieter Nill, Tübingen: 21, 168
- Walter Ott, Buttenhausen: 139/1
- Martin Scharfe, Marburg: 55, 56/2, 72
- Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar: 112
- Resi Schwarz, Shavei Zion: 140/2
- Staatsgalerie Stuttgart: 103, 105/1, 105/2, 110, 111, 114/1
- Stadtarchiv Stuttgart: 114/2, 141
- Stadtarchiv Tübingen 116, 117, 131
- Stadtmuseum Göppingen: 126
- Stadtverwaltung Tübingen: 29/2
- Städtisches Museum Ludwigsburg: 75
- Statistisches Landesamt, Stuttgart: 91, 92
- Bernhard Trebuth, Reutlingen: 169
- Volksbank Horb: 104
- Foto Weber, Haigerloch: 138/1
- Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart: 9, 38/1, 98, 99, 100, 120/1-4, 121, 123/4
- Zeitungsarchiv des Ludwig-Uhland-Instituts: 147

Leihgeber

Archive und Museen:

Heimatmuseum Betzingen
Stadtmuseum Fellbach
Kutschenmuseum Felldorf
Stadtmuseum Gerlingen
Stadtmuseum Göppingen
Heimatmuseum Jungingen
Gemeindearchiv Leidringen
Landeskirchliches Museum, Ludwigsburg
Staatsarchiv Ludwigsburg
Stadtmuseum Mössingen
Heimatmuseum Münchingen
Optikmuseum Oberkochen (Firma Zeiss)
Waldensermuseum Schönenberg
Haus der Geschichte, Stuttgart
Staatsgalerie Stuttgart
Stadtarchiv Stuttgart
Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart
Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart
Stadtarchiv Tübingen
Stadtmuseum Tübingen
Universitätsbibliothek Tübingen

Firmen und Institutionen:

Restaurant Waldhörnle, Bebenhausen
Evangelische Kirchengemeinde Leidringen
Theater Lindenhof, Melchingen
Bausparkasse Schwäbisch Hall
Feinkost Böhm, Stuttgart
Landesvermessungsamt Stuttgart
Stuttgarter Ballett
VfB Stuttgart 1893 e. V.
Anatomisches Institut der Universität Tübingen
Anthropologisches Institut der Universität Tübingen
Restaurant Mauganeschtle, Tübingen
Schwäbischer Heimatbund

Privatpersonen:

Gertrud Buder, Waldenbuch
Edmund Bernt, Weissach-Flacht
Dr. Eberhardt, Mehrstetten
Stefan Gränzer, Tübingen
Dr. Ulrich Keuler, Kusterdingen
Iris Koch, Tübingen
Cem Özdemir, Bad Urach
Familie Weißenbühler, Neuweiler im Schönbuch

Für finanzielle, materielle und logistische Unterstützung der Ausstellung und der Buchproduktion danken wir:

LG-Stiftung Kunst und Kultur

Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. (TVV)

Firma Egger, Brilon

Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft e. G., Möglingen

